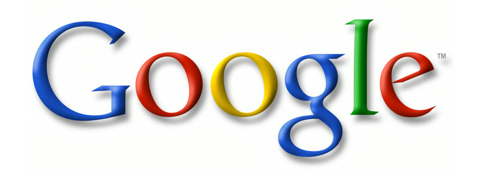
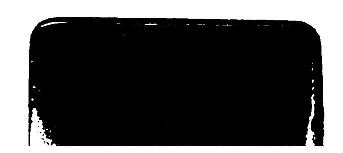








Geschichte

der

Nordamerikanischen

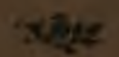


Literatur

Von

Karl Knortz.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Hans Lüstenöder.
1891.

Geschichte der Nordamerikanischen Literatur.



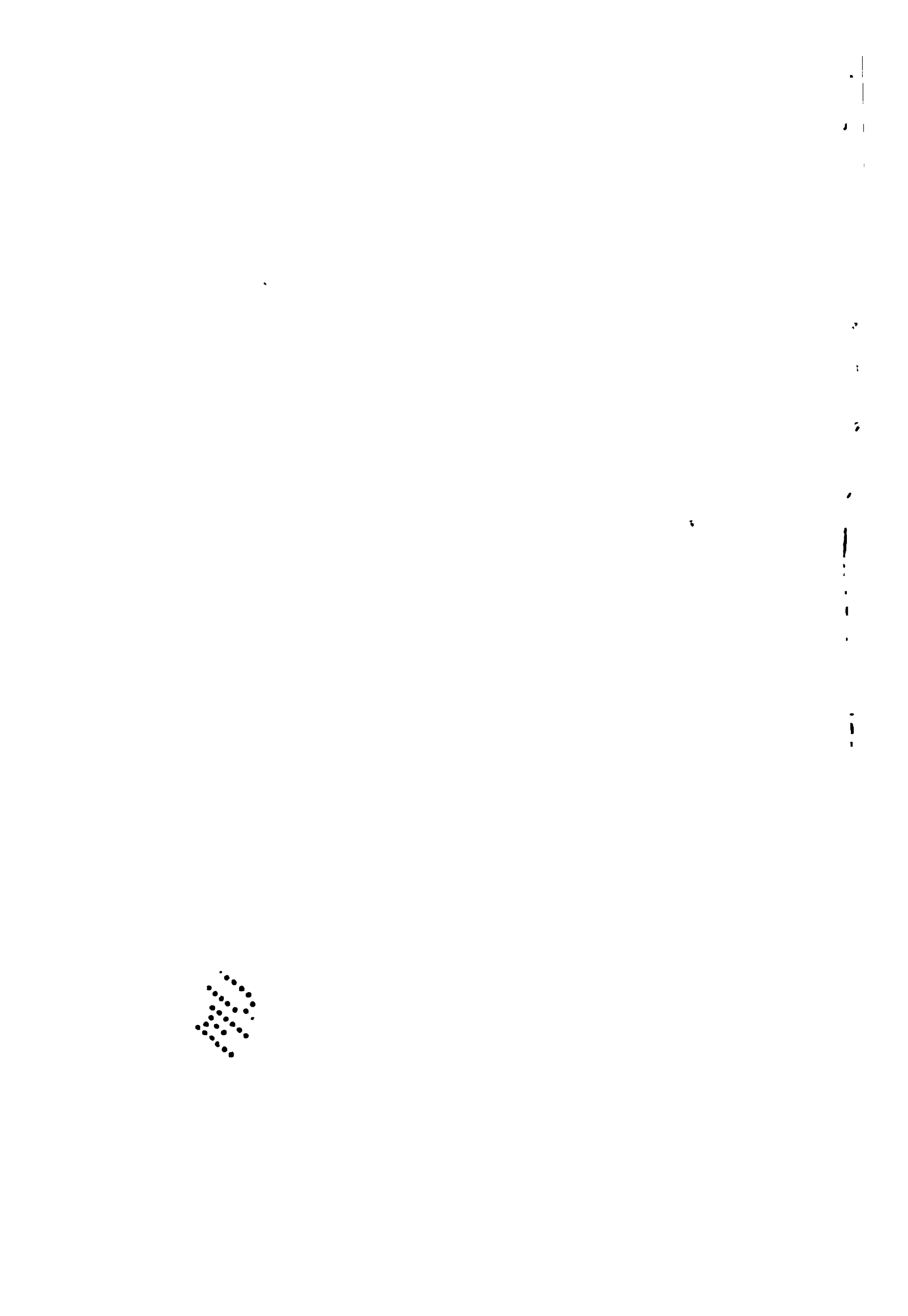
Von

Karl Knortz.

Zweiter Band.



Berlin.
Verlag von Hans Lüstenöder.
1891.



Inhalt.



Walt Whitman.

Im Jahre 1868 erschien in „Putnam's Monthly“
ne elegant geschriebene Erzählung, die den Titel „The
arpenter“ führte. Darin ward ein edler und geistreicher
Lann geschildert, der sich aller Mühseligen, Elenden
nd Verworfenen liebevoll annahm und der stets be-
it war, wenn er nur eine Gelegenheit fand, sein Letztes
opfern, um einem seiner Mitmenschen, den er viel-
icht vorher nie gesehen hatte und dessen Namen ihm
öllig unbekannt war, eine Freude zu machen. Unwill-
rlich dachte jeder Leser, unter diesem Humanitarier
Jesus von Nazareth verstanden; denn daß ein Mann
on solchen Gesinnungen und Thaten noch heutigen Tages
nd zwar in dem wegen seiner materialistischen Strö-
ung verschrieenen Amerika existiren konnte, hielt man
r eine reine Unmöglichkeit. Der tägliche Kampf ums
asein verhärtet die Gemüther derart, daß man zwar
och die alte, eingepflanzte Hochachtung für die Wohl-
äter der Menschheit beibehalten hat, aber trotzdem zur
nsicht gelangt ist, daß es klüger sei, vorläufig aus-

schließlich für sich zu sorgen und das Uebrige dem bekannten oder unbekannten Gott zu überlassen. So ist der Egoismus zu einer modernen Tugend geworden und hat auch bereits als solche seine Lobredner gefunden.

Jenen „Zimmermann“ aber braucht man doch nicht in der dunklen Vergangenheit eines fremden Landes zu suchen, sondern das Gute lag diesmal sehr nahe und zwar war darunter der Dichter und Humanitarier Walt Whitman, der seit geraumen Jahren zu Camden in New-Jersey ein stilles und beschauliches Dasein führt, verstanden. Derselbe ist denn auch in jeder Hinsicht einer der edelsten Karaktere, wie sie vielleicht alle tausend Jahre einmal auftauchen und von denen man nicht weiß, ob man sie zu den Menschen oder zu den Göttern rechnen soll. Man hört zwar tagtäglich von Predigern die christliche Lehre von der Selbstverleugnung in hundertfachen Variationen wiederkauen; zahlreiche sogenannte Christen lauschen begeistert diesen Worten, wenn aber wirklich einmal Einer diese Lehre in das praktische Leben überträgt und dem obersten Grundsatz des Christenthums durch Thaten anstatt durch billige Worte die Ehre gibt, dann geschieht ein Wunder und der Betreffende sollte von Rechtswegen in einem Kuriositätenkabinet für Geld gezeigt werden. Whitman aber ist keiner dieser bequemen Sonntagschristen und so viel wir wissen, verrichtet er seine Andachten nur in Gottes freier Natur; kein Wunder also, daß ihm die professionellen Pfaffen ebenso feindlich gesinnt sind wie es die Pharisäer und Schriftgelehrten Jesu waren. Whitman bekümmert sich ebensowenig um die herkömmlichen Glaubensbekenntnisse, die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien, wie es der Zimmermannssohn

aus Nazareth that; aber der Amerikaner weiß, daß letzterer in der Vision vom ewigen Gerichte nicht die Vertreter gewisser Duodezsekten und sonstige prominente Rückwärtser als Richter auftreten läßt, sondern daß er die Armen, Kranken, Mühseligen und Beladenen aufruft, Zeugnis über uns abzulegen und daß das, was wir diesen gethan haben, der einzige wahre Gottesdienst gewesen ist. Dies ist Whitman's kurzgefaßtes Glaubensbekenntnis, das er aber nicht allein durch Gedichte, sondern auch durch Thaten der Welt zur Anschauung gebracht hat. Dadurch, daß seine Schriften mit seinem Leben genau harmoniren und daß das letztere die handgreifliche Interpretation der ersteren ist, dokumentirt er sich abermals als eine leider sehr seltene Erscheinung.

Walt Whitman hat in der gesammten Literatur kein Seitenstück, sondern er steht in jeder Hinsicht auf eigenen, aber desto sicheren Füßen. Als vor mehreren Jahren in London eine Sammlung amerikanischer Gedichte erschien, hatte der Kompilator derselben Whitman's Portrait beigegeben und dadurch gezeigt, daß er ihn für den einzig wirklichen Dichter der neuen Welt hielt, wie denn überhaupt erst durch die Verehrung, die Whitman in tonangebenden Kreisen des Auslandes fand, Amerika allmälig dazu gebracht wurde, die Bedeutung seines neuen Sängers anzuerkennen.

Von Whitman's Gedichten, die den Titel „Leaves of Grass“ führen, erschien 1882 zu Philadelphia eine Gesammtausgabe. Durch diese Gedichte bringt er unsere ganze historische ars poetica zur Verzweiflung; die Reime betrachtet er als einen unnatürlichen Schmuck und in seinen langathmigen Streckversen sucht man vergeblich

nach irgend einem regelrechten Metrum. Whitman's Gedichte machen daher einen äußerst befremdenden Eindruck und man ist leicht geneigt, den Verfasser für einen Mann zu halten, der entweder einen Sparren zu viel oder zu wenig hat. Bald jedoch söhnt man sich mit seinen vermeintlichen Schrullen aus; je weiter man sich in das scheinbar so sonderbare Buch hineinliest, desto mehr kommt man unwillkürlich zu der Ueberzeugung, daß man es hier mit einem Dichter ersten Ranges, dem einst die Zukunft sicherlich gerechter wird, als die Gegenwart, zu thun hat. Ja, allmälig scheint es Einem, als walte auch eine gewisse Metrik in diesen Streckversen; doch wird man vergeblich nach einer Klassifikation derselben suchen.

Whitman's Gedichte liest man am besten im Freien, wo sie auch meistenstheils entstanden sind; aber man beeile sich ja nicht, das 382 enggedruckte Seiten starke Werk womöglich an einem Sommernachmittage im kühlen Waldschatten auf einmal durchzulesen, denn es sind keine leichtbeflügelte Mondscheinschwärmereien, die da den Schlaf befördern, und die man späterhin einer Nachbarin leiht und dann froh ist, wenn dieselbe das Zurückgeben vergißt; nein, wer diese gewaltigen Gedichte lesen will, darf vor allen Dingen nicht in der Eile sein, denn sie bieten keine leicht verdauliche Kost für ästhetische Pensionsdämchen, sondern sie enthalten nach der felsenfesten Ueberzeugung des Dichters die einzig wahre Religion, Civilisation, Humanität und Poesie, die dem demokratischen Amerika und mit der Zeit der gesammten Menschheit geziemen. Nur Derjenige, der in stillen Stunden ungestört über die höchsten Probleme der Menschheit nachgedacht hat, wird in Whitman eine wahlverwandte, durch innere Kämpfe

geläuterte Seele finden, deren Bekanntschaft wie ein Stahlbad auf ihn wirkt. Dies Buch gehört also zu den wenigen Werken, die man nicht nach einmaligem Lesen auf dem Büchergestelle verstauben läßt, sondern das man immer und immer wieder zur Hand nimmt und sich daran erquickt. Whitman ist ein Fortschrittsmann und Humanitarier vom reinsten Wasser; er ist ein Sänger und ein Kämpfer für die Verwirklichung der höchsten Ideale; er besingt den Krieg gegen alle überlieferten Formen unseres geistigen und politischen Lebens und der Schauplatz dieses Krieges ist die ganze Welt, auf der er Jeden zu einem muthigen Kämpfer erziehen will. Er tritt kühn auf und ist sich seiner Bedeutung vollkommen bewußt. Er ist der einzige Dichter, der einer wahrhaft demokratischen Weltanschauung huldigt; er predigt daher auch echt amerikanische Tugenden, wie Ausdauer, Fleiß, Mäßigkeit, Freiheit und Fortschritt. Für ihn ist das Alte vergangen und er fordert nun Jeden zum Mitstreben auf, daß Alles neu werde. Jede Arbeit, die nicht auf einer humanen Basis ruht, dünkt ihm zwecklos. Mit den vergangenen feudalen Verhältnissen und Ansichten der Vorzeit hat er nichts zu thun; er fußt auf den sozialen und politischen Umständen der Gegenwart und wirft von dort aus seinen Seherblick in die Zukunft. Da er nun so dem gesammten Zunftwesen energisch und rücksichslos den Fehdehandschuh hinwarf, darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß derselbe von zahlreichen Dunkelmännern aufgenommen wurde. Nur langsam, sehr langsam hat er sich Bahn gebrochen, aber sich in dem einmal gesteckten Ziele nicht irre machen lassen.

Als der englische Schriftsteller J. A. Symonds in

seinen „Studies of the Greek Poets" die Bemerkung machte, daß Whitman „griechischer" als irgend ein Dichter der Neuzeit sei, war das Londoner „Quarterly", das eine Besprechung dieses Buches brachte, darüber so erbost, daß es den Dichter der „Grashalme" wegwerfend „a vile American scribbler" nannte. Der nun verstorbene Philosoph und Schöngeist R. W. Emerson schrieb, nachdem er die „Grashalme" gelesen hatte, an den Verfasser, daß dies Buch das größte „piece" der Weisheit und des Verstandes sei, das er jemals gesehen habe; dieses Urtheil aber modificirte er späterhin so, daß man merkte, es habe ihm in der Seele leid gethan, seinem ersten Enthusiasmus solche Worte verliehen zu haben, und als er später seinen „Parnassus" edirte, gab es für ihn schon keinen Dichter Namens Whitman mehr.

Walt Whitman wurde am 31. Mai 1819 in dem Farmhause seines Vaters zu West-Hills auf Long-Island geboren. Späterhin zogen seine Eltern nach Brooklyn, woselbst er die öffentliche Schule besuchte. Von seinem sechszehnten Jahre an bekleidete er eine ärmliche Lehrerstelle an einer Dorfschule, dann aber widmete er sich der Buchdruckerei und der Schriftstellerei. Nachdem er eine längere Handwerksburschenfahrt durch die meisten Staaten der Union gemacht hatte, ließ er sich wieder in Brooklyn nieder, woselbst er in den Jahren 1851—54 kleine Häuser auf Spekulation baute und sie an Arbeiterfamilien verkaufte. Im Jahre 1862 war er in den Hospitälern in und um Washington als freiwilliger Krankenwärter thätig und von 1865 an bekleidete er eine Clerksstelle in dem Bureau des Generalanwaltes zu Washington, die er infolge eines Schlaganfalles 1873 aufgab. Dann zog er nach Camden

in New-Jersey, woselbst er im Hause seines Bruders ein ruhiges Junggesellenleben führt.

Die erste Auflage seiner „Leaves of Grass" erschien 1855, also im 35. Lebensjahre des Dichters. Zahlreiche Recensionsexemplare wurden ausgesandt; doch die wenigsten Zeitungen fanden es der Mühe werth, diesem sonderbaren Büchlein einige Worte zu widmen und diejenigen, die es thaten, entledigten sich ihrer Aufgabe in einer Weise, die da deutlich zeigte, daß man den Dichter für einen unheilbaren Narren hielt. Einige Journalisten schickten sogar die Recensionsexemplare mit beleidigenden Bemerkungen zurück und von der ganzen, tausend Exemplare starken Auflage wurden nur zehn Exemplare verkauft.

Den Betrieb der zweiten, durch einige neue Gedichte bereicherten Ausgabe übernahm eine bekannte New-Yorker Firma; als aber dieselbe von mehreren Seiten auf den wahren Karakter dieses Buches aufmerksam gemacht wurde, brach sie so schnell wie möglich jede Verbindung mit dem Dichter ab. So wurden allmälig fünf Auflagen gedruckt und größtentheils verschenkt. Der Londoner „Critic" diktirte dem Verfasser eine Anzahl Peitschenhiebe und die „Saturday Review" fertigte die „Grashalme" mit dem Epitheton „beastly" ab. Whitman gewöhnte sich mit der Zeit an derartige Urtheile so sehr, daß er gar nichts anders mehr erwartete und er höchst erstaunt war, als ihn Leute wie O'Connor, Burroughs, Dowden, Rosetti, Joaquin Miller, Robert Buchanan und Freiligrath für einen gewaltigen Dichter hielten.

Die erste Auflage, die der langjährige Gegenstand bitteren Hohnes und Spottes war, erschien ohne den Namen des Verfassers; aber der Dichter war darin ab-

gebildet und zwar in Hemdsärmeln, ohne Rock und Weste; das Hemd war vorn halb offen, eine Hand ruhte auf der Hüfte und die andere hatte er in der Hosentasche stecken. Das Gesicht war von einem Barte umrahmt und auf dem Kopfe hatte er einen Filzhut nachlässig sitzen. Auch dies Bild war den ästhetischen Urtheilsvollstreckern höchst anstößig und gab zu allerlei sarkastischen Bemerkungen Anlaß; trotzdem aber hat es seit jener Zeit jede neue Ausgabe der „Grashalme" geziert. Mit dem Prädikate „unmoralisch" gedachte man ein für allemal den Stab über den Dichter zu brechen und als Harlan, der erste Bureauchef, unter dem Whitman in Washington arbeitete, erfuhr, daß sein neuer Clerk der Verfasser der teuflischen „Grashalme" sei, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als denselben in christlicher Entrüstung seiner Stelle zu entsetzen. Diese That machte jedoch mehr böses Blut als der Verüber derselben ahnte; so rief sie unter anderem eine geharnischte Rechtfertigung von dem geistreichen William O'Connor hervor, die unter dem Titel „The Good Gray Poet" in Broschürenform erschien (1866) und die Harlan und Konsorten die Heuchlermaske rücksichtslos vom Gesichte riß und die bewerkstelligte, daß Whitman gleich darauf eine bessere Stelle eingeräumt wurde. Die Erbitterung gegen unseren Dichter war noch im Jahre 1881 in gewissen puritanischen Kreisen so stark, daß dem Bostoner Verleger James R. Osgood, der damals eine Gesammtausgabe der „Leaves of Grass" veranstaltete, von einem Rechtsanwalt die Notiz zuging, daß er, wenn er den Vertrieb jenes Werkes nicht augenblicklich einstellte, nähere Bekanntschaft mit den Gesetzen des Staates Massachusetts wegen Verbreitung obscöner Literatur machen würde.

Der Bundesbeamte Harlan sagte, Whitman sei ein verworfener Mensch, ein Verehrer des Princips der freien Liebe und ein beharrlicher Verächter alles dessen, was jedem Christen bisher heilig und theuer gewesen sei; er wurde allerdings durch O'Connor eines Besseren belehrt, aber er war nicht dazu zu bereden, die Entlassung Whitman's wieder zurück zu nehmen. Unmoralisch sollte Whitman in seinen Gedichten und auch in seinem Leben sein? Nun, wenn das Erstere wirklich wahr wäre, dann fort mit der Bibel, Shakespeare, Goethe, Lucian, Aristophanes, Cervantes, Juvenal, Spenser, Plutarch, Virgil, Dante u. s. w.; fort überhaupt mit der ganzen Literatur und Kunst; fort mit der Sonne, denn sie hat Flecken; fort mit der Menschheit und fort mit der ganzen Welt! O'Connor sagt, daß er in 9000 Zeilen der Whitman'schen Gedichte nur achtzig Ausdrücke gefunden habe, die allerdings den herkömmlichen Anstand verletzten. Wir hingegen haben in dem ganzen Buche nur drei kleine Gedichte gefunden, die wir lieber beseitigt sähen, weil sie an und für sich auch nicht den Werth des Buches erhöhen; und von diesen drei ist besonders eins entschieden zu verdammen, denn es enthält solche schauerliche, splitternackte Eindeutigkeiten, wie man sie nur in gewissen Kapiteln medicinischer Werke erwarten kann. Es ist allerdings schwer, ja unmöglich, die Grenze des Erlaubten mathematisch genau zu bestimmen und von der so gern zur Schau getragenen Prüderie, die ja jedes Tischbein in Hosen stecken möchte, halten wir nicht viel und von den entrüsteten Vertretern derselben noch viel weniger; eine Grenze aber muß doch gezogen werden und mag man in dieser Hinsicht auch noch so liberal sein, man muß doch zugeben, daß sie von Whit-

man einigemal überschritten worden ist. Dem Reinen ist doch nicht Alles rein. Wer aber mit aller Gewalt Anstößiges sucht, kann es bekanntlich überall finden und findet dies sogar in den „Idyls of the King“ des aristokratischen Nipptischdichters Tennyson.

Harlan wollte ein gewaltiger Streiter Christi sein und die amerikanische Regierung nach christlichen Grundsätzen reguliren; diese wichtigen Dienste aber ließ er sich von seinem Vaterlande schwer bezahlen, wohingegen der Heide Whitman den barmherzigen Samariter spielte, der nicht nur allein für seine Dienste keine Bezahlung nahm, sondern der auch noch sein sauer verdientes Geld zum Besten der im Kriege Verletzten verausgabte. Wenn er durch die Hallen des Hospitals zu Washington schritt, so verklärte sich gleichsam das Antlitz eines jeden Leidenden; denn Jedem brachte er etwas mit, dem Einen Tabak, dem Andern Obst, dem Dritten Briefpapier u. s. w. und für alle diese Dinge zahlte er aus der eigenen, nie übervollen Tasche. Die in den Hospitälern erlebten Scenen machten ihn vor der Zeit grau und alt. Wo war da das Christenthum?

Als der reiche Girard in seinem Testamente die Bestimmung getroffen hatte, daß das von ihm gestiftete Waisenhaus kein Geistlicher betreten dürfe, ließen seine Verwandten durch den berühmten Advokaten Webster dieses Testament auf den Grund hin anfechten, daß es eine Beleidigung der christlichen Religion enthalte und also für null und nichtig erklärt werden müsse. Webster hielt damals eine fulminante, viel gerühmte Rede zur Vertheidigung des Christenthums; aber was wollte er eigentlich? Er wollte so und so viele Waisenknaben auf die

Straße werfen und das denselben testirte Geld hungrigen Erben überliefern; wo war hier das Christenthum?

Unchristlich und unmoralisch also sollte Whitman sein! Den ersten Punkt haben wir hier näher erörtert und was den letzteren anbelangt, so ziehen wir es vor, einen Singvogel nach seinem Gesange, nicht aber nach seinem Miste zu beurtheilen. Des frommen Gellert Lieder findet man in allen protestantischen Gesangbüchern, trotzdem er Verfasser einer unzüchtigen Strohkranzrede war.

Der „Christian Examiner“ nannte 1856 Whitman's Gedichte eine gegen die englische Sprache begangene, grenzenlose Gemeinheit und eine Schmach und Schande für ganz Amerika; Philantropie sei allerdings darin enthalten, aber dieselbe kümmere sich weder um menschliche, noch göttliche Gesetze. Darauf haben wir nur den innigsten Wunsch zu äußern, daß die von Whitman gepredigte und im Leben practicirte Philanthropie recht bald Gemeingut aller Menschen werde. Whitman tritt scheinbar als Egoist auf, aber sein Egoismus ist himmelweit von dem verschieden, was man im gewöhnlichen Leben darunter versteht. Whitman's Egoismus, wenn man hier überhaupt so sagen darf, beruht auf dem Bewußtsein, daß er ein Theil der gesammten Natur ist und zu allen Wesen des Weltalls in innigster Beziehung steht.

„I celebrate myself,
And what I assume, you shall assume,
For every atom belonging to me as good belongs to you.“

Sein Egoismus ist also im Grunde nur Optimismus. Als Optimist aber kennt er nichts Böses; eins ist ihm so wichtig, so rein und gut wie das andere.

Seine Gedichte kann man nicht zur Pianobegleitung singen; er will begeistern, aber nicht einschläfern. Als Wagner seine Opern schrieb, schrieen alle musikalischen Zopfträger Zeter und Mordio über die Abwesenheit der Melodie und es dauerte gar lange Zeit, bis man die Berechtigung seines Strebens anerkannte und ein bewußtes Verständnis dafür bekam; als Whitman seine „Grashalme" veröffentlichte, vernahm man in literarischen Kreisen ein Wehklagen über die Abwesenheit der Reime und des Metrums und sagte, ja, wenn er doch in Jamben, Trochäen oder Hexametern geschrieben hätte, so wären wir schon zufrieden gewesen. Whitman aber ging hier wie überall seine eigene Bahn und kopirte Niemanden; doch wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, seine Gedichte mehrmals zu lesen, so wird man auch schon darin einen Rhythmus entdecken und zwar einen, der so eigenartig wie die gewaltige, darin niedergelegte Poesie ist.

Alles braucht seine Zeit; Whitman aber stellt sich im vollen Bewußtsein seiner Bedeutung stets als Poet der Zukunft hin. Seine Verse unterscheiden sich von dem gewohnten Reimgeklingel eben so sehr wie der Singsang der italienischen Opern von den Tonschöpfungen Wagner's; sie enthalten keine selbstbetrügenden Serenadentöne „like orient pearls at random strung"; sein Buch ist auch kein Treibhaus, in dem exotische Pflanzen unsere Sinne erquicken, sondern es enthält ächt männliche, geharnischte Klänge und Denjenigen, der denselben lauscht und ihnen folgt, führt sein Weg über gefährliche Klippen, unbetretene Wälder und stürmische Meere; das Buch der Natur wird ihm erschlossen und die Majestät derselben erquickt und

beruhigt sein Herz, wie sehr es innerhalb und außerhalb desselben auch stürmen möge.

Whitman ist Amerikaner durch und durch. Wie nun der Amerikaner das Joch der Europäer sammt ihren feudalen Hemmnissen glücklich abgeschüttelt hat und seine eigenen Wege gegangen ist, so soll es auch der Dichter eines demokratischen Gemeinwesens thun; seine Stoffe soll er nicht in der Vergangenheit und der Fremde suchen, sondern vielmehr in der Gegenwart und in der Heimath und mit dieser neuen Aufgabe des Dichters ist es Whitman von jeher heiliger Ernst gewesen. Alle Ereignisse des täglichen Lebens, alle Erfindungen und Entdeckungen der Gegenwart, jede bürgerliche Thätigkeit zieht er in den Bereich seines dichterischen Schaffens und dies stets mit der einzigen Absicht, die gesammte Menschheit zu veredeln. Der Amerikaner der Zukunft soll ein Idealmensch sein, der seinen Heiligenschein über die ganze Erde wirft.

Der Mittelpunkt seiner Gedichte ist der Mikrokosmos, oder der Mensch. Seiner Thätigkeit verdanken wir alle unsere civilisatorischen Einrichtungen, wie sie sich an die von der Natur gegebenen Bedingungen anschließen. Der Mensch ist also ein Theil der Natur und dieselbe ist die Quelle seiner Kraft, Gesundheit und Existenz. Er schließt sich ihr an, um sich ihrer Kräfte zu bedienen. Daher vernehmen wir denn in den Whitman'schen Poesien beständig das Knarren der Maschinen, das Gemurmel der Telegraphendrähte und den Klang der Aexte. Die alte Mythologie stellte die Schönheit dar, wie sie auf einem Löwen ritt und zeigte dadurch, daß sie ohne den Hintergrund der Naturkraft weder denkbar noch wirksam sei.

Die Schönheit wirkt also durch Zusammenstellung mit Kontrasten; ebenso die Natur. Die Absicht der meisten Dichter aber ist, die Schönheit ohne jenen Hintergrund darzustellen, wodurch sie jene ungezwungene Natürlichkeit verliert, die wir bei Whitman so sehr bewundern müssen. Homer nahm zum Hintergrunde seiner Iliade den Krieg mit allen seinen Schrecken, Dante die Hölle, Milton den Teufel und die Sünde, Shakespeare teuflische Leidenschaften; die poetae minorum gentium hingegen vermeiden sorgfältig die Schattenseiten des Natur- und Menschenlebens und zeigen uns nur die Blüthen, ohne zugleich des Stammes, der Wurzeln und der gedüngten Erde, ohne welche doch jede Blüthenpracht unmöglich ist, zu gedenken. Der ächte Meister jedoch nimmt die Natur als Einheit, in der ein Faktor so wichtig ist, wie der andere. Wo Andere uns nur die Blume bringen, bringt uns Whitman auch die Wurzel und den ganzen Platz mit, auf dem sie stand. Unsere Alltagsdichter schreiben gewöhnlich im Zimmer an der Seite des wärmenden Ofens; Whitman hingegen schreibt stets in der freien Natur und wer ihn daher recht verstehen will, darf ihn nur in des Dichters Landen lesen. Im „Song of myself", einem an überraschenden Metaphern und Gleichnissen reichen Gedichte, in dem sich besonders der sechste Abschnitt, der ein Gespräch über das Gras enthält, durch originellen Gedankenreichthum auszeichnet, stellt er sich, d. h. die ganze Menschheit, als Mittelpunkt des Universums hin. Er ist Alles: Greis und Kind, Mann und Frau, Narr und Gelehrter, Nordländer und Südländer, kurzum ein intregirender Theil alles Existirenden. Er sieht überall Leben und Bewegung und der sogenannte Tod hat daher keine Schrecken für ihn. Es

ist dies nicht allein ein Hochgesang auf die Natur, sondern auch auf die Stärke und Kraft. Whitman ist ein enthusiastischer Bewunderer der thätigen Leute, die da Wind und Wetter im Dienste der Menschheit trotzen. Wo man die Ruder führt, Pferde leitet und wo die Maschinen knarren, fühlt er sich zu Hause; jedes Thier, das seine Kraft gebraucht, das nicht wie der Mensch im Dunkeln über begangene Sünden klagt, das niemals vor Seinesgleichen kniet und das ihn durch keine Predigten über angebliche Pflichten gegen Gott krank macht, ist sein Bruder. Der Farmer, der sich aus den Bäumen des Urwaldes mit rüstiger Hand ein Blockhaus zimmert, der kräftige Bursche, der an der Feuerspritze beschäftigt ist, sind ihm wichtiger, als alle Götter der Vorzeit und als alle Helden vergangener Kriege.

Zeit und Raum existiren nicht für ihn; er ist, war und wird überall sein, wenn auch nicht in der Gestalt, die jetzt zwischen seinem Hut und seinen Schuhen steht. Er glaubt an eine materialistische Seelenwanderung, wenn man so sagen darf. Daher fürchtet er auch den sogenannten Tod nicht. Sein Körper wird zwar guter Dünger sein; aber er riecht nur den Duft der Rosen und genießt die saftigen Früchte, die demselben entspringen. Das Leben ist ein beständiges Sterben; schon zehntausend Mal sei er gestorben.

„So he sounds his barbaric yawp over the roofs of the world.“

In der Abtheilung „Adamskinder“ schlägt er ebenfalls ungewohnte Töne an und bewegt sich auf einem Gebiete, das der Poet besser unberührt läßt. Sie bilden eine tolle Walpurgisfeier, in der uns das Gemeinste

nackt und bloß vor die Augen gestellt wird. Unser in dieser Hinsicht schon früher ausgesprochener Tadel bezieht sich hauptsächlich auf diese Abtheilung und zwar vornehmlich auf das Gedicht: „A woman waits for me“. Doch Whitman kennt bekanntlich nichts Gemeines in der Natur.

In „Calamus“ sucht er die Universalliebe zum Hauptdogma der Religion der Zukunft zu erheben. Dann folgt das große Gedicht „Salut au Monde“, in dem er eine phantasiereiche Wanderung durch alle geographischen Breiten und Längen antritt und allen lebenden Wesen Glück und Frieden im Namen Amerika's wünscht.

Der grenzenlosen Liebesstimmung verleiht er ferner in dem edlen „Song of the open Road“ beredten Ausdruck; doch wiederholt er im Grunde nur die Gedanken, mit denen er uns schon früher vertraut gemacht hat. Der prächtige „Song of the Broad-Axe“ ist ein kulturhistorischer Hymnus, der in die Kategorie von Lanier's „Corn“ und Kane O'Donnell's „Song of Iron“ gehört. Es ist ein eleusisches Fest, wie es der amerikanische Pionier feiert. Die Axt mit ihrem „hölzernen Fleisch“ und ihren „metallenen Knochen“ ist ein wichtiger Faktor, mit dem die Geschichte der amerikanischen Kolonien auf das Engste verknüpft ist. Sie ist die Wünschelruthe, mit der die amerikanische Civilisation aus dem Boden gezaubert wurde; ihr Klang verkündet Freiheit und Unabhängigkeit. Dieselben Töne schlägt Whitman auch in dem zur amerikanischen Centennialfeier geschriebenen Gedichte an. Die Muse möge endlich einmal ihre alten Sagen vergessen, die Kreuzfahrer auf ihren Lorbeeren ruhen, den Zorn des Achilles verrauchen, Odysseus zur Ruhe kommen lassen

und sich auf ein neues Feld frischer, freier Thätigkeit begeben; Amerika sei ihre zukünftige Heimat. Dort baue man allerdings keine Pyramiden wie in Egypten, auch keine Tempel wie in Rom und Griechenland; aber stolzer als der Dom zu Mailand, herrlicher als die Schlösser des Rheins errichten wir hier die Paläste der Industrie als Denkmal eigener Willenskraft, die sich selber Weg geschafft hat. Hier sehen wir den Menschen in vollster Thätigkeit; alle Handwerke und Künste haben eine friedliche Stätte gefunden. Hier steht der Mensch mit seiner alten Sehnsucht und Liebe in einer neuen Umgebung; fort also mit den althergebrachten Kriegsthemen, ja fort mit dem Kriege überhaupt; fort mit der krankhaften Romantik und den Novellen und Dramen fremder Höfe; fort mit den von zarten Reimen überzuckerten Liebesliedern; fort mit den Liebesintriguen reicher Faulenzer — die neue Welt bietet neue, kerngesunde Themen!

In der Abtheilung „Seadrift" befindet sich ein Gedicht mit dem Anfange

„Out of the cradle endlessly rocking",

das man nicht allein als erhabendste, gefühlvollste und poesiereichste Schöpfung Whitman's, sondern ruhig als eines der besten dichterischen Erzeugnisse der Neuzeit bezeichnen kann. Diese Vogelidylle ist die Perle des ganzen Buches; sie allein ist hinreichend, Whitman einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle der Poesie zu sichern. Ein gemüthreicheres, keuscheres Idyllion wird man sonst vergeblich suchen. Hätte Whitman zur Zeit der Glanzperiode der Poesie in Griechenland gelebt und dieses Gedicht in griechischer Sprache verfaßt, so würde er jetzt von allen

Kathedern als das unerreichte Muster eines klassischen Idyllendichters gepriesen werden. Dieses Gedicht würde heute auf allen Gymnasien gelesen, philologisch und ästhetisch in infinitum zerzaust werden und das Thema unzähliger Programmabhandlungen bilden.

In den „Drum-Taps“ bietet uns Whitman außer einigen ergeifenden Hospitalscenen patriotische Kriegslieder, die übrigens nicht den allergeringsten Haß gegen den Feind der Union enthalten, und die daher auch nicht den Namen „Kriegslieder“ verdienen, sondern eher „Lobgesänge auf die Alles besiegende Liebe“ genannt werden sollten. Seine „Memories of President Lincoln“, anfangend

„When lilacs last in the dooryard bloom'd“

bilden einen schwungvollen, markigen und überwältigenden Lobgesang auf den Tod.

In dem Gedichte „By blue Ontario's shore“ wiederholt er auf's Neue seine alten, dem Leser nun hinlänglich bekannten Gedanken über die demokratische Freiheit. Er vertritt darin ächt radikale Anschauungen und stellt sich kühn vor als Mann, der die Tyrannen haßt, seine Kniee vor Niemanden beugt, die Priester für überflüssig erachtet, sein Volk liebt und der nicht über die Existenz Gottes disputirt.

Wie die Metrik so ist auch die Sprache Whitman's eine ungewöhnliche; er gebraucht in seinen Dichtungen Ausdrücke, denen man sonst nur in prosaischen, fachwissenschaftlichen Werken begegnet. Seine Sätze sind lang und durch häufige Einschachtelungen schwerfällig gemacht. Wenn

er einmal an das Aufzählen der Länder und Völker der Erde sowie der Berufsthätigkeiten der Menschen kommt, so dauert es stets gar lange, bis er einen Ruhepunkt findet und diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß seine Schöpfungen noch vielfach als literarische Kuriositäten eines excentrischen Menschen angesehen werden. Die meisten Anthologien der englischen Poesie vergessen ihn absichtlich; populär im eigentlichen Sinne wird er wohl niemals werden; aber sind dies überhaupt die Klassiker, Shakespeare vielleicht ausgenommen, jemals geworden?

Whitman's Lied ist nicht der Sang des zahmen Stubenvogels, sondern es ist der Flug des im heiteren Aether über Thälern, Bergen und Wäldern kreisenden Adlers. Whitman steht in der engsten Beziehung zur Natur, deren Sprache er trefflich versteht und herrlich interpretiren kann, weshalb er auch keinen Vorhang zwischen sich und dem Leser duldet. Kein Humor und keine Neigung zum Uebersinnlichen und Mystischen findet sich bei ihm; die Zierde des Reimes verschmäht er und die Schulmetrik verachtet er, da ihm jede Fessel in irgend einer Form verhaßt ist. Er geht lieber barfuß, als daß er sich von Schuhen im geringsten drücken läßt. Seine Gedichte sollen durch inneren Werth, nicht aber durch äußere, einschmeichelnde Vorzüge wirken. Sagt doch auch schon Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann, daß sich in Reimen Manches hübsch ausnähme, was in ungebundener Sprache der leerste Gemeinplatz sei und daß, wer in Prosa schreiben wolle, auch wirklich etwas zu sagen haben müsse. Viele Gedichte verdanken ihre Popularität einfach einer gefälligen

Einkleidung oder einer glücklich dazu erfundenen Melodie; Whitman aber will mit anderen Mitteln wirken und thut es auch. Gervinus sagt irgendwo, daß die deutsche Dichtung nur eine Vergangenheit habe und daß sich daher die aufstrebenden Geister der politischen Thätigkeit zuwenden sollten; nun, in Deutschland werden die Freiheit athmenden politischen Lieder noch lange garstige Lieder bleiben, nicht aber so in einer Demokratie. Hier hat der Mensch seine ewigen Rechte erkämpft und weiß recht wohl, was er an dem Besitze derselben hat. Daher besingt Whitman die freie, schöpferische Individualität; sein Gott ist der ideale, zufriedene, thätige und liebevolle Mensch, als dessen Repräsentanten er sich selber hinstellt, weshalb er auch zum Schlusse seiner Gedichte sagt:

„Camerado, this is no book, who touches this, touches a man."

Whitman's prosaische Werke erschienen 1882 zu Philadelphia in einer Gesammtausgabe unter dem Titel „Specimen Days and Collect". Dieselben enthalten ausführliche autobiographische Notizen in Tagebuchform von unbedeutendem Interesse. Er erzählt darin, wie er 1824 als Kind von Lafayette geküßt wurde, wie er gerne mit Kutschern und Fischern verkehrte und sich von denselben Räubergeschichten erzählen ließ, wofür er ihnen Scenen aus Shakespeare's Dramen vordeklamirte; wie er die Feldlager am Potomac besuchte und den verwundeten Soldaten Briefe schrieb u. s. w.

Den Hauptheil dieses Buches bilden die sogenannten „Democratic Vistas", die früher als selbstständige Arbeit

erschienen waren und allgemeines Aufsehen erregt hatten. Der Inhalt dieses Abschnittes besteht in einer prosaischen Wiedergabe der in den „Grashalmen“ niedergelegten Ansichten. Er betrachtet also auch hier die Union als das Land, das da bestimmt ist, die ganze Erde zu regieren und das alle Probleme der Menschheit lösen soll. Seinen Landsleuten liest er wegen ihrer professionsmäßig betriebenen Heuchelei derb den Text. Die Religion sei durch verschiedene Sekten monopolisirt worden und Lug und Betrug herrschten überall. Die Hauptsache alles Geschäftslebens sei ausschließlich der finanzielle Erfolg und die sogenannte Geldmacherei sei die Schlange des alten Propheten, die alle übrigen Schlangen verschlucke. Die beste amerikanische Gesellschaft sei nur ein „mob“ von modisch gekleideten Spekulanten und gemeinen Menschen; doch im Hintergrunde leuchteten bereits andere Sterne, die zur rechten Zeit schon jedem Auge sichtbar würden. Die Demokratie habe zwar die Massen politisch geweckt und die materiellen Hilfsquellen des Landes erschlossen; in sozialer, religiöser, moralischer und literarischer Hinsicht aber sei sie weit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben. Wir haben, sagt er, Texas, Californien und Alaska in die Union aufgenommen und unser Körper ist dadurch groß geworden, aber es ist leider nur eine kleine Seele darin. Sind hier, fragt er, Menschen, die diesen Namen verdienen? Sind dies Athleten? Sind dies gesunde Frauen? Wo sind die schönen Jünglinge und die achtunggebietenden Greise? Gibt es hier eine moralische und religiöse Civilisation, wodurch nur allein der materielle Fortschritt gerechtfertigt wird?

Die Demokratie hat nach Whitman's Auffassung die Aufgabe, die Menschen zur Selbstregierung heranzubilden; trotz aller darin liegenden Gefahren ist sie doch nur die einzige Schule, aus der tüchtige Männer hervorgehen können. Die Demokratie bringt Uebelstände, aber sie besitzt auch die Macht, dieselben zu beseitigen.

Der Literatur, auf die er immer und immer wieder zurückkommt, weist er die Hauptarbeit zur Beförderung der Civilisation zu. Ein neues Land muß seine eigene, neue in dem Geiste desselben wurzelnde Literatur haben. Alle poetischen Schöpfungen der alten Welt, Shakespeare's Werke inbegriffen, entfalten nur Giftstoffe für das Lebensblut der Demokratie; der Stolz und die Würde des gemeinen Mannes wird dort ignorirt und nur um Fürstengunst gebuhlt. Wir haben in der amerikanischen Literatur bereits viele Namen, die hochgeschätzt werden; vom Standpunkte der Demokratie aus betrachtet, haben sie aber nicht den geringsten Anspruch auf irgend welche Bedeutung. Die Demokratie soll sich nicht nur im politischen Leben manifestiren, sondern sie soll unsere ganze Literatur, Religion und unser Schul- und Militärwesen durchdringen. Amerika braucht eine Poesie, die kühn, modern und kosmisch ist; sie muß sich frei machen von den Vorbildern der alten Welt und sich mehr mit der Zukunft, als mit der Vergangenheit befassen. Der Dichter der Demokratie muß in ästhetischer und wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe seiner Zeit stehen; er muß vorurtheilsfrei sein und keine besondere Vorliebe für irgend eine Person oder Sache haben, sondern Alles soll ihm gleich wichtig sein. In allen Tugenden soll er der Masse als Vorbild voran

leuchten. Priester braucht man alsdann keine mehr, denn Jeder wird sein eigener Priester sein.

Außerdem enthält diese Sammlung auch noch die in meisterhafter Prosa zu einigen Auflagen der „Grashalme“ geschriebenen Vorreden, worin der Dichter seine poetischen Prinzipien klar und ausführlich definirt und motivirt.

Whitman ist sein eigener Verleger und der aus dem Verkaufe seiner Werke erzielte Gewinn bildet sein einziges Einkommen.

Whitman hat vielleicht im Auslande treuere Verehrer als in seiner eigenen Heimat; wenigstens haben sich die ausländischen Zeitungen früher und eingehender mit ihm beschäftigt, als die amerikanischen. Freiligrath veröffentlichte eine mit warmer Hingabe geschriebene Abhandlung über ihn in der „Augsburger Allgemeinen“; in England sorgten die Mitglieder der neuen Dichterschule für seinen Ruhm; in Dänemark nahm sich besonders die Monatsschrift „For Ide og Virkelighed“ seiner an, und der Kopenhagener Schriftsteller Dr. R. Schmidt übersetzte seine „Democratic Vistas“ ins Dänische („Demokratisk Fremblik“, 1874) und widmete ihm auch in seiner „Buster og Masker“ (Kopenhagen, 1882) ein 68 Seiten starkes Kapitel. Auch einige ungarische Zeitungen, wie „Fovarvsilapok“ und „Vasarnapi Ujsag“ brachten längere biographisch-literarische Skizzen über ihn. In Amerika hingegen ist außer der bereits erwähnten Schrift O'Connor's, John Burrough's „Notes on Walt Whitman“ (2. Aufl., New-York 1871), Dr. R. M. Bucke's „Walt Whitman“ (Philadelphia 1883), Knortz' „Whitman“ (New-York 1886) und einem von E. C. Stedman geschriebenen und in der Monats-

schrift „The Century" veröffentlichten Essay nichts von Bedeutung über ihn erschienen.*)

---

*) Dieser Essay ist auch abgedruckt in Stedman's „The Poets of America" (Boston 1885). Siehe ferner „Ueber Wordsworth und Walt Whitman". Zwei Vorträge von H. B. Cotterill und J. W. Rolleston (Dresden 1883), „Walt Whitman, Poet and Democrat". By John Robertson (Edinburgh 1884) und „The Poet as a Craftsman". By Wm. Sloane Kennedy (Philadelphia 1866). Eine Auswahl der „Grashalme" gaben Knortz und Rolleston in deutscher Sprache heraus (Zürich 1889). Eine Gesammtausgabe der Werke Whitman's in einem Bande erschien 1888 zu Philadelphia.



J. Miller — Bret Harte — Cable — O'Reilly.

Vor ungefähr 20 Jahren gab es in Amerika keinen Dichter, über den mehr gesprochen und geschrieben wurde, als der nun so ziemlich vergessene Joaquin Miller (geb. 1841). Seine unter außergewöhnlichen Verhältnissen zu London publizirten „Songs of the Sierras“ hatten ihn plötzlich zum Löwen des Tages gemacht; die „Revue des deux Mondes“ übersetzte damals eine jede Skizze aus seiner Feder, und selbst die Gartenlaube brachte sein Bild nebst mangelhafter Lebensbeschreibung.

Joaquin Miller (eigentlich heißen seine Vornamen Cincinnatus Heine), der in Idaho, Colorado, Oregon und Californien ein wildes Leben geführt und abwechselnd ein jedes Geschäft, das in der Wildnis grade am Platze war, betrieben, in keinem aber reussirt hatte, war im Herbste 1870 nach Europa gegangen, um daselbst auf einen Verleger für seine Gedichte Jagd zu machen.

In Oregon, woselbst er kurz vorher Bezirksrichter gewesen war, ohne von amerikanischen Gesetzen so viel zu verstehen, wie von den Geheimnissen der englischen

Orthographie, hatte man ihn stets seines exzentrischen Wesens wegen für einen gutmüthigen Narren gehalten. Seine Gemahlin, die unter dem Dichternamen „Minnie Myrtle“ schreibende starkgeistige aber schwachkörperliche Frau, die er an einem Donnerstag kennen gelernt, und am Sonntage darauf geheiratet, hatte ihre längst ausgesprochene Drohung, sich scheiden zu lassen, in einem Anfall übler Laune mittelst eines Winkeladvokaten ausgeführt, und da hielt es dann Joaquin für rathsam, eine gründliche Luftveränderung vorzunehmen und einmal in Europa sein Glück zu versuchen. Von dem inzwischen ersparten Gelde schenkte er vorher noch seinem Vater, der sich in Folge seiner Gutmüthigkeit beständig in drückender Lage befand, den größten Theil, und der Himmel weiß, wie es ihm mit seinen geringen Mitteln in England ergangen wäre, wenn ihn nicht das Glück so außerordentlich begünstigt hätte.

In New-York ließ er sich, damit er einem civilisirten Menschen ähnlich sah, seine urwaldsmäßigen Simsonslocken und seinen langen Bart stutzen, vertauschte seinen breitgeränderten Sombrero mit einem weniger Auffallen erregenden Hute und trat dann im Herbste 1870 seine Argonautenfahrt nach Europa an. Das goldene Vließ, das er suchte, war ein Verleger und außerdem wollte er, der schon an so manchen Indianerkämpfen theilgenommen, auch einmal sehen, wie die Blaßgesichter fechten.

Auf dem Schiffe traf er, wie er erzählt, eine Anzahl junger Deutscher an, die nach Hause eilten, um sich gegen die Franzosen in Uniform stecken zu lassen; dieselben machten jedoch einen höchst ungünstigen Eindruck auf ihn und er sagt von ihnen, es seien rohe Gesellen gewesen,

die sich bei Tische wie Schweine aufgeführt hätten. Was er in Frankreich sehen wollte, das sah er auch und noch viel mehr dazu. Die Franzosen steckten ihn als Spion ein und hätten ihn nach seiner Ansicht sicherlich füsilirt, wenn er nur ein Wort deutsch verstanden hätte. In seinen Manuskripten witterte man chiffrirte Depeschen; er behauptete hingegen und bewies auch, daß sie in ehrlichem Englisch abgefaßt seien und aus unschuldigen Gedichten bestanden, worauf man ihn dann laufen ließ. Seine Handschrift sieht, beiläufig gesagt, bis auf den heutigen Tag noch aus, als wären Hähne, die vorher ihre Füße in das struwelpeterliche Tintenfaß des heiligen Nikolas getaucht hätten, über das Papier gelaufen, und was die Orthographie anbelangt, so behauptete er stets, dieselbe sei lediglich Sache der Setzer, und nicht die seine, da man nicht von einem Menschen verlangen könne, er solle Alles wissen.

In London angekommen, lief Miller mit seinem lahmen Beine tagelang nach einem billigen Dachstübchen in der Riesenstadt umher und machte bei dieser Gelegenheit, da er Europen's übertünchte Sitten und Gebräuche nicht kannte, öfters höchst unangenehme Erfahrungen. Endlich aber gelang es ihm doch ein bescheidenes Asyl zu finden; einen Verleger aber zu gewinnen war noch viel schwerer. Seine letzte Hoffnung hatte er auf den jungen Murray, dessen Vater einst Byron so nobel behandelt hatte, gesetzt, und als er bereits seine Uhr ins Pfandhaus, oder, wie er schreibt, zum Onkel Rothschild getragen hatte, suchte er dann den besagten Murray auf. Gedichte brauche er gegenwärtig nicht, erklärte ihm dieser gleich zu Anfang des Gespräches und zeigte ihm dann einige Reliquien

Byron's, an denen damals jedoch Miller wenig gelegen war. Er wünschte unter jeder Bedingung einen Verleger für seine Gedichte, und daß dieselben des Druckens werth waren, wollte er dadurch beweisen, daß er versuchte, Murray einige vorzulesen.

„Ich brauche keine Gedichte", erwiderte derselbe darauf nochmals und in der nächsten Minute stand Miller draußen vor der Verlagsbuchhandlung und ballte voll Ingrimm die Faust gegen dieselbe. Da blieb dem armen Amerikaner nun nichts anderes übrig, als einige seiner Gedichte auf eigene Kosten drucken zu lassen und sie gleichsam als Fühlhörner in die Welt zu schicken, um zu hören, was das literarische Publikum darüber zu sagen hätte. Dies that er nun auch und ließ seine Broschüre unter dem Titel „Pacific Poems" an die Kritiker vertheilen. Da auf dem Titelblatt weder der Name des Verfassers noch des „Verlegers" angegeben war, so hatte natürlich der Scharfsinn der journalistischen Literarhistoriker freien Spielraum und der Kunstrichter der „St. James Gazette" stellte allen Ernstes auf Grund zuverlässiger Mittheilungen die Behauptung auf, das in jener Sammlung enthaltene Gedicht „The Arizonian" stamme aus Browning's Feder! Ueberhaupt fand das Werkchen eine enthusiastischere Aufnahme, als sogar der sanguinische Verfasser erwartet hatte. Miller und seine Carriere bildeten bald den Gegenstand der Unterhaltung in allen literarischen Zirkeln und als im April 1871 die „Songs of the Sierras", für die sich unter den obwaltenden Umständen ohne Schwierigkeiten ein gut zahlender Verleger gefunden hatte, vollständig erschienen, gab es auf einmal in England keinen berühmteren Mann als Joaquin Miller. Er empfing da-

mals so viele Briefe, daß er sie nicht einmal lesen, geschweige beantworten konnte, und eine englische Zeitung behauptete damals, Miller könnte Kost und Logis bezahlen, wenn er nur die Couverts der an ihn gerichteten Briefe als altes Papier verkaufte. Er, der noch vor kurzer Zeit Bowie-Messer und Revolver im amerikanischen Westen handhabte, und als Held für eine klassische „Dime" Novelle hätte dienen können, war nun der heißbegehrte Gast der englischen Aristokratie; er, der früher jahrelang ein verachteter „Squaw-Mann" gewesen, hätte nun leicht eine reiche englische Erbin als Frau heimführen können. Bald stand er mit den ersten Dichtern Englands auf dem vertrautesten Fuße und die Verleger bestürmten ihn mit Aufträgen aller Art.

Seine „Songs of the Sierras" enthalten seine Biographie und seine Lebensphilosophie. Miller war Dichter, noch ehe er ein poetisches Werk gelesen, oder überhaupt die Kunst des Lesens verstanden hatte. Die Natur war seine Lehrmeisterin gewesen. Als er einst einen Studenten des Dartmouth-College in einem Walde lesend antraf, hielt er dies für die gemeinste Beleidigung, die man der Natur, dem herrlichsten aller Gedichte, zufügen könne.

Trotzdem er alle Genüsse genossen und alle Gerüche der großen Erdenküche gerochen hat, so ist doch sein Herz in Folge des ihm angeborenen Sinnes für reine Naturfreuden frisch und heiter geblieben. Miller ist persönlich eine brave, gutherzige Seele; er ist harmlos wie ein Kind und birgt, wie Walt Whitman, in scheinbar rauher Schale doch einen edlen Kern. Sein Ruhmesstern scheint jedoch in der Neuzeit gänzlich erloschen zu sein. Nachdem er sich mehrere Jahre in Europa aufgehalten und flott gelebt

hatte, ließ er sich in New-York nieder, verheiratete sich daselbst abermals, und schrieb nun für alle Blätter, die ihm Honorar bezahlten. Die Zeitschriften erster Klasse, die früher seine Beiträge mit Gold aufwogen, erwähnen seiner nur noch höchst selten und seine Arbeiten begehren sie nicht mehr. Aehnlich verhält sich das Publikum seinen neuesten Werken gegenüber.

Eins der letzteren führt den Titel „Memorie and Rime“ (New-York 1884), und besteht aus tagebuchartigen Skizzen und einer Anzahl schwacher Gedichte. Für diejenigen jedoch, die sich für die Lebensgeschichte dieses immerhin außergewöhnlichen Menschen interessiren, dürfte dies Büchlein doch lesenswerth sein; denn es zeigt ihn, wie er in stürmischer Umgebung stets seine angeborene Gutmüthigkeit zu bewahren wußte. Nicht ohne Rührung wird man darin die ferneren Schicksale seiner geschiedenen Frau lesen.

Immerhin macht es ihm mehr Ehre, daß er sich aus einem Abenteurer zu einem Dichter empor schwang, als wenn er die umgekehrte Carriere eingeschlagen hätte. Da nun einmal Amerika das Land der Extreme ist, so sei noch bemerkt, daß Miller ein eifriger Bibelleser ist, der bei jeder Gelegenheit einen frommen Bibelvers an den Mann zu bringen sucht.

Eine Gesammtausgabe seiner poetischen Werke erschien 1882 in Boston. Seine beiden Sensationsdramen wurden 1882 in San Franzisko gedruckt.*)

Das Goldland Californien, das der civilisirten Welt

---

*) Von seiner Autobiographie „My owne Story“ ließ er 1890 in New-York eine verbesserte Ausgabe erscheinen.

bisher nur wegen seines unermeßlichen Reichthums an edlem Metalle allgemeine Beachtung abzwang, scheint sich in neuerer Zeit auch in einer anderen und zwar in einer noch viel edleren Richtung nie verwelkende Lorbeeren zu sammeln. Es ist nicht allein mit dem Ruhme zufrieden, als die Quelle des amerikanischen Wohlstandes zu gelten, sondern es will auch den Brüdern in Apoll das kostbarste Material für ihre Schöpfungen liefern. Und daß es an solchen bisher ungekannten Schätzen ebenfalls unerschöpflich ist, haben uns in neuerer Zeit außer Joaquin Miller besonders Bret Harte genügend bewiesen. Der erste eroberte als himmelstürmender Titane das kostbare Kleinod im Flug und erwachte eines Morgens wie Byron als weltberühmter Mann.

Bret Harte, seinem Landsmann, — aber sonst in jeder Beziehung sein Gegenfüßler —, lächelte das Glück nicht so plötzlich in vollstem Glanze; nur mit den größten Anstrengungen erklomm er die Höhen des Parnaß, aber mit jedem Schritt wuchs seine Kraft und sein Selbstvertrauen. Er trotzte muthig allen sich ihm entgegen stellenden Schwierigkeiten und ging endlich siegreich als bewunderter und beneideter Liebling des Volkes hervor. Nur wenige Blumen dufteten im Garten seiner Jugend; im zarten Alter von 15 Jahren (1854) trieb ihn die bitterste Noth als Waise aus seiner Heimath in Albany, N. Y., hinaus nach dem fernen Westen, nach dem Goldlande, auf das damals die Blicke aller Derer gerichtet waren, die nichts mehr zu verlieren, aber die ganze Welt zu gewinnen hatten. Er grub nach Gold, wanderte ruhelos mit anderen Glücksrittern zwei Jahre lang von Ort zu Ort und fand, wie jene, statt erwarteter Goldberge

nur ungekannte Noth und bitteres Elend. Dann ward er abwechselnd Lehrer, Setzer, Redakteur eines Winkelblattes und durchzog als reitender Bote einer Expreßcompagnie die unwirthlichen Gegenden von Sandy Bar, Poker Flat und Winsdam.

1857 zog er sich aus diesem wechselvollen Leben zurück, nahm in San Franzisko eine Stelle als Setzer an einer Zeitung an und verheiratete sich.

Die Ruhe seines glücklichen Familienlebens kontrastirte nun mit seinem bisherigen unstäten Dasein in der grellsten Weise, und daß ihm die Erinnerungen an seine haarsträubenden Erlebnisse desto lebhafter vor die Seele traten, war eine psychologische Folge, die ihn bewog, sich als Erzähler zu versuchen.

Seine ersten Skizzen machten wenig Aufsehen; sie erschienen anonym in einem obskuren Blatte und nur wenige Leser nahmen Notiz davon. Ebenso erging es seinen poetischen Erstlingsversuchen, trotzdem dieselben eine gesunde, humoristische Färbung trugen. Da sie aber nur zeitgemäße Stoffe behandelten, so riefen sie auch nur ein schwaches vorübergehendes Interesse hervor und gingen mit dem Augenblick verloren, der sie erzeugt hatte.

1864 wurde Bret Harte Sekretär der „United States Branch Mint“ zu San Franzisko; 1868 gab er die „Overland Monthly“ heraus, und machte sich durch die darin veröffentlichte Erzählung „The Luck of Roaring-Camp“ mit einem Schlage zum Liebling des Publikums.

In dieser Erzählung führt er uns in eine unheimliche Gesellschaft; der Auswurf der Menschheit tritt in seiner ganzen nackten Roheit vor uns und zeigt uns, wie

weit der Mensch sinken kann. Ein Jeder, der uns begegnet, hält die Hand an den Revolver und sein erstes Wort ist ein nervenerschütternder Fluch. Jedes Gesicht hat seine traurige Geschichte; der stärkste Mann hat nur drei Finger an der rechten Hand und der beste Schütze nur ein Auge. Das „Glück“ in diesem Lager ist ein Kind, das ein verlassenes, von der anständigen Menschheit vertriebenes Weib unter dem Herzen getragen und hier geboren hatte. Nach der Geburt war sie gestorben und ein in Familienangelegenheiten erfahrener Goldgräber mußte im Auftrage der ganzen Gesellschaft nun die Dienste einer Kinderwärterin übernehmen, wobei er von einer Ziege, dem einzigen weiblichen Wesen im Lager, unterstützt wurde.

Das Kind wuchs heran und ward von veredelndem Einflusse auf die rauhen Gesellen; man hörte jetzt doch zuweilen auch zärtliche Worte und statt der abendlichen rohen Gassenhauer erklang mitunter ein unschuldiges Kinderlied. Viele dachten an ihre eigene Kindheit zurück und damit kam auch die Erinnerung an glücklichere Momente, mit denen ihre jetzige Existenz einen traurigen Kontrast bildete. Leider aber ertrank das Kind mit seinem Vater. Die einfache, ungekünstelte, mit wenigen markigen Strichen gezeichnete Darstellung der Karaktere, — Eigenschaften, wie man sie an den Erstlingswerken seines großen englischen Vorbildes, Charles Dickens, bewundert — hat dieser Erzählung in Verbindung mit dem aphoristisch mitgetheilten tragischen Schlusse in kurzer Zeit große Popularität verschafft, woran natürlich auch die Neuheit des Stoffes seinen Antheil hat.

Bret Harte's kalifornische Erzählungen*) sind wegen ihrer strengen Objektivität und zum Erschrecken naturgetreuen Schilderungen von kulturhistorischem Werthe. Die Geschichte der modernen Argonauten, die den Fortschritt der Civilisation nach Westen beschleunigten, welche die indianische und romanische Rasse verdrängten, wo immer sie sich nur blicken ließ, hat, wie so viele andere Episoden die amerikanische Idee bekräftigt, daß auf diesem ganzen Continente nur die angelsächsische Rasse dazu bestimmt ist, die Geschicke des Landes zu leiten. Sentimentale Gemüther können sich schwerlich mit dieser Mission befreunden oder für sie wirken, und so kommt es denn, daß wir hier mit Männern zu thun haben, die allen hergebrachten Gebräuchen der Civilisation keck Hohn sprechen und die im beständigen Kampfe mit Natur und Menschen für Alles, außer für sich selber, eine solche Geringschätzung, oder vielmehr Verachtung an den Tag legen, von denen sich unsere Schulweisheit bisher nichts träumen ließ.

Von Bret Harte's kalifornischen Erzählungen sind bis jetzt mehrere deutsche Uebersetzungen erschienen; die eine, der eine sehr eingehende und mit liebevollem Enthusiasmus geschriebene Einleitung beigegeben ist, ist von einem un-

---

*) Bret Harte's Werke sind außer seinen Gedichten: „The Luck of Roaring-Camp, and other Sketches." — „Mrs. Skaggs's Husbands, and other Sketches." — „Tales of the Argonauts, and other Stories." — „Gabriel Conroy." — „Thankful Blossom." — „In the Carquinez Woods." — „On the Frontier." — „Condensed Novels." — „The Story of a Mine." — „Drift from two Shores." — „The Twins of Table Mountain" und das Drama „Two Men at Landy Bar". — Eine Auswahl der besten Erzählungen erschien im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin.

genannten Verfasser*) und enthält sämmtliche Nummern; eine andere ist von W. Hertzberg, dem bekannten Uebersetzer Chaucer's, und enthält nur vier Geschichten.**) Von Bret Harte's Gedichten hat Freiligrath einige übersetzt; überhaupt scheint der ehemalige Goldgräber der auserkorene Liebling des deutschen Publikums zu sein. In Frankreich ward Bret Harte zuerst durch Denzon bekannt, der in der „Revue des deux Mondes" die Uebersetzung mehrerer Erzählungen veröffentlichte.

Bret Harte's Gedichte erschienen im Jahre 1873 in einer Gesammtausgabe zu Boston. Der 333 Seiten starke Band wird mit einem „San Franzisko" überschriebenen Gedicht eröffnet; somit wird der Leser gleich in die liebe Heimat des Poeten geführt und merkt gleich, was er in den folgenden Blättern zu erwarten hat, nämlich Beschreibung des westlichen Lebens und des Landes. Harte's Gedichte sind heiter, frisch, munter und kerngesund; ihre Sprache ist ungekünstelt und knapp; er scheint mit großer Consequenz darauf geachtet zu haben, ja kein Wort zu viel, sondern lieber eins zu wenig zu sagen, weshalb man auch stets so viel zwischen den Zeilen zu lesen hat. Wer ihn recht verstehen will, muß in des Dichters Heimat gehen: er muß ihre Geographie genau studiren und den Slang wie ein Goldgräber sprechen können. Letzterer Umstand mag für europäische Leser sehr störend sein, denn es ist dem Buche kein Vocabularium beigegeben und in Bartlett's und Schele de Vere's Werken über Ameri-

*) Erschienen bei Grunow in Leipzig.

**) Erschienen bei Quandt & Händel in Leipzig. — Eine dritte Uebersetzung erschien bei Reclam daselbst.

kanismen wird man sich größtentheils vergeblich nach Rath umsehen.

Als Dichter wurde Bret Harte zuerst durch seinen „Heathen Chinee" bekannt, in dem er die brennende Frage, welche das billige Arbeiten der Chinesen heraufbeschwor, in „plain language" behandelte. Der Inhalt dieses Gedichtes ist folgender: Ein schlauer Chinese betrügt seinen kaukasischen Gegner im Kartenspiel gründlich und empfängt dafür seine gehörige Tracht Prügel. Die Pointe dieses Gedichtes liegt in den Worten „We are ruined by Chinese cheap labor". Wir müssen gestehen, daß es uns unmöglich ist, wie diese fast gänzlich werthlosen Verse solche erstaunliche Verbreitung finden konnten. Fragen der Zeit scheint Bret Harte überhaupt gerne in der ihm eigenen originellen Weise zu behandeln; auch schreibt er gern Parodien auf bekannte Lieblingsgedichte. Von seinen Gedichten romantischen Inhaltes sind „The Miracle of Padre Junipero", „A Greyport Romance" und „In the Mission Garden" wohl die gelungensten.

Im Jahre 1871 legte er die Redaktion des „Overland Monthly" und die Professur für neuere Literatur an der California-Universität nieder und siedelte nach dem Osten über.

Die letzte, 1875 zu Boston erschienene Sammlung Bret Harte'scher Gedichte, die wie seine Novellen vorher die Runde durch die gesammte amerikanische Presse gemacht hatten, trägt den Titel „Echoes of the Foot-Hills" und besteht aus den Abtheilungen „Spanish Idyls", „In Dialect" und „Miscellaneous Poems". Dieses Buch enthält unstreitig das Beste, was der Verfasser bisher auf dem poetischen Gebiete geleistet hat. Die Stoffe, die

theilweise dem täglichen Leben und theilweise der amerikanischen Geschichte entnommen sind, sind in der ihm eigenthümlichen Weise behandelt, die unbedingt jeden Leser ansprechen muß, auch wenn er nicht immer durch den überraschenden in Dunkel gehüllten Schluß, wobei man dem Dichter eine gewisse Effekthascherei nicht absprechen kann, befriedigt wird. Bret Harte beschreibt mit großer Vorliebe die Schattenseiten des Lebens, wie sie Jedermann bekannt, aber wie sie vor ihm noch von Keinem geschildert worden sind. Seine Romanzen „Concepcion de Arguello“ und „Por el Rey“ kann man getrost den besten Uhland's würdig an die Seite stellen.

George W. Cable, der sich die novellistische Darstellung des Kreolenlebens in Louisiana zu seiner Aufgabe gemacht hat, kann sich des seltenen Glückes rühmen, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem der populärsten Schriftsteller der Gegenwart geworden zu sein. Seine lebenswarmen Schilderungen des Lebens und Treibens in dem kosmopolitischen New Orleans erschienen, nachdem die meisten vorher in Scribner's verbreiteter Monatsschrift abgedruckt waren, 1879 zu New-York unter dem Titel „Old Creole Days“.

Cable zeigt sich in diesen gemüthreichen Skizzen als gründlicher Menschenkenner, der, ehe er sich zum Schreiben niedersetzte, fleißige Studien für seine Arbeiten gemacht hat. Trotzdem er viele abenteuernde und mit allen Verführungskünsten wohl vertraute Franzosen auftreten läßt, findet sich doch nirgends Etwas, wodurch der Anstand verletzt oder die Phantasie des Lesers auf unlautere Bahnen gelenkt würde. Cable ist ein ächter Dichter, der jedoch nicht ganz von Effekthascherei frei zu sprechen ist; aber

dieselbe ist bei ihm so natürlich und ungezwungen, daß man nie über die Absicht verstimmt wird. Er schildert bejahrte, in der Sünde ergraute Schufte, junge modische Herrchen, verschmitzte Pflanzer, alte auf ihren Stammbaum überstolze Gecken, prinziplose Glücksritter und bezaubernde Kreolenmädchen. Die Erzählungen „'Tite Poulette“, in welchen der gutmüthig, aber etwas unbeholfene Dutchman Christian Koppig die Rolle eines modernen, getreuen Eckehard spielt, und dann vor allen Dingen „Jean-ah-Poguelin“ mit dem überraschenden, wirkungsvollen Ausgang, enthalten Seelengemälde, die einem Novellisten ersten Ranges zur Ehre gereichen würden.

Naturgetreu portraitirt Cable die französische Gesellschaft von New-Orleans zur Zeit, als Frankreich Louisiana an die Vereinigten Staaten verkaufte. Da finden wir dann ein sonderbares Gemisch von nichtssagender Höflichkeit und verschmitzter Selbstsucht, vom formenvollen Anstand und niedriger Lüge, von bramarbassirender Tapferkeit und feiger Meuchelei — kurzum, ein Gemisch, wie es nur eine aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzte Bevölkerung liefern kann. Cable's Skizzen sind ächte Miniatur-Kunstwerke, voll Poesie, Pathos, Trauer und Wonne. Alle seine Frauen sind sympathische, edle Naturen voll gemüthreicher Naivetät.

Ermuthigt durch den überraschenden Erfolg dieser Novelletten gab Cable 1880 in New-York „The Grandissimes“, eine längere Erzählung aus dem Kreolenleben heraus. Diese Geschichte ist viel zu lang ausgesponnen, um dem Leser einen wirklichen Genuß zu bereiten; auch ist dem Jargon der Kreolen darin viel zu viel Raum gewidmet worden. Der ganzen Arbeit merkt man deut-

lich an, daß sie eine gewisse vorgeschriebene Seitenzahl ausfüllen mußte; man sieht, daß der Verfasser, der sich so plötzlich einen geachteten Namen errungen hatte, bereits die Novellenschreiberei zu seinem Broderwerb gemacht hatte.

George Washington Cable ist im Oktober 1844 zu New-Orleans geboren; sein Vater war ein in Virginien geborener Deutscher. Er erhielt nur eine gewöhnliche Elementarschulbildung und mußte sich schon von seinem vierzehnten Jahre an sein Brod, so gut es ging, selber verdienen. Den amerikanischen Bürgerkrieg machte er als gemeiner Soldat in der konföderirten Armee mit und nach Beendigung desselben war er eine zeitlang Berichterstatter der „New-Orleans Picayune". Darnach übernahm er die Agentur der Werke und Zeitschriften des Scribner'schen Verlages; seit 1880 hat er jedoch jede kaufmännische Thätigkeit aufgegeben, um sich ausschließlich literarischer Beschäftigung zu widmen.

Neuerdings hat er ein historisches Werk unter dem Titel: „The Creoles of Louisiana" (New-York 1884) erscheinen lassen. In diesem reich illustrirten Prachtwerke gibt er uns ein Bild des Wachsthums des Staates Louisiana, sowie der kriegerischen Abenteuer seiner früheren Bewohner. Auf wissenschaftliche Bedeutung kann dieses Werk jedoch keinen Anspruch machen. Außerdem ist Cable Verfasser folgender Novellen: „Dr. Sevier", „Bonaventure" und „Madame Delphine", sowie einer politischen Studie über die amerikanischen Südstaaten („The silent South"). Es berührt Einen wirklich wie der duftreiche Hauch milder Frühlingsluft, wenn man nach der Durchmusterung händereichen, gereimten Schundes, der in Amerika und

auch sonstwo zu Tage gefördert wird, wieder einmal das keusche, gemüthreiche Lied eines ächten, gottbegnadeten Sängers vernimmt. Und ein solches vernehmen wir in den „Songs, Legends and Ballads“ (2. Aufl. Boston 1880) von dem talentvollen Irisch-Amerikaner John Boyle O'Reilly in Boston. Es herrscht in diesen Gesängen ein gesunder, moralischer Ton; wenn auch die Gedanken nicht immer von großer Tiefe sind, so sind sie doch originell und erquickend. Die männliche Gesinnung, der Freiheitsdrang, die Philantropie und der Patriotismus, die uns fast in jeder Zeile begrüßen, lassen uns auch den Dichter als Mann achten. Er betritt in seinen formgewandten Gedichten meistentheils unbegangene Pfade; er führt uns in wilde australische Gegenden, die bis jetzt von dem Hauche der Poesie verschont geblieben sind, und die Gesellschaft, die er uns dort finden läßt, ist der Auswurf englischer Zuchthäuser. Seine Schilderungen fremder Gegenden nnd abenteuervollen Gesellschaften sind voll Freiligrath'schen Schwunges; seine poetischen Bilder sind nicht an den Haaren herbeigezogen, auch ist ihm die Sucht nach Effekt gänzlich fremd. Er beschreibt nur, was er selbst sah, fühlte und erlebte; seine Erzählungen erschüttern das Herz bis ins Innerste und wirken wie haarsträubende Geistergeschichten auf das Gemüth eines zarten Kindes. Der Flug seiner Phantasie ist scheinbar ein grenzenloser; nirgends jedoch überschreitet er das Maaß des poetisch Erlaubten. Er besticht den Leser durch keine technische Kunstgriffe, keine eingebildeten Gefühle, keine dunkle Philosophie, sondern Alles ist klar und anschaulich, und trotzdem seine Hauptgedichte von ziemlicher Länge sind, so steht doch kein Wort zu viel darin.

Wer sich beim Durchlesen dieser Gedichte langweilt oder eilig nach dem Schlusse sehnt, muß sich überhaupt die poetische Lektüre abgewöhnen. Es ist weder etwas Triviales, noch krankhaft Sentimentales darin. Es sind Lieder des Waldes und des Moores, die alle die Existenz einer moralischen Weltordnung verherrlichen. Der Verfasser arbeitete in Westaustralien mit Tausenden von verkommenen Subjekten in der englischen Strafkolonie zusammen; er war der Einzige, welcher das fremde, unwirthliche Land mit poetischen Augen ansah. Der Sage nach gab es dort Gold und siehe, er hat es entdeckt und der Mit- und Nachwelt in seinem Buche übergeben. Nur einige seiner Gedichte haben einen katholischen Anstrich, doch derselbe ist derart, daß der poetische Werth derselben dadurch nur erhöht wird. Sein altes Vaterland, die „Niobe der Nationen", ist ihm über Alles theuer; aber diese Liebe hat seine Achtung für sein Adoptiv-Vaterland nicht im Mindesten beeinträchtigt. Wo die Freiheit herrscht, da findet er sich wohl.

„The Last of the Norwhale", um einige seiner Gedichte speziell zu erwähnen, erzählt die Abenteuer einer unglücklichen Nordpolfahrt, die nur ein einziger Matrose glücklich überlebte. „Onkel Ned's Erzählungen" sind anschaulich gut entworfene Kriegsbilder, nur hätte in einigen Versen die Cäsur besser beobachtet werden sollen. „Haunted by Tigers" handelt von zwei wilden, unzähmbaren Knaben aus Nantucket, die als Matrosen in den Dienst eines Walfischfängers traten; der Kapitän trieb ihnen auf der mehrjährigen Reise die Romantik und Bubenstreiche mit dem Tauende aus dem Kopfe, und als sie nun in die Sundastraße zwischen Sumatra und Java gekommen

waren, verließen sie heimlich das Schiff und flüchteten sich in die Wälder, woselbst sie von Tigern zerfleischt wurden.

„Western Australia“ ist eine Abtheilung Gedichte, die uns einen tiefen Blick in das Leben und Treiben der betreffenden Kolonie thun lassen. Jene Gegend wurde anfänglich von Londoner Kaufleuten besiedelt, die da hofften, dort ohne Sträflingsarbeit zu ungewöhnlichen Reichthümern zu gelangen. Man vermuthete daselbst ein gemäßigtes Klima und in Bezug auf sonstige Verhältnisse glaubte man den günstigen Berichten einiger Matrosen. Sir Robert Peele, der sich besonders für das Unternehmen interessirte und dem die englische Regierung tausend Acker Land geschenkt hatte, ließ dann in Verbindung mit anderen speculativen Engländern ein Schiff mit allerlei Luxusgegenständen ausrüsten und nach Westaustralien, woselbst man ein Schlaraffenleben zu führen gedachte, absegeln. Doch die Ansiedler wurden von den Speeren der Eingeborenen empfangen, das Land erwies sich als ertragsunfähig und von dem gehofften Wild war gar nichts zu sehen. Täuschung folgte auf Täuschung; da man aber die Kolonie nur sehr ungern aufgeben wollte, so schickte man eine Anzahl sorgfältig ausgewählter Strafgefangenen aus England dahin ab, um dort billige Frohndienste zu verrichten, wonach die Ansiedlung wieder auflebte. Von diesem Lande der sanglosen Vögel und der schillernden Schlangen erzählt uns nun O'Reilly wunderbare Geschichten, von denen „The Dog Guard“ wohl die ergreifendste ist. Die Gesellschaft, die er uns vorführt, gleicht den kalifornischen Goldgräbern Bret Harte's auf ein Haar; ein Jeder hatte eine verbrechensreiche Vergangenheit hinter sich und war endlich vom Schicksal erreicht worden.

Die Erzählung „Der Bernstein-Walfisch" beruht auf der alten Sage der Walfischfänger, daß der Bernstein nur eine Petrefaction gewisser Theile des Walfisches sei, und daß man im wärmeren Breitengrade sogar Walfische fände, die beinahe ganz in jene werthvolle Substanz verwandelt seien. Das größte und bedeutendste Gedicht jener Sammlung führt den Titel „The King of the Vasse", und enthält eine australische, an glänzenden Naturschilderungen reiche Legende aus der Zeit „ere that fair southern land was stained with crime".

Auch in der Novelle „Moondyne: a Story of the Under-World" hat sich John Boyle O'Reilly (neue Auflage, Boston 1879) als tieffühlender Dichter gezeigt. Es ist dies eine exotische Novelle, die von keinem Literatur- und Menschenfreunde unbeachtet bleiben sollte; wer überhaupt das erste Kapitel gelesen hat, wird das Buch nicht eher aus der Hand legen, als bis er mit dem Schicksale seiner Helden vertraut geworden ist. Trotzdem es einem philanthropischem Zwecke, nämlich der Einführung der Humanität in die Strafanstalten, gewidmet ist, enthält es doch keine Raisonnements, die meist ebenso wohlfeil wie langweilig sind; sondern es wird die Durchführbarkeit seiner Anschauungen stets mit dramatischer Wirkung an den betreffenden Personen zur Anschauung gebracht. Die leitende Idee jener Novelle ist: bei der Ausführung des Gesetzes sollen nie die Anforderungen der Humanität vergessen werden. Wir stimmen damit überein; die Humanität aber, die den Sträfling als Märtyrer erscheinen läßt und die vergißt, ihn für sein begangenes Vergehen zu züchtigen, befördert wahrhaftig das Gute nicht. Das Gefängnis soll durchaus nicht lediglich eine

Besserungs-, sondern auch eine Strafanstalt sein; da, wo man sich ausschließlich von sentimental-humanen Gefühlen leiten läßt, befördert man nur das Verbrechen, wozu das Gefängnißwesen mehrerer Staaten Amerika's den schlagendsten Beweis liefert.

Wie „Ginx Baby“ auf die kommunalen Einrichtungen Englands, so ist „Moondyne“ eine kräftige, wirkungsvolle Satire auf das Gefängnißwesen jenes Landes, das schon früher Bulwer in seinem „Paul Clifford“ derb gegeißelt hatte. Auch Charles Reade hat in einer seiner Novellen versucht, das Loos der deportirten Sträflinge ins rechte Licht zu setzen. Keiner dieser Schriftsteller aber hatte das Unglück gehabt, solche gründliche Quellenstudien wie O'Reilly machen zu können. Sein Moondyne ist ein Held, wie Victor Hugo's Jean Valjean. Er lebt in der Strafkolonie Westaustraliens, dem Aschenbrödel jenes Landes, das sich von den goldreichen Schwesterkolonien manche Demüthigung gefallen lassen mußte. Doch es ging die Sage, daß auch dort Gold zu finden sei; aber trotzdem die englische Regierung eine hohe Belohnung auf die Entdeckung desselben aussetzte, so verriethen die Buschmänner den weißen Ansiedlern und „Ticket of Leave Men“ ihr Geheimniß doch nicht. Jene Sage nun ist kunstvoll mit Moondyne's Geschichte verwoben.

O'Reilly's Novelle, die an ergreifenden Scenen so überaus reich ist, stützt sich auf den Glauben, daß das Gute und Edle trotz aller erdenklichen Hindernisse zuletzt doch durchdringe und den Sieg behaupte. Sie befürwortet eine soziale Umwälzung, aus welcher der Himmel für die Erde entspringen soll; doch will er seine Ideale nicht durch das Schwert, sondern durch Humanität realisiren.

[redacted]

Daß O'Reilly eine vielbewegte Carriere hinter sich hat, haben wir bereits angedeutet. Er wurde am 28. Juni 1844 zu Dowth Castle in Irland geboren und erlernte, nachdem ihm sein kenntnisreicher Vater eine gute Erziehung gegeben hatte, die Schriftsetzerei. Als es 1863 aussah, als ob Irland das Joch Englands abschütteln wolle, ließ er sich bei einem englischen Husarenregimente anwerben, aber nur aus dem Grunde, um bessere Gelegenheit zu haben, den Soldaten revolutionäre Ideen beizubringen. Nachdem er drei Jahre lang für diesen Zweck gewirkt hatte, entdeckte man sein Geheimnis und er wurde zu 20jähriger Gefängnisstrafe verurtheilt und nach Westaustralien gesandt. Sobald er dort den Fuß auf das Land gesetzt hatte, beschäftigten ihn auch schon Fluchtversuche, die jedoch stets durch die Wachsamkeit der Behörden vereitelt wurden. Im Februar 1869 war er jedoch endlich erfolgreich und kam Ende desselben Jahres wohlbehalten in Amerika an. Ueber diese Flucht theilt er in einer Nummer des „Celtic Monthly" Folgendes mit: „Eines Tages wurde ich von dem Geistlichen Patrick McCabe, dessen Sprengel sich über hunderte von Meilen ausdehnte, besucht. Dieser außergewöhnliche Mann war seit fünfzehn Jahren meistens im Sattel und ritt beständig von Lager zu Lager, um den Sträflingen und „Ticket-of-Leave Men" die Segnungen der Religion angedeihen zu lassen. Da er mein Freund und überhaupt ein zuverlässiger Mann war, so enthüllte ich ihm eines Tages auf einem Ritt durch den Busch meinen Plan zur Flucht. „Ein ausgezeichneter Plan, um Selbstmord zu begehen", erwiderte er; doch ehe er mich verließ, versprach er mir aus eigenem Antriebe, für mich zur rechten

Zeit sorgen zu wollen. Monate lang darauf hörte ich kein Wort mehr von ihm. Ich hatte glücklicherweise nicht mit den anderen Gefangenen am Straßenbau zu arbeiten, sondern es war mir die Aufsicht über einige Waarenlager anvertraut worden, worüber ich wöchentlich einen Bericht nach dem Runbury Depot zu bringen hatte. Auf meinem Wege dahin kam eines Tages ein Mann zu mir, der mich freundlich anlächelte und mir eine Karte von Patrick McCabe zeigte. Dann machte er mir die erfreuliche Mittheilung, daß im nächsten Februar einige Walfischfänger bei Runbury landen würden und daß er mit denselben rechtzeitig Anordnungen betreffs meiner Flucht treffen werde.

Es wurde Februar und richtig, die erwarteten Walfischboote kamen. Jener fremde Mann gab mir die nöthigen Winke und zur bestimmten Stunde setzte ich meinen Fluchtversuch ins Werk. Nach unzähligen Widerwärtigkeiten gelangten wir, — ein widerwärtiger „Ticket-of-Leave Man“ hatte sich nämlich unerwarteterweise zu uns gesellt — glücklich am Bord der „Gazelle“ an und segelten ab. Als wir nach sechs Monaten an der englischen Insel Roderique anlegten, kam der dortige Gouverneur an Bord und verlangte die Auslieferung eines auf der „Gazelle“ entflohenen Sträflings, und da mein Mitgefährte allgemein verhaßt war, so wurde derselbe jenem Beamten übergeben. In der Nacht darauf warfen die Offiziere jenes Schiffes einen Schleifstein nebst meinem Hut ins Wasser und riefen: „Ein Mann über Bord!“ Es wurde ein Boot hinabgelassen und mein Hut aufgefischt. Als nun der Gouverneur am nächsten Tage nach mir fragte, war die Schiffsflagge auf Halbmast und die

Matrosen bezeugten, daß sich der gesuchte Mann in den Ozean gestürzt habe und ertrunken sei. Sie glaubten es auch alle; doch nach zwei Tagen kroch ich zur Verwunderung Aller wieder aus dem mir vom Kapitän angewiesenen Schlupfwinkel hervor. Nach einem Monate ward ich von einem amerikanischen Schiffe aufgenommen, das mich unter falschem Namen und mit falschen Papieren nach Liverpool brachte. Von dort aus brachte mich ein amerikanischer Kapitän nach Philadelphia, woselbst ich am 23. November 1869 landete."

Kurz nach seiner Ankunft in Amerika ward O'Reilly Redakteur und später Partner des Bostoner „Pilot", einer den Interessen der Irisch-Amerikanern gewidmeten, sehr verbreiteten Wochenschrift, die früher Eigenthum des Erzbischofs Williams war. Als Reilly die Zeitung übernahm, war sie sehr verschuldet; doch unter seiner umsichtigen Leitung erholte sie sich bald finanziell, so daß alle Creditoren befriedigt werden konnten. Wenige Journalisten in Boston erfreuen sich einer solchen Beliebtheit wie O'Reilly und zwar mit Recht, denn er ist ein edler, aufrichtiger und karakterfester Schriftsteller, welcher das Wohl aller Menschen anstrebt. Seine zweite Gedichtsammlung „The Statues in the Block, and other Poems" (Boston 1881) fand eine sehr kühle Aufnahme; dasselbe gilt von der dritten „In Bohemia" (Boston 1886).



Fields — Whittier — Cary — Very.

Der englische Dichter Campbell leerte einst ein Glas Wein auf die Gesundheit Napoleon's, weil er einen Verlagsbuchhändler hatte erschießen lassen; damit verlieh er dann der Gesinnung vieler Schriftsteller, die da glaubten, die Verleger tränken ihre Weine nur aus Autorenschädeln, einen bezeichnenden, aber höchst inhumanen Ausdruck. Schriftsteller und Verleger, die doch gegenseitig auf sich angewiesen sind, haben sich bekanntlich mit wenig Ausnahmen stets feindlich gegenüber gestanden und stehen es meistentheils heute noch, da letztere die ungerechtfertigten Erwartungen ihrer Schutzbefohlenen mit dem besten Willen nicht realisiren und somit das so sehnsüchtig erhoffte Honorar nicht zahlen konnten. Ein Verleger also, der es versteht mit allen Schriftstellern seines Verkehrs auf gutem Fuße zu bleiben, der das Interesse derselben auf jede mögliche Weise fördert, ohne das seinige zu gleicher Zeit zu schädigen und der alle Autoren als treuen Freund verehrt, ist mithin eine sehenswerthe Merkwürdigkeit und als solche haben wir hier den Amerikaner James T. Fields

zu verzeichnen. Heine dankte Gott, daß er ihm den Campe als Verleger gegeben hatte; aber dies ist auch unsers Wissens der einzige deutsche Poet, der jemals seinem Verleger einen Vers gewidmet hat; James T. Fields jedoch kann sich rühmen von den ersten Dichtern Amerika's als hilfreicher Freund und treuer Berather schwungvoll angesungen worden zu sein.

Fields war auch als Dichter und Schriftsteller thätig und diese Thätigkeit ist dann auch in fast allen die amerikanische Literatur behandelnden Werken ausführlich berücksichtigt worden, trotzdem er im Grunde nur ein Werk, nämlich „Yesterdays with Authors" geliefert hat, das von Bedeutung ist. Sein Hauptverdienst beruht in dem Umstande, daß er Mitglied der damals berühmten Verlagsfirma „Ticknor & Fields" war und als solches besonders die jüngeren Kräfte der amerikanischen Literatur zum Weiterschaffen ermuthigte und ihnen dabei allen ihm möglichen Beistand gewährte. Fields verstand es, die besten Schriftsteller Amerika's an sich zu fesseln und ihren Werken auch im Ausland die gebührende Aufnahme zu verschaffen. Wir glauben nicht, daß es jemals überhaupt einen Verleger gegeben hat, der die zukünftige Bedeutung eines jeden Schriftstellers aus dessen Erstlingsproduktion gleichsam so instinktiv herausfand, wie der genannte und der dann durch wohlgemeinten Rath auch den betreffenden Literaten oder Dichter bewog, in der ihm von seinem Talente vorgeschriebenen Sphäre zu bleiben. Dadurch ist der Name Fields mit der amerikanischen Literatur eng verknüpft; ja, es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ohne seine Umsicht die Werke eines Hawthorne, J. R. Lowell, Longfellow, Whittier u. s. w.

lange nicht so in das Publikum eingedrungen wären, wie sie es wirklich sind.

James T. Fields wurde 1816, nach Andern 1817, zu Portsmouth im Staate New Hampshire geboren. Er besuchte daselbst die öffentlichen Schulen und benützte auch die dortige öffentliche Bibliothek fleißig; nach seiner Ansicht haben nämlich nicht die Bücher, die wir in der Schule gebrauchen müssen, sondern vielmehr diejenigen, die wir aus eigenem Antriebe in den Mußestunden lesen, die nachhaltigste Wirkung auf die Gestaltung unseres Lebens. Schon in seinem vierzehnten Jahre ging er, da sein Vater, ein Schiffsbaumeister, längst todt war, nach Boston, um sich daselbst seinen Lebensunterhalt selber zu verdienen. Er fand in einer Buchhandlung eine untergeordnete Stellung; seiner außerordentlichen Begabung für diesen Beruf verdankte er es dann, daß er im Laufe der Zeit der Haupttheilhaber dieses Geschäftes wurde. Fields zeigte sich als Mitglied der Firma „Ticknor & Fields" merkwürdig thätig; er machte mehrere Reisen nach Europa und suchte daselbst hauptsächlich solche Städte auf, in denen entweder berühmte Schriftsteller gewohnt hatten, oder noch wohnten und wo es anging, da machte er auch die persönliche Bekanntschaft derselben, was dann späterhin Keinem zum Nachtheile gereichte, da er stets darauf bedacht war, besonders von den Werken populärer englischer Dichter in Amerika Nachdrucke zu veranstalten, für die er jedoch ein liberales Honorar zahlte.

Der Novellist Hawthorne verdankt seine Popularität nur einzig und allein dem Unternehmungsgeiste Fields'. Seine ersten Werke gingen so langsam ab, daß ein anderer Verleger sicherlich kein Buch mehr von ihm gedruckt

hätte; Fields hingegen war des schließlichen Erfolges so sicher, daß er ihn immer wieder zum Weiterschaffen ermuthigte. Fields lebte überhaupt nur für die Literatur; er hielt häufig freie Vorlesungen über seine Lieblingsdichter und sein Geschäftslokal war lange Jahre hindurch der Hauptversammlungsplatz aller Bostoner Schöngeister.

1860 wurde das 1857 gegründete „Atlantic Monthly" von der Firma Ticknor & Fields angekauft und mehrere Jahre lang von Fields redigirt. 1871 zog er sich, da seine Gesundheit sehr angegriffen war, vom Geschäfte zurück und veröffentlichte dann sein reizendes Buch „Yesterdays with Authors", das bis zum Jahre 1881 zwanzig Auflagen erlebte und dessen Lektüre noch heute einem jeden Literaturfreund einen hohen Genuß gewährt.

1877 veröffentlichte er seine prosaischen, humoristisch gefärbten Aufsätze unter dem Titel „Underbrush" (2. Aufl. 1881); 1878 gab er mit dem bekannten Essayisten Whipple die „Family Library of British Poetry", eine viel verbreitete Anthologie englischer Gedichte, heraus und 1881, in seinem Todesjahre, publizirte er „Ballads and other Verses". In letzterem Werke, in das er die hauptsächlichsten Gedichte seiner bisher nur für Privatzirkulation gedruckten Sammlungen aufgenommen hat, zeigt sich uns der Verfasser von seiner gemüthlichsten Seite; sein harmloser Humor erinnert häufig an Hood und Saxe, im Ganzen genommen aber sind diese Reimereien ohne besondere Bedeutung. Sein Gedicht „Ballad of the Tempest" ist mehrfach gerühmt worden, doch ist die darin sanktionirte christliche Idee, nach welcher durch das Gebet die Rathschlüsse Gottes geändert werden, nicht nach Jedermanns Geschmack, denn wenn Gott in seinen Handlungen

durch Bitten bestimmt werden kann, so ist er nicht Herr, sondern Knecht der Menschen. Auch das Gedicht „With Wordsworth at Rydal“, das sich in einigen Anthologien vorfindet, dürfte nur Verehrern Wordsworth's, also orthodoxen Gläubigen, eine willkommene Gabe sein.

Fields' Hauptverdienst ist also, wie bereits bemerkt, in seiner Thätigkeit für die Schaffung einer amerikanischen Literatur zu suchen und der literarische Ruf der Schriftsteller Everett, Prescott, Whittier, Bryant, Hawthorne, Longfellow, Holmes, Emerson, Dana, Halleck, Lowell, Whipple, Hillard, Sumner, Parsons, Sprague, Frau Beecher-Stowe, Bayard Taylor, Agassiz u. s. w., u. s. w. ist eng mit der Firma Ticknor & Fields verbunden. Fields war zweimal verheiratet; seine zweite Frau, eine geborene Adams, ließ ebenfalls ein Bändchen Gedichte erscheinen. Ueber seine ausgebreitete Thätigkeit gibt das Buch „James T. Fields: Biographical Notes and Personal Sketches“ (Boston 1881) interessante Auskunft.

Kein Dichter der Neuzeit kann sich einer solchen Anzahl schmückender Beinamen rühmen, wie John Greenleaf Whittier, der Sänger der reizenden Winteridylle „Snow-Bound“. Wenn er wie bisher „Einsiedler von Amesbury“, „Die Drossel von Essex“, „Der kriegerische Quäker“ und „Sänger der Freiheit“ genannt wurde, so ward durch diese Bezeichnungen höchstens eine karakteristische Seite seiner Wirksamkeit angedeutet und es blieb daher noch Raum für ein neues, umfassenderes Epitheton. Ein solches hat denn W. Sloane Kennedy neuerdings geliefert; er nennt Whittier einen „Prediger-Dichter“ und trifft mit dieser Bezeichnung den Nagel so ziemlich auf den Kopf; denn Whittier hat wohl kaum ein einziges Gedicht

geschrieben, das nicht von seiner moralischen oder religiösen Gesinnung angehaucht ist.

Whittier entstammt einer alten Quäkerfamilie, deren Vorfahren bereits im Jahre 1638 nach Amerika auswanderten und deren umständliche Genealogie man in Kennedy's Buch über den Dichter (Boston, 1882) nachlesen kann. Er wurde am 17. Dezember 1807 in der Nähe des Städtchens Haverhill in Massachusetts als Sohn einfacher Farmer geboren. Dieses Städtchen führte früher den indianischen Namen Pantucket und ist hauptsächlich durch die Heldenthat der Hannah Duston berühmt, einer Frau, die von Indianern gefangen genommen worden war und nachdem sie zwanzig derselben skalpirt hatte, wieder glücklich entkam. Es ist ungefähr 32 Meilen von Boston entfernt und liegt im Merrimackthale, woselbst der Dichter den größten Theil seines Lebens verbracht hat. Bei jeder Gelegenheit gedenkt er rühmend seiner Heimat und erzählt uns in gebundener und ungebundener Sprache von den vielen Naturschönheiten derselben und von den früheren Bewohnern, unter denen Hexenmeister, Gespenster und sonstige fabelhafte Geister eine große Rolle spielten. An derartigen, theils auf eigenen Erlebnissen und theils auf mündlichen Ueberlieferungen beruhenden Erzählungen ist besonders sein Buch „Supernaturalism in New England“ (1847) sehr reich.

Wir lasen jüngst in einer amerikanischen Zeitung, daß Whittier in seiner Jugend Schuhmacher gewesen sei; dies beruht jedoch auf einem Irrthum, obgleich er sich wohl, wie die meisten Farmerjungen der damaligen Zeit, hat dazu bequemen müssen, dann und wann seine Schuhe selber zu flicken.

Wie sein Lieblingsdichter Burns, so nahm auch er von Kindheit auf die mannichfachen Eindrücke der Natur in sich auf und gestaltete dieselben zu zarten Liedern. Nur tragen Whittier's Gedichte im Allgemeinen zu sehr die Spur seiner unmittelbaren lokalen Umgebung und derjenige, der dieselben in allen Details verstehen und würdigen will, muß sich vorher eine genaue Specialkarte des Merrimackthales anschaffen. Die Worte,

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn,"

passen auf nichts besser, als auf die poetischen Schöpfungen Whittier's.

Von seiner trauten Heimat hat er uns in der Idylle „Snow-Bound"*) ein herrliches Bild geliefert. Er führt uns darin in den Kreis seiner Eltern und Geschwister, macht uns mit den Winterbeschäftigungen der Farmer vertraut und hält sich dabei stets an die Wirklichkeit, daß man meinen muß, nicht der Dichter, sondern die Natur selber habe dieses Bildchen gezeichnet. Die Personen, die wir dort kennen lernen, haben Blut und Leben und trotzdem eigentlich nur eine derselben unsere Neugierde beschäftigt, so nehmen wir doch an allen das lebhafteste Interesse. Diese eine nun, die als „half-welcome guest" bezeichnet wird, ist Harriet Livermore, eine religiöse Schwärmerin, die am 14. April 1788 zu Concord, N. H., geboren wurde und am 30. Dezember 1868 zu Philadelphia starb. Ihr leicht erregbares Temperament hatte sie von ihrem Vater geerbt. Zur Zeit Whittiers war

---

*) Deutsch von K. Knortz in dessen „Zwei amerikanische Idyllen". Berlin 1879.

sie Schulmeisterin in Haverhill, jedoch nur auf kurze Zeit, da sie zu leicht in Zorn gerieth und öfters schreckliche Drohungen gegen ihre Schüler ausstieß. Rebecca J. Davis erzählt in ihrer Schrift „Gleanings from Merrimack Valley“ (Portland, Me., 1881) von ihr, daß sie sich in einen jungen Arzt sterblich verliebt hatte; derselbe brach jedoch auf Anregung seiner Familie jede Verbindung mit ihr ab und reiste, um sich gegen ihre Zudringlichkeiten zu schützen, nach Florida, woselbst er am gelben Fieber starb. Darauf versank Harriet in religiöse Schwärmerei und machte unter Anderem auch den Versuch, sich der Gesellschaft der Quäker anzuschließen, die jedoch guten Grund hatte, sie zurückzuweisen. Sie hielt sich für unfehlbar und sündenfrei und glaubte daher auch die Berechtigung zu besitzen, öffentlich als Predigerin aufzutreten und die Leute zu bekehren. Es gibt wohl wenige Sekten in Amerika, die sie damals nicht drangsalirte, ihr eine Halle zu einem Gottesdienste einzuräumen. Sie machte drei Reisen nach Jerusalem und verursachte dem amerikanischen Konsul daselbst nicht wenig Unannehmlichkeiten durch ihr närrisches Gebahren. Einst sah sie ein Amerikaner in Jerusalem Geld für Gott betteln. Er gab ihr einen Greenback, den sie ihm jedoch mit den Worten: „Der große König will nur Gold“ ins Gesicht schleuderte. Auch erkletterte sie den Libanon, „startling“, wie Whittier schreibt,

„from her desert throne
The crazy Queen of Lebanon,
With claims fantastic as her own.“

Diese „crazy Queen“ war nämlich Lady Hester Stanhope, eine Schwester des jüngeren Pitt, die einen Scheik geheiratet hatte, um Gelegenheit zu haben, sich in den

Besitz der besten Pferde des Orients zu setzen. Als Harriet Livermore zu ihr kam, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihr zwei schöne Pferde zu zeigen; „das eine," sprach sie, „reitet der Herr bei seiner zweiten Ankunft und das andere ich!" Doch die Amerikanerin rief ihr ein energisches „Nein!" entgegen und bewies ihr mit allen Mitteln ihrer Ueberredungsgabe, daß sie selber nur die alleinige, auserwählte Braut des himmlischen Königs und mithin berufen sei, das zweite Pferd zu besteigen. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte Harriet Livermore in Philadelphia bei Verwandten, auf deren Unterstützung sie angewiesen war.

Derartige Karaktere hatten für Whittier von Jugend auf großes Interesse und er ist auch während seines ganzen Lebens ein Freund des Wunderbaren geblieben. Noch heute gilt er als ein ausgezeichneter Erzähler von Geister- und Hexengeschichten.

Die Gedichte Robert Burns', die er von einem Peddlar gekauft hatte, wußte er auswendig und die ersten Verse, womit er statt Rechenaufgaben seine Schultafel zu füllen pflegte, waren im Schottischen Dialekte geschrieben. Seiner Liebsten aus der Schulzeit brachte er außer durch poetische Ergüsse noch dadurch seine Huldigung dar, daß er die Kühe ihres Vaters fütterte. Noch in reiferen Jahren gedachte er dieser zarten Jugendliebe an mehreren Stellen seiner Gedichte.

In seinem neunzehnten Jahre sandte er sein erstes Gedicht an die „Free Press", eine in Newburyport erscheinende Zeitung, die von William Lloyd Garrison herausgegeben und redigirt wurde. Dasselbe betitelte sich „The Deity" und war religiösen Inhalts. Lange, bange Wochen

mußte er jedoch warten, bis er es gedruckt in Händen hielt und da demselben ein Ehrenplatz auf der ersten Seite der Zeitung angewiesen worden war, so folgerte Whittier, daß der Redakteur doch nicht gering davon dachte, weshalb er ihm bald einige andere Früchte seiner Muse einsandte. Und er hatte Recht; denn Garrison nahm solches Interesse an dem ihm unbekannten Dichter, daß er sich eines Tages aufmachte, ihn aufsuchte und ermuthigte, den Pegasus noch ferner fleißig zu besteigen. Dem alten Vater Whittier's gefiel nun diese Aufforderung gerade nicht besonders, aber er sah hinlänglich ein, daß es doch zu spät war, die Thätigkeit seines Sohnes in praktischere Bahnen zu lenken. Die Freundschaft, die sich nun zwischen Garrison und Whittier entwickelte, währte über 25 Jahre; wurden sie doch wenige Jahre nach ihrer ersten Begegnung durch ihre gemeinschaftliche Agitation gegen die Sklaverei zu Leidensgenossen.

Nachdem Whittier noch ein Jahr lang die Haverhill Academy besucht und daselbst fleißig historische Studien getrieben hatte, ging er nach Boston und übernahm die Redaktion des dort erscheinenden „Manufacturer", in dem er unter Anderem auch eine Anzahl Artikel über Tarif- und Finanzfragen veröffentlichte. Ja, er hatte sogar auf kurze Zeit die Absicht, sich ganz und gar in die Wogen der Politik zu stürzen; doch sehen wir ihn 1830 schon wieder in Haverhill, woselbst er die „Essex Gazette" redigirte und für mehrere auswärtige Zeitungen Artikel über Tagesfragen lieferte.

1831 veröffentlichte er unter dem Titel „Legends of New England" zu Hartford sein Erstlingswerk, das aus Erzählungen in Prosa und Poesie bestand. Dann

edirte er J. G. C. Brainard's, eines leider zu früh verstorbenen Journalisten, Gedichte und in der Einleitung, die er für dieselben schrieb, sagte er, daß der amerikanische Dichter, besonders der in den Neuenglandstaaten lebende, nicht nach Europa zu gehen brauche, um poetische Themen zu suchen; der Urwald, den die Pioniere lichteten; die Indianer in ihren vergeblichen Kämpfen um das Dasein; die gräuelhaften Hexenprozesse und sonstige Exzesse des Aberglaubens seien Stoffe, wie sie der größte Dichter nirgends dankbarer und ergiebiger finden könne.

Als sich Whittier der Agitation für die Beseitigung der Sklaverei widmete, wußte er sehr wohl, was es hieß, sich freiwillig den Titel „Abolitionist“ beizulegen. Er versperrte sich dadurch zuerst die Spalten aller einflußreichen Zeitungen und gefährdete seine Zukunft in jeder Hinsicht. „Während zwanzig Jahren,“ sagt er, „hätten meine literarischen Beiträge die Existenz irgend einer Zeitung untergraben.“ War doch damals die Zeit, als die Legislatur von Georgia fünftausend Dollars Belohnung für die Ergreifung der Person aussetzte, die in Boston ein Blatt unter dem Titel „The Liberator“ herausgab. Und der Eigenthümer dieses Blattes war Whittier's Freund William Lloyd Garrison. Die Bürger von Haverhill schätzten Whittier trotz alledem sehr hoch und wählten ihn sogar zweimal als Repräsentanten in die Staatslegislatur.

1838—39 redigirte Whittier den „Pennsylvania Freeman“, der in Philadelphia erschien, aber nur auf kurze Zeit, da das Geschäftslokal jener Zeitung von einem wüthenden Volkshaufen zerstört und somit der journalistischen Thätigkeit Whittiers abermals ein Ende gemacht wurde. Darauf ging er nach Haverhill zurück, verkaufte

seine Farm und zog mit seiner Mutter nach dem ungefähr neun Meilen entfernten Städtchen Amesbury. Dort schrieb er seine herrlichsten Gedichte, durch die er sich eine Stätte im Herzen des Volkes eroberte. Seine Antisklaverei-Agitation aber gab er trotzdem doch nicht auf, denn in derselben sah er einmal seine heiligste Lebensaufgabe, der er auch stets treu geblieben ist. Seit 1876 wohnt er bei Verwandten zu Oak Knoll in der Nähe von Danvers in Massachusetts.

Als im Dezember 1870 sein 70ster Geburtstag gefeiert wurde, veranstalteten ihm zu Ehren seine Verleger H. O. Houghton & Co. zu Boston ein großes Bankett, zu dem die bedeutendsten Poeten Amerikas Gelegenheitsgedichte lieferten. Longfellow widmete ihm damals das gedankenreiche Sonett „The three Silences of Molinos“. In mehreren Städten haben sich infolge der Bostoner Feierlichkeit Whittier-Clubs gebildet, die jährlich am 17. Dezember eine Festversammlung abhalten.

Daß Dom Pedro II., der nun abgesetzte Kaiser von Brasilien, ein eifriger Bewunderer Longfellow's ist, ist ziemlich allgemein bekannt; weniger bekannt aber dürfte es sein, daß derselbe auch mit Whittier in Correspondenz steht und dessen Gedicht „Cry of a lost Love“ ins Portugiesische übersetzt hat. Als der genannte Kaiser 1876 eine Reise durch die Vereinigten Staaten machte, suchte er natürlich auch Whittier auf und die Beiden kamen zu einer traulichen Plauderstunde im Hause der Frau John F. Sargent in Boston zusammen, worüber dieselbe in ihrem Buche „Sketches and Reminiscences of the Radical Club“ des Näheren berichtet.

Von Whittier's Gedichten erschien 1880 zu Boston

eine Gesammtausgabe in drei Bänden. Das darin befindliche Epos „Mogg Megone“ rechnet Whittier zu seinen verfehlten Jugendarbeiten und erklärt, daß er in reiferen Jahren sich nicht an einem solchen Thema vergriffen haben würde. Es handelt nämlich von einem einflußreichen Saco-Häuptling, dessen blutiger Wirksamkeit in den Schriften von Church, Mayhew, Charlevoix und Roger Williams ausführlich gedacht wird. Derartige Themen sind allerdings nicht mehr an der Tagesordnung und selbst Longfellow's „Hiawatha“ scheint für das große Publikum seinen ursprünglichen Zauber verloren zu haben. Ob wohl Whittier, weil Mord- und Skalpgeschichten ein zartes Quäkergemüth unangenehm berühren, dieses Gedicht für verfehlt ansieht, können wir nicht sagen, denn es ist durchaus keine zu verachtende Leistung; die Sprache ist schwungvoll und bilderreich und was den Stoff anbelangt, so ist derselbe ja ein specifisch amerikanischer, und einem solchen soll doch nach Whittier's Ansicht der Dichter der neuen Welt vor allen andern den Vorzug geben. Auch dem Gedichte „The Bridal of Pennacook“ liegt eine Indianer-Geschichte aus der Kolonialperiode zu Grunde; dieselbe bietet jedoch wenig Interessantes.

Whittier's „Voices of Freedom“ haben außer ihrer poetischen Bedeutung auch noch eine historische, denn es ist eine allgemein zugestandene Thatsache, daß dieselben den Haß gegen die Negersklaverei mehr verbreiteten, als alle Leitartikel und geharnischten Reden der übrigen Abolitionisten. Es sind dies echte, kernige Lieder der Freiheit, die der Tyrannei in jeder Form energisch den Krieg erklären. Da es ihm heiliger Ernst damit ist, so ist es auch leicht erklärlich, wenn er, der fromme, sanfte Quäker,

mitunter schrecklich losdonnert und sich einer scharfen sarkastischen Sprache bedient. Furchtbar derb kanzelt er besonders diejenigen Geistlichen ab, die es aus verächtlicher Menschenscheu unternahmen, die Göttlichkeit der Sklaverei aus der Bibel zu beweisen. Gedichte wie „Toussaint L'Ouverture", „The Slave-Ship", „The Slaves of Martinique" und der im Negerdialekt verfaßte und während des Bürgerkrieges überall gesungene „Song of the Negro-Boatmen" bereiten noch heute wegen der mannhaften Gesinnung und der entschiedenen Sprache des Verfassers dem Leser denselben Hochgenuß, wie zur Zeit ihrer Entstehung. Wie matt und fade dagegen sind doch Longfellow's Sklavenlieder! Energie und Entschiedenheit sind überhaupt niemals Longfellow's starke Seiten gewesen.

Wer nur auf irgend eine Weise für die Sache der Freiheit thätig war, oder auch nur den Anlauf dazu nahm, ward von Whittier poetisch verherrlicht. Sogar dem seichten Schwätzer und traurigen Fiaskomacher Johannes Ronge widmet er ein Gedicht, in dem er ihn auffordert, den Stamm des Baumes, den der Erfurter Mönch verschonte, mit muthiger Hand umzuhauen. Doch Whittier war damals nicht der einzige, der sich von jenem Phrasendrescher und dünkelhaften Lärmenschläger bethören ließ.

Wo ein Herz für Freiheit schlägt, kann es sicher auf die Sympathie Whittiers rechnen. Er ist gegen Krieg und Todesstrafe und will den Frauen alle politischen Rechte der Männer eingeräumt sehen; gegen die Priesterherrschaft in jeder Form tritt er auf, ohne sich jedoch für religiöse Aufklärung zu begeistern. In dieser Hinsicht

ist er ein Quäker geblieben und hat alle auf ihn einstürmende Zweifel mit der Bibel in der Hand bekämpft. Seine irdische Lebensaufgabe besteht, wie er in dem Gedichte „My Soul and I" erklärt, darin, daß er „Gottes Willen thue".

Beharrlich wie gegen die Sklaverei tritt er auch gegen den Papst und die römische Hierarchie auf und führt besonders an einer Stelle eine solche derb-zelotische Sprache, daß er nachträglich den Leser deshalb um Entschuldigung bittet.

In den „Songs of Labor" (1850), in denen er das hauptsächlich von den Franzosen kultivirte Feld der Arbeiterdichtung betritt, besingt er in gemüthlicher, leichter und humoristischer Weise den Fischer, den Schiffszimmermann, den westlichen Viehtreiber, den Schuhmacher u. s. w. Das dem letzteren gewidmete Lied ist wohl das gelungenste; doch glauben wir nicht, daß der auf die Schusterzunft getrunkene Wassertoast auf Beifall rechnen kann. Ueberhaupt weht in diesen melodiösen Liedern eine solche spießbürgerliche Gesinnung und ein solches Loben der problematischen guten, alten Zeit, daß man öfters unangenehm dadurch berührt wird.

In dem Gedicht „The Chapel and Hermits" weht eine wehmüthige Sehnsucht nach dem heiligen Lande und den Stätten, die der Fuß des Erlösers betrat; doch tröstet er sich und seine Leser damit, daß es ja noch immer in der Kraft der Menschen stehe, ein jedes Land zu einem heiligen zu machen. Auch hier in Amerika haben wir die Wunder des Morgenlandes, nur fehlt es uns zu oft an den Augen, sie zu sehen. Der Merrimack spiegelt den Himmel wieder und mehr kann doch der Jordan auch

nicht thun. In jenem Gedichte, dessen Grundidee Bernardin Henri Saint Pierre's „Etudes de la Nature“ entnommen ist, erzählt Whittier in seiner gewohnten, breitspurigen Weise, wie zwei Freunde, nämlich der genannte Bernardin und J. J. Rousseau, in eine stille Klosterkapelle traten und wie Letzterer, von der Heiligkeit der Stätte ergriffen, erklärte, daß er nun den Sinn der biblischen Worte „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“, begreife. Bernardin erwidert ihm dann, daß er ohne Sorgen sein möge, da er bisher ja nie die Kirche Gottes, sondern nur die Afterkirche desselben gelästert habe. Daß diese Idee so ganz und gar nach Whittier's Herzensmeinung war, ist nach dem bisher über ihn Gesagten leicht ersichtlich.

Immer und immer wieder kommt er auf die Sklaverei zurück; so auch in „The Panorama and other Poems“. In diesem Panorama zeigt er uns einen Sklavenmarkt und schildert die Schattenseiten der Union in grellen Farben. Es ist dies Gedicht ein Kassandraruf für Nord und Süd. Der Haschisch des Orients hat nach ihm noch lange kein solches Unheil angerichtet, wie die Baumwolle des Südens. Er verflucht den in Gesellschaft und Politik herrschenden Geist und hebt die Staatsmänner in den Himmel, die da die Quelle aller Gesetze ausschließlich in der Bergpredigt finden. Ueberhaupt fällt er viel zu oft in den Predigtton, wodurch er manchmal gar langweilig wird. Seine religiöse Polemik ist mitunter markig und wirkungsvoll; letztere Eigenschaft geht jedoch stets verloren, wenn man sich erinnert, daß der Dichter doch nur auf dem beschränkten Standpunkte der Quäker steht.

In den „Home Ballads“, zuerst im Jahre 1860 er-

schienen, bringt er abenteuerliche Erzählungen aus der alten Kolonialzeit, die ihn in jeder Familie Neuenglands zum erklärten Lieblingsdichter gemacht haben; besonders sind die ergreifenden Balladen „The Witch's Daughter“ und „Skipper Ireson's Ride“ sehr populär geworden. Letzterem Gedicht liegt eine geschichtliche Thatsache zu Grunde, die jedoch nach einem Artikel Chadwick's in „Harper's Monthly“ von Whittier arg entstellt worden ist. Chadwick nimmt Ireson, dessen eigentlicher Name Flood war und der zwei Jahre vor dem Erscheinen jener Ballade zu Marblehead arm und blind starb, gegen die ihm angedichtete Grausamkeit in Schutz und behauptet, das demselben widerfahrene Theeren und Federn habe eigentlich ein anderer verdient, was vielleicht wahr sein mag; der Lokaltradition, an die sich Whittier einfach hielt, entspricht es wenigstens nicht.

Daß Whittier's Leyer zur Zeit des schrecklichen Bürgerkrieges hätte verstummen sollen, konnte man von ihm, trotzdem er als Quäker ein abgesagter Feind alles Blutvergießens war, nicht erwarten. Nun war endlich die Zeit gekommen, die ihm die Erfüllung seines lang gehegten Wunsches bringen sollte; jetzt tönte, wie er in der Sammlung „In War Time“ (1863) sagt, die Todesglocke der Sklaverei und damit der Klang derselben mit enthusiastischer Freude vernommen werde, malt er nochmals die Schrecken und die Schändlichkeit dieses, die Union entehrenden Instituts.

Das in dieser Abtheilung enthaltene Gedicht „Barbara Fritchie“ machte die Runde durch alle nördlichen Zeitungen. Es wird darin erzählt, daß als ein Theil der südlichen Armee durch Fredericktown in Maryland

marschirte, Frau Barbara Fritchie eine Unionsflagge aus dem Fenster gehalten und gerufen habe: „Schießt auf mich, aber nicht auf die Flagge!“ Darauf habe dann Stonewall Jackson den Befehl gegeben, die alte Frau nicht zu belästigen. Whittier erhielt diesen Stoff von der Novellistin Southworth, deren Erzählung auf Wahrheit beruhen soll. Vor einigen Jahren veröffentlichte jedoch Jakob Engelbrecht, ein alter Bewohner von Fredericktown, in der „Sun“ zu Baltimore einen Artikel, in dem er erklärte, daß Jackson's Armee überhaupt gar nicht durch die Straße, in der Barbara Fritchie wohnte, marschirt sei; er habe aber hingegen Lee's Abtheilung durch jene Straße ziehen sehen, an dem Fenster jener Frau jedoch keine Flagge bemerkt. Zehn Tage darauf aber, als McClellan durch Fredericktown marschirte, habe sich Barbara Fritchie mit einer Flagge am Fenster blicken lassen. Damit wollen wir es denn dem geneigten Leser überlassen, der poetischen Version Whittier's, oder der prosaischen Engelbrecht's den Vorzug zu geben.

Die bereits erwähnte Idylle „Snow-Bound“ (1865) ist denjenigen Familiengliedern, von denen sie handelt, in aller Liebe und Treue gewidmet. Die Handlung dieses Gedichtes ist so einfach wie das Quäkerleben überhaupt. Ein rauher Dezembertag bringt die Vorboten eines anhaltenden Schneesturmes, und da heißt es denn so schnell wie möglich die Viehställe verschließen und Holz in die Wohnstube, die zugleich Küche war, tragen. Allmälig nehmen die Gegenstände in Feld und Garten sonderbare Gestalten an; der Pfosten vor der Gartenthüre gleicht einem alten Manne mit flatterndem Rock und eingedrück-

tem Hut; kurzum, es scheint Alles verzaubert zu sein. Doch die Farmer lassen den Nordwind ruhig wüthen, essen Oktobernüsse und trinken Apfelwein dazu. Zum Zeitvertreib werden allerlei kurzweilige Geschichten erzählt; der alte Kalender und die wenigen übrigen Bücher müssen ihren längst bekannten Inhalt aufs Neue zum Besten geben, bis sich dann der Himmel endlich wieder aufklärt und sich die Menschen wieder in das Freie wagen können.

In „The Tent on the Beach and other Poems“ (1867) führt uns das Hauptgedicht drei ungenannte Freunde (Whittier, Bayard Taylor und James T. Fields) vor, die während der heißen Sommermonate ihr Zelt am Seeufer aufgeschlagen haben und sich die Zeit mit poetischen Erzählungen vertreiben. Die in dieser äußeren Einkleidung mitgetheilten Balladen sind alle packend und schwungvoll, doch spielt leider das Wundervolle darin eine zu große Rolle.

"Among the Hills“ (1868) ist eine keusche Idylle, die mitunter an Tennyson's „Gärtnerstochter“ erinnert. In „Miriam and other Poems“ (1870) finden wir die alten Vorzüge, aber auch die einmal eingewurzelten Fehler wieder. Ohne jeden poetischen Werth ist jedoch „The Pennsylvania Pilgrim“ (1872), worin in schauderhaft trockenem Tone das Leben des frommen Franz Daniel Pastorius, der Ende des 17. Jahrhunderts infolge der Agitation William Penn's nach Pennsylvanien kam, geschildert wird. Es ist dies Gedicht im Grunde nichts anders als eine gereimte Wiedergabe der historischen Abhandlungen, die Dr. Seidensticker in Philadelphia im „Penn Monthly“ über jenen Pionier veröffentlichte. Vielleicht interessirte sich Whittier nur deshalb für Pastorius, weil sich der-

selbe öffentlich gegen die Sklaverei erklärt hatte, was allerdings damals als eine Heldenthat gelten konnte.

In „Hazel Blossoms" (1874), denen auch einige Gedichte seiner verstorbenen Schwester Elizabeth beigegeben sind, lobt er besonders den Naturforscher Agassiz wegen seiner Frömmigkeit und läßt ihn im freien Tempel der Natur mitten im Kreise seiner Schüler seine Andacht verrichten. Daß Agassiz seiner bei jeder öffentlichen Gelegenheit zur Schau getragenen Frömmigkeit einen großen Theil seiner Popularität verdankt, ist unstreitig ohne Frage; für viele aber ist es auch eine ausgemachte Thatsache, daß jene Frömmigkeit nichts anders als eine schlaue, raffinirte Heuchelei war.

Die Sammlung „The Vision of Echard and other Poems" (1878) enthält erstens eine Mönchs-, dann eine Hexengeschichte und einige Gedichte aus der amerikanischen Geschichte. In „The King's Missive and other Poems" (1881) bezieht sich das Titelgedicht auf einen Befehl Karl's II., durch welchen die Quäkerverfolgungen in Amerika eingestellt werden mußten. Whittier's Schilderung der Quäker ist jedoch zu panegyrisch gefärbt, wie dies Dr. Ellis in einem dieses Werk betreffenden Artikel im „New England Historical Magazine" nachgewiesen hat.

Jeder einzelnen Abtheilung von Whittier's Gedichten ist, trotzdem fast jede einzelne Nummer einen religiösen Anstrich hat, noch eine besondere Sammlung frommer Lieder beigegeben, worin der Sieg des Christenthums über die gesammte Welt im Voraus gefeiert wird, weshalb sie denn auch schon in mehreren Kirchenliederbüchern verschiedener Sekten Aufnahme gefunden haben. Bitter klagt er öfters, daß die gute, alte Zeit mit ihren ein-

fachen Sitten und Gebräuchen verschwunden sei und daß die meisten Menschen nur ihr Glück außer dem Hause und nicht in demselben suchten. Jetzt werden, klagt er ferner, die Thüren verschlossen und die Lichter ausgelöscht, damit der verirrte Wanderer keine Zufluchtsstätte mehr finden kann, denn das Mitleid sei zu einem Verbrechen geworden. Glücklicherweise ist ihm aber der Trost geblieben, daß das Auge Gottes auch durch die dunkelste Nacht des Unrechts blicken kann.

Trotzdem er ein Priester des Friedens, den er mit dem auf einen ruhigen See fallenden Mondstrahl vergleicht, zu sein vorgibt, predigt er doch einen ewigen Kreuzzug gegen alle geistlichen und weltlichen Tyrannen, gegen alle feilen Journalisten und Richter, die das goldene Kalb anbeten und Wahrheit und Männerwürde für hinderliche Dinge halten. Er glaubt, wie jeder Quäker, an die Macht des „inneren Lichtes" und folgert daraus die Berechtigung der Gewissensfreiheit. Als Feind der Kirchen und Pfaffen spricht er:

„I ask no organ's soulless breath
To drone the themes of live and death
No altar candle-lit by day,
No ornate wordsman's rhetoric-play,
No cool philosophy to teach
Its bland audacities of speech,
No pulpit hammered by the fist
Of loud-asserting dogmatist."

Wer aber darnach zu urtheilen wirkliche Gewissensfreiheit bei den Quäkern suchen wollte, dürfte doch vor dem unrechten Hause vorsprechen, denn unliberalere, verknöchertere und engherzigere Menschen, die dem Fortschritt auf geisti-

gem Gebiete abholder sind als die Quäker, findet er wohl nirgends. Sie thun sich im Allgemeinen viel zu gut auf die historischen Tugenden ihrer Vorfahren und verstehen es so schlau wie der geriebenste Yankee, bei geeigneter Gelegenheit Kapital daraus zu schlagen. Natürlich soll sich das hier Gesagte nicht auf den Privatkarakter Whittier's beziehen; wenn aber dieser Dichter seine Sekte stets als die allein zur Existenz berechtigte hinstellt, so darf er übrigens nicht annehmen, daß man blindlings auf seine Worte schwört und das Heil der Welt im Quäkerthum erblickt.

Doch Whittier meint es ernst mit Allem, was er sagt und sein ganzes Leben legt davon reichlich Zeugnis ab. Sein Ruhm als Abolitionist steht ihm höher als sein Dichterruhm. Seine Reformwuth hat ihn nie verlassen. Das Urchristenthum, d. h. wie er es sich vorstellt, soll die Welt regieren; wo Mitleid wohnt, ist der Friede Gottes; jeder freundliche, dem Nächsten gewidmete Blick ist ein frommes Lied und jede edle That ein Gebet.

Dem Transscendalismus Neuenglands, als dessen Hauptvertreter Emerson dasteht, hat er niemals Geschmack abgewonnen, und das ist insofern gut, als es doch die Popularität seiner Gedichte beeinträchtigt hätte. Als Dichter wird Emerson niemals in das Herz des Volkes eindringen; was er zu viel hat an Gedankenreichthum, fehlt Whittier; letzterer aber versteht es dafür, einfache Wahrheiten in eine anziehende poetische Form zu kleiden, die Jedem auf den ersten Blick klar und verständlich ist. In seinen besseren Balladen finden wir den moralischen Ernst Wordsworth's; aus seinen Reformgedichten spricht die Entrüstung und das Feuer eines Byron; seine volks-

thümlichen Lieder verrathen den Einfluß Burns'! Er ist ein unermüdlicher Beobachter der Natur und es gelingt ihm auch in den meisten Fällen, ihr wohlberedter Dolmetscher zu sein. Seine Gedichte sind reich an trefflichen Gleichnissen; an poetischen Formen aber sind sie arm. Seine Erzählungen spinnt er größtentheils zu lange aus, aber die Verse fließen ihm so natürlich und ungezwungen, daß der Leser niemals über die Menge derselben klagt. Die Dichter Amerika's, die in Whittier's Jugend bereits ihren Ruhmesgipfel erklommen hatten, sind mit Ausnahme Bryant's in die Literaturgeschichte eingesargt und vom Volke vergessen worden; Whittier hingegen ist von Jahr zu Jahr seinem Volke theurer geworden. Das Ausland hat sich bis jetzt im Allgemeinen wenig um ihn bekümmert; demselben ist er zu specifisch amerikanisch und dann befremden auch die zahllosen, für den Nichtamerikaner schwer verständlichen Anspielungen auf Lokalgeschichte und Topographie zu sehr.

Ueber Whittier's prosaische Werke, von denen im Jahre 1880 eine Gesammtausgabe in zwei Bänden erschien, mögen einige wenige Worte genügen. Dieselben enthalten eine Anzahl Biographien, Kritiken, Bilder aus der Kolonialzeit und dem fingirten Tagebuche der Margaret Smith, dessen Inhalt und Stil lebhaft an Meinhold's „Bernsteinhexe" erinnern. Diese prosaischen Werke hätte er überhaupt, ohne seinem Rufe zu schaden, ruhig der Vergessenheit anheim geben können.

Whittier gab auch mehrere Anthologien heraus, wie „Child-Life in Prose" (1873), „Child-Life in Poetry" (1874), „Songs of three Centuries" (1875) und außerdem (1882) die Briefe der Frau Maria Lydia Child.

Die Dichterinnen Alice (geb. 26. April 1820, gestorben 1871) und Phoebe (geb. 4. September 1824, gestorben 1871) Cary haben in der Novellistin Mary Clemmer eine sehr geschwätzige Biographin, sowie eine Herausgeberin ihrer gesammelten poetischen Werke (1877) gefunden. Beide Geschwister wurden auf einer Farm im Miamithale, in der Nähe von Cincinnati geboren und ihre Jugend sowie ihre häuslichen Verhältnisse waren nicht dazu angethan, das dichterische Schaffen zu begünstigen. Ihre Stiefmutter betrachtete Lesen und Schreiben für einen geschäftigen Müßiggang, was aber besonders Alice nicht abhielt, trotz alledem der edlen Kunst des Versemachens zu huldigen. Der Literarhistoriker Rufus Griswold, dem einige ihrer Produkte zu Gesicht gekommen waren, veranlaßte sie, ihre besseren Gedichte zu einem Bande zusammen zu stellen und besorgte ihr auch einen Verleger, der generös genug war, ihr dafür ein Honorar von hundert Dollars zu zahlen. Darauf machte sie eine Reise nach dem Osten und stattete auch dem Dichter Whittier in Amesbury einen Besuch ab, welcher derselben den Stoff zu dem Gedicht: „The Singer“ lieferte.

Alice ließ sich nun dauernd in New-York nieder und so bald sie gefunden hatte, daß sich ihr dort ein lohnender Markt für ihre geistigen Arbeiten bot, ließ sie auch ihre Schwester Phoebe nachkommen und beide schriftstellerten nun munter drauf los. Ihr treuester Freund war Horace Greeley. 1852 veröffentlichte Alice den ersten Band der „Clovernook Series“, einer Sammlung frischer, anmuthiger Naturbilder, die besonders in England großen Anklang fand. Die zweite Serie erschien 1853; auf dieselbe folgte das Werk „Clovernook Children“

und ein Band Gedichte, die ihres melancholischen Karakters wegen bitter angegriffen wurden, aber doch zahlreiche Leser fanden. Mit dem auch in das Französische übersetzten Werk „Pictures of Country Life“ schloß sie ihre Clovernook Serie ab. In ihren Novellen „Hagar“ und „Maried, not mated“ suchte sie ohne genügende praktische Erfahrung die Fehler und Leidenschaften der Männer und Frauen zu portraitiren; doch entfaltete sie darin eine große Erfindungsgabe und eine lebhafte Phantasie. Ueberhaupt macht sich besonders in allen ihren prosaischen Schriften der Mangel eines regelmäßigen und gediegenen Schulunterrichtes bemerklich; ihre Jugend hatte sie hauptsächlich mit der gewöhnlichen Hausarbeit verbracht und nur die derselben abgestohlenen Stunden der heimlichen Lektüre widmen können.

Alice war unermüdlich literarisch thätig; sie schrieb für zahlreiche Zeitungen, war bei der Redaktion verschiedener Anthologien, wie „Hymns for all Christians“ und „Poems of Faith, Hope and Love“ betheiligt und verdiente sich damit so viel Geld, daß sie sich in der 26. Straße New-Yorks ein eigenes Haus kaufen konnte. Dasselbe bildete bis zu ihrem Tode den Sammelplatz zahlreicher Schöngeister. „Saure Wochen, frohe Feste“ war ihr Motto.

In ihren Gedichten besingt sie hauptsächlich ärmliche Verhältnisse; sobald sie aber in den Erzählton geräth, entwickelt sie eine fabelhafte Geschwätzigkeit und wird manchmal fade und langweilig. Die geringste Kleinigkeit verarbeitete sie zu einem Gedichte; ihre Verse sind im Ganzen genommen fließend und man merkt es der Verfasserin an, daß sie die Reime nur so aus dem Aermel

schüttelt. Sie schwärmt für Frauenrechte und Temperenz. Ihre religiösen Gedichte erinnern häufig an die ähnlichen Ergüsse ihres Freundes Whittier. Ihr Werk, „The Lover's Diary", das in der von Frau Clemmer herausgegebenen Ausgabe ihrer Gedichte keine Aufnahme gefunden hat, ist aus der aufopfernden Liebe zu ihrer an der Schwindsucht verstorbenen Schwester Elmina („Mina") entstanden und enthält die zartesten Blüthen ihres poetischen Talentes.

Phoebe besaß weniger Phantasie, aber mehr Frömmigkeit als Alice. Doch sie hatte etwas, was letzterer versagt war, nämlich die Gabe des Humors und der Satire und entwickelte dieselbe in mehreren gelungenen Parodien und Travestien. Naturschwärmerei war ihre Passion nicht, desto eifriger aber pflegte sie mit den Todten Umgang, worüber besonders ihr Gedicht „Border Land" Auskunft gibt. Von ihren Hymnen hat „Nearer home" eine außerordentliche Popularität erlangt.

Trotzdem Carriere und Gottschall der Sonettenform hochtrabende Lobesworte gewidmet haben und dieselbe neuerdings von Bodenstedt in Schutz genommen worden ist, ist sie jedoch in Deutschland nie sonderlich populär gewesen. Es wird durch dieselbe der Gedanke in ein Prokrustesbett gezwängt und verliert dadurch an Klarheit; überhaupt sind viele, um nicht zu sagen die meisten deutschen Sonette nichts als verzerrte Reimspielerei, und der Altmeister Goethe sagt, daß er, als er in Sonettenwuth gefallen sei, das Gelächter der Genien vernommen habe.

In England und in Amerika, besonders aber in dem letzteren, wird das Sonett mit wachsender Vorliebe kultivirt und als amerikanischer Sonettendichter par ex-

cellence gilt der am 8. Mai 1880 zu Salem in Massachusetts verstorbene Jones Very, von dessen Gedichten William P. Andrews 1883 eine neue Ausgabe erscheinen ließ. Die erste von R. W. Emerson besorgte Ausgabe erschien 1839 unter dem Titel „Essays and Poems“ zu Boston; die in derselben enthaltenen lesenswerthen Aufsätze über Shakespeare, epische Dichtkunst und Hamlet fehlen jedoch in der Andrew'schen Ausgabe.

Jones Very wurde am 28. August 1813 zu Salem geboren; sein Vater war Schiffskapitän und mit demselben machte er als Kind mehrere ausgedehnte Reisen. In seinem 14. Jahre machte er sich, da er doch auch etwas für den Unterhalt seiner inzwischen verwittweten Mutter beitragen mußte, als Laufbursche bei einem Auktionator nützlich; jede freie Stunde aber verbrachte er über seinen Büchern und bildete sich allmälig dadurch soweit heran, daß er die Kosten eines höheren Schulunterrichts durch eigene Lehrthätigkeit abverdienen konnte. 1834 bezog er, nachdem ihn ein wohlhabender Onkel mit den nöthigen Mitteln versehen hatte, Harvard College und 1836 trat er als Schüler und zugleich als Hülfslehrer des Griechischen in die theologische Schule jener Universität ein. Zwei Jahre darauf kehrte er aber seiner stark angegriffenen Gesundheit wegen nach Salem zurück und beschäftigte sich dort eifrig mit dem Studium der Literatur. Die Sonette, die er damals sozusagen nur aus dem Aermel schüttelte, fanden besonders in frommen Kreisen eine begeisterte Aufnahme und der geistreiche Philosoph und Dichter Emerson hielt große Stücke auf dieselben.

Very war ein schwärmerischer Theosoph, der sich

für das auserwählte Werkzeug hielt, Gottes Gedanken in Verse zu kleiden. Er hatte nur wenig Umgang mit den Menschen und auch sehr wenige suchten seine Gesellschaft auf. Er war ein professioneller Beter, der alle Menschen durch die Macht des Gebetes zu Werkzeugen des göttlichen Willens bringen wollte. Die Folge davon war, daß man Anstalten traf, ihn in ein öffentliches Narrenhaus zu schaffen; doch sorgten seine Freunde noch rechtzeitig dafür, daß es nicht geschah; dahingegen aber schickten sie ihn auf kurze Zeit in eine Privatirrenanstalt. Very hatte alle Selbstsucht, allen Zweifel, alle Sehnsucht, überhaupt alle Liebe zum vergänglichen Wesen in sich erstickt und dadurch das christliche Nirwana erreicht. Als Prediger des Evangeliums war er erfolglos, da er nicht die Gabe besaß, die Masse zu begeistern.

Seine Sonette sind im Ganzen genommen monoton, da er einen und denselben Gedanken zu oft wiederholt; aber sie sind das getreue Spiegelbild seiner inneren Gesinnung. In den Nummern, in denen das religiöse Element weniger in den Vordergrund tritt, zeigt er sich als ächten, feinfühlenden und sympathischen Dichter. Jedem, auch dem allergewöhnlichsten Naturereignis, widmet er einige, mitunter gedankenreiche Strophen, wie denn überhaupt seine Naturbetrachtungen das beste sind, was seine keusche, humorlose Muse hervorgebracht hat.



Burritt — Calvert — Higginson.

Amerika ist das Land der selfmade men und zwar auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Der Einwanderer, der mit wenigen Mitteln in der Tasche seine gastlichen Gestade betritt und nur ein paar gesunde Arme und die Lust, dieselben redlich zu gebrauchen, mitbringt, wird, wenn ihn nicht das Unglück auf Weg und Steg hartnäckig verfolgt, sich in wenig Jahren in einer unabhängigeren Lage befinden, als ihm dies während seines ganzen Lebens im alten Europa möglich gewesen wäre. Unsere reichsten Farmer begannen ihre Laufbahn als arme Tagelöhner und blicken heute noch stolz auf ihren beschwerlichen Anfang zurück. Privilegirte Klassen haben wir glücklicherweise noch nicht, und keine Arbeit, sei sie auch nach den engherzigen europäischen Begriffen die allerniedrigste, schändet; denn Jeder weiß, daß es vor Nacht leicht anders werden und daß Derjenige, der sich heute noch als Fabrikarbeiter schlafen legt, schon morgen als Fabrikbesitzer aufstehen kann. „Wo ein Wille ist, da ist

auch ein Weg", sagt das ächtamerikanische Sprichwort. „Das Wort ‚unmöglich' pflegte der alte Napoleon zu sagen, steht nur im Wörterbuche der Narren."

Horace Greeley, und vor ihm Benjamin Franklin, hatten mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung gelangten und der Jugend als Muster der Ausdauer und des Fleißes vorgehalten werden konnten. Bei keinem der selfmade men aber saß das Glück an der Wiege, sondern die Noth allein hat sie von Jugend auf wenn nicht zu Allem, so doch zu Vielem geschickt gemacht. Ja, wer einen Essay über die kulturhistorische Bedeutung der Noth schreiben wollte, brauchte sich wahrhaftig nicht über den Mangel an Material zu beklagen.

Es muß zugegeben werden, daß heutigen Tages die gesellschaftlichen Anforderungen an das Individuum einen solchen Umfang angenommen haben, daß es selten Jemandem möglich ist, im Kampfe um das Dasein Zeit und Mittel zu erübrigen, um dieselben einer Lieblingsthätigkeit zuzuwenden, welche weniger für die eigene Familie, als für die gesammte Menschheit von Nutzen ist. Der materialistische Zug unseres Zeitalters, der stets zum schnellsten Genuß drängt, hat die Kultivirung der höchsten Güter gefährdet; man wirkt und schafft nur für die Gegenwart und überläßt die Zukunft den Zukünftigen.

Umsomehr ist es lobend anzuerkennen, wenn trotz alledem von Zeit zu Zeit Menschen auf der Bühne des Lebens erscheinen, denen die stille Wirksamkeit im Dienste Weniger allein nicht genügt, sondern die sich berufen fühlen, der ganzen Welt als Licht zu dienen, und

die allen Schwierigkeiten zum Trotz dieses Licht nicht unter den Scheffel stellen. Sie sind geborene Märtyrer der Humanität; ihre Ansichten, ihr Thun und Treiben wird von der indolenten Masse verspottet und verhöhnt, aber Nichts entmuthigt sie und Nichts verhindert sie, der Menschheit eine moralische Schuld abzuzahlen.

Ein solcher Mann war Elihu Burritt, im Volksmunde unter dem Namen „the learned blacksmith“ bekannt. Er hatte sich 33 fremde, theils europäische, theils asiatische Sprachen zu eigen gemacht und eine nicht unbedeutende Anzahl von Büchern geschrieben. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in seinen philanthropischen Bestrebungen, die in der Agitation gegen die Sklaverei und den Krieg bestanden.

Elihu Burritt wurde am 8. Dezember 1810 zu New Britain in Connecticut als das jüngste von zehn Geschwistern geboren. Seine Vorfahren, von denen Vater und Großvater am amerikanischen Unabhängigkeitskampfe theilgenommen hatten, waren, wie damals die meisten Neuengländer, einfache Landleute, die sich nur während der Wintermonate mit verschiedenen Handwerken beschäftigten. Im Frühjahr aber legte ein Jeder den Schusterhammer, das Bügeleisen und die Zimmermannsaxt beiseite und griff zum Pfluge und zur Hacke. Elihu's Vater war Schuhmacher; er selbst widmete sich dem Schmiedehandwerk. Sein Schulunterricht war ein unregelmäßiger und mangelhafter und als er in seinem 21. Jahre die Privatschule seines Bruders Elijah, des Verfassers des damals vielgebrauchten Buches „Geography of the Heavens“ besuchte, kostete ihn jeder Tag, an dem er am Amboß ver-

mißt wurde, einen Dollar. Da es damals seine Absicht war, sich zu einem Landvermesser heranzubilden, so studirte er hauptsächlich Mathematik. Nebenbei versuchte er auch Lateinisch und Französisch zu lernen; auch kaufte er sich eine griechische Grammatik, die er beständig im Hute mit sich herumtrug.

Keinen müßigen Augenblick ließ er unbenützt und bei seinen Schmiedearbeiten memorirte er beständig fremdsprachliche Vokabeln. Die Mathematik gab er allmälig gänzlich auf; denn das Sprachstudium fesselte ihn bald derart, daß er sich aufmachte und nach New Haven zog, um ihm im Schatten des Yale College weiter obzuliegen. Dort angekommen setzte er sich am ersten Morgen hin, nahm den Homer und ein griechisches Lexikon mit lateinischen Definitionen zur Hand und dachte, wenn er während des ganzen Tages bei schwerer Arbeit nur zwei Verse herausbrächte, so könne er das Griechische schon ohne Lehrer bemeistern. Er hatte vorher keine Zeile in der Iliade gelesen. Gegen Nachmittag aber hatte er einen Sieg errungen, der ihn glücklich machte und der auf seine späteren Studien einen entscheidenden Einfluß hatte — er hatte 15 Verse übersetzt und im Original auswendig gelernt. Stolz ging er nun unter den klassischen Bäumen der Elm City spazieren und blickte auf die Gebäude des berühmten College geringschätzig hernieder; spürte er doch in sich die Kraft und Ausdauer, ohne die gelehrten Professoren desselben zum selbstgesteckten Ziele gelangen zu können. Nun theilte er seine Zeit so ein, daß die Hälfte auf den Homer kam, die übrigen Stunden aber dem Lateinischen, Französischen, Spa-

nischen, Italienischen, Hebräischen und Deutschen gewidmet wurden.

Nachdem er auf diese Weise den Winter hindurch schwer gearbeitet hatte, kehrte er nach New Britain mit der Absicht zurück, seine Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Er nahm eine Stelle als Lehrer in einem benachbarten Städtchen an, legte dieselbe jedoch bald aus Gesundheitsrücksichten nieder und ward Handlungsreisender. Nachdem er sich in diesem Berufe etwas Geld verdient hatte, fing er auf eigene Rechnung eine kleine Spezereihandlung an; doch als im Jahre 1837 eine allgemeine Geschäftsstockung eintrat, verlor er Alles, was er besaß. Von allen Mitteln entblößt machte er sich zu Fuß nach Boston auf mit der Absicht, dort wieder den Schmiedehammer zu schwingen. Doch es war ihm unmöglich, Beschäftigung zu finden. Besser erging es ihm in Worcester, wohin er darauf seine Schritte gelenkt hatte. Da er auch daselbst Zutritt zur reichhaltigen Bibliothek der Antiquarischen Gesellschaft fand, so widmete er seine Mußestunden wieder eifrig dem Studium fremder Sprachen und bemeisterte unter anderen auch das Celto-Bretonische so weit, daß er darin einen korrekten Brief an die königliche Antiquarische Gesellschaft von Frankreich schreiben konnte, der heute noch als Kuriosität in einem Museum Englands aufbewahrt wird.

Da nun Burritt gerne seine freie Zeit in klingende Münze umgesetzt hätte, so fragte er brieflich bei William Lincoln, einem einflußreichen Bürger Worcesters, an, ob er ihm nicht ein deutsches Werk nachweisen könnte, dessen Uebersetzung für ihn lohnend wäre.

Lincoln war darüber, daß ein einfacher Handwerker

so bedeutende Sprachkenntnisse besaß, so erfreut, daß er den Brief in einer Zeitung abdrucken ließ, was Burritt den Namen „The learned blacksmith“ eintrug, den er seitdem auch für sein ganzes Leben behielt. Wohin er nun kam, wurde er als Kuriosum angestaunt und die Neugierde, ihn zu sehen, ward so groß, daß er nach ächt amerikanischer Weise beschloß, dieselbe auszubeuten und sich in mehreren Städten als Vorleser zu zeigen. Er arbeitete nun schnell eine Vorlesung unter dem Titel „Application and Genius“ aus, in der er zu beweisen suchte, daß es keine angeborenen Talente gäbe, sondern daß es Jeder durch Fleiß und Ausdauer auf irgend einem Gebiete zur Vollkommenheit bringen könnte; zur Behauptung dieser Ansichten stellte er sich dann als lebendes Beispiel vor. Nachdem er diese Vorlesung ungefähr sechszig Mal gehalten hatte und die öffentliche Neugierde befriedigt war, gab er eine Monatsschrift unter dem Titel „The Literary Geminae“ heraus, die halb in englischer und halb in französischer Sprache gedruckt wurde, sich aber mit Mühe und Noth nur ein halbes Jahr halten konnte.

Darauf gründete er die Wochenschrift „The Christian Citizen“, in der er hauptsächlich für Sklaven-Emanzipation, Mäßigkeit, Selbstbildung und allgemeinen Weltfrieden wirkte. Besonders schwärmte er für letzteren und verstand es auch vortrefflich, einflußreiche Leute dafür zu begeistern, was ihm auch deshalb nicht mehr so schwer ward, weil vorher der tüchtige Unitarierprediger Channing in Boston in zwei klassischen, viel verbreiteten Reden gegen den Krieg aufgetreten war. Burritt trat nun mit einigen für den

Weltfrieden wirkenden Engländern in Verbindung, und um mit denselben näher bekannt zu werden, reiste er 1846 nach England. Er hatte ursprünglich die Absicht, nur drei Monate dort zu bleiben; doch diese drei Monate wurden zu drei Jahren, während welchen die genannte Wochenschrift von einem Freunde Burritt's fortgeführt wurde.

Burritt reiste dort hauptsächlich zu Fuß; er hielt in mehreren Städten Vorlesungen über seine Lieblingsidee und gründete die sogenannnte „League of Universal Brotherhood“. Um den Verkehr mit den Gleichgesinnten diesseits und jenseits des Ozeans zu beleben, wirkte er gleichzeitig für die Einführung eines billigeren Portos für überseeische Briefe. Sir Rowland Hill's Vorschlag eines uniformen Briefportos hatte sich im britischen Inselkönigreiche bewährt und Burritt agitirte nun, allerdings vergeblich, für Ausdehnung dieses Planes auf alle Länder. Erst in der spätern Einführung der internationalen Postkarten wurde sein Wunsch realisirt.

Irland, dem Burritt einen längern Besuch abstattete, war damals von einer schrecklichen, infolge schlechter Kartoffelernten eingetretenen Hungersnoth heimgesucht. Die Briefe, die er über jene Schreckensscenen nach der Heimat sandte, wurden von den meisten amerikanischen Zeitungen kopirt und hatten zur Folge, daß ein Schiff voller Lebensmittel und Kleidungsstücke nach dem unglücklichen Lande abgesandt wurde. Burritt sah, wie sich die halbverhungerten, hohläugigen Leute mit der Aufbietung ihrer letzten Kräfte nach den schnell errichteten Suppenanstalten schleppten, was für Viele ein Kampf auf Leben und Tod war; er

besuchte die Elenden in ihren armseligen Hütten und erlebte überall Scenen, die an herzerschütternder Traurigkeit jeder Beschreibung spotteten. Burritt's Berichte sind einfach und wahrheitsgetreu, dabei aber von einer gewaltigeren Wirkung, als z. B. die Schilderung ähnlicher tragischer Verhältnisse in Rodenberg's köstlicher „Myrthe von Killarney". Die Natur hat an Irland reichlich ihre Schuldigkeit gethan; für das Elend daselbst haben das freie Albion und das fromme Rom gesorgt.

Als 1848 Louis Philipp aus Frankreich geflohen war, ging Burritt nach Paris, um Vorbereitungen für einen allgemeinen Friedenskongreß zu treffen; hatte doch die neue Regierung die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamirt. Die blutigen Junitage aber machten einen Aufschub der projektirten Konvention nöthig und dieselbe trat dann im September des genannten Jahres in Brüssel zusammen. Die Sitzungen, zu denen Delegaten aus allen zivilisirten Ländern gekommen waren, dauerten drei Tage, und die Verhandlungen gipfelten in dem Grundsatze, daß internationale Schwierigkeiten durch Schiedsgerichte beizulegen und daß Kriege gegen Religion, Vernunft, Gerechtigkeit und gegen das Interesse der Menschheit seien. Weitere Kongresse, wie der zu Paris und Frankfurt a. M. folgten; aber die bei dem ersteren vom Präsidenten Viktor Hugo ausgesprochene Idee, daß die Zeit heranrücke, in der die Kanonen nur noch gleich den mittelalterlichen Marterwerkzeugen in Kuriositäten-Sammlungen zu sehen seien, wurde durch diese Versammlungen ebenso wenig der Verwirklichung näher gebracht, wie dessen Traum von den „Vereinigten Staaten Europa's".

Nachdem Burritt sich wieder in seiner Heimat New-Britain niedergelassen, kaufte er sich ein kleines Landgut und bewirthschaftete dasselbe so gut er konnte.

Im Jahre 1863 reiste er wieder nach England, und zwar mit der Absicht, sich dort die besseren Farmen gründlich anzusehen. Mit der Rückkehr eilte es ihm auch diesmal nicht, wozu auch der Umstand wesentlich beitrug, daß er 1865 zum amerikanischen Bundes-Konsul von Birmingham ernannt wurde. Als solcher bestand seine Aufgabe hauptsächlich darin, statistische Nachrichten über die Industrie jenes Distriktes zu sammeln, und wie gewissenhaft er derselben nachkam, zeigte der Umstand, daß er jedes einzelne Dorf besuchte und gründliche und ausführliche Nachforschungen anstellte, die er in einem großen Werke unter dem Titel: „Walks in the Black Country and its Green Border Lands“ veröffentlichte.

1870 kehrte er wieder nach Amerika zurück. Er war nun sechszig Jahre alt und hatte ziemlich die Hälfte seines Lebens in Europa zugebracht. Er widmete sich nun hauptsächlich der Schriftstellerei und versah mehrere Blätter regelmäßig mit Beiträgen. Er war nie verheiratet. In religiöser Beziehung gehörte er äußerlich den Kongregationalisten an, thatsächlich war er jedoch über den christlichen Sektengeist erhaben. Er starb am 6. März 1879.

Folgende meistens in England erschienene Schriften stammen aus seiner Feder: „Sparks from the Anvil, 1847“. „Miscellaneous Works, 1848“. „Year Book of Nations, 1851“. „Thoughts and Things at Home and Abroad, 1854“. „Walk from London to John O'Groat's, 1864“. „Walk from London to Land's End and Back, 1865“.

„Walks in the Black Country, 1866“. „Old Burchell's Pocket, 1866“. „Lectures and Speeches, 1866“. „The Mission of Great Sufferings, 1867“. „Jacob and Joseph, 1867“. „Prayers and Meditations from the Psalms, 1869“. „Children of the Bible, 1873“. „Ten Minute Talks on all Sorts of Topics“*). „Sanskrit Handbook, 1874“ und „Chips from many Blocks, 1878“.

Außerdem hinterließ er mehrere druckfertige Manuskripte.

Während seines ganzen Lebens war Burritt außerordentlich fleißig. So lesen wir z. B. in seinem Tagebuche aus dem Jahre 1837: „Montag, den 18. Juli. Kopfweh. 40 Seiten in Cuvier's „Theorie der Erde“. 64 Seiten Französisch. Elf Stunden geschmiedet. — 19. Juli. 60 Zeilen Hebräisch. 30 Seiten Französisch. 10 Seiten in Cuvier's „Theorie“. 8 Zeilen Syrisch. 10 Zeilen Dänisch. 16 Zeilen Böhmisch. Zehn Stunden geschmiedet. — 20. Juli. 25 Zeilen Hebräisch. 8 Zeilen Syrisch. Elf Stunden geschmiedet.“

Burritt's sprachwissenschaftliche Kenntnisse sind vom größeren Publikum jedoch stets überschätzt worden; er hatte sich allerdings in einigen fremden Sprachen eine gewisse Fertigkeit im Uebersetzen angeeignet, aber an schwierige philologische Fragen wagte er sich nicht. Auch ist es Thatsache, daß er sich in keiner einzigen fremden Sprache nur einigermaßen unterhalten konnte. Während

*) Boston 1873, Verlag von Lee & Shepard. Dieses Buch enthält auch eine in simpler Sprache erzählte Autobiographie des Verfassers, aus der Charles Northend 1879 das Material zu seiner Lebensbeschreibung Burritt's (New-York, D. Appleton & Co.) schöpfte.

seines Aufenthaltes in Frankreich bediente er sich meistens eines Dolmetschers.

Auch als Schriftsteller ist er ohne besondere Bedeutung. Seine zahlreichen Aufsätze sind zwar gut stilisirt, neue Gedanken aber sucht man in denselben vergeblich. Was er aber schreibt, ist klar und allgemein verständlich. Jeden Akt der Humanität begrüßte er als willkommenen Vorboten des ersehnten Weltfriedens; das Schiff, das einst im Winter den hungernden Neufundländern Proviant brachte, verehrte er mehr, als Jason's Argonauten-Expedition. In Allem, wofür er sich interessirte, war er ein Enthusiast, und was er auch immer für seine Mission hielt, das verkündete er von Haus zu Haus. Er verstand es, wie so viele seiner Landsleute, trefflich, stets die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, und daß er mit einer gewissen persönlichen Eitelkeit behaftet war, zeigt ziemlich deutlich seine Autobiographie.

Es ist in gewisser Hinsicht sonderbar, daß der vor einigen Jahren verstorbene George Henry Calvert bis jetzt im Allgemeinen so wenig bekannt ist, verstehen es doch sonst die Amerikaner trefflich, für sich Reclame zu machen oder machen zu lassen. Allerdings behandelte er in seinen Schriften größtentheils Themen, für welche sich an und für sich nur ein kleines Publikum interessirt; aber es scheint, als habe ihm sogar auch nichts an einer Anerkennung von dieser Seite gelegen und als habe er nur seine ästhetischen Aufsätze verfaßt, um lediglich einem inneren Drange zu genügen. Dazu mag denn auch noch der Umstand wesentlich beigetragen haben, daß ihn seine Privatverhältnisse nicht zwangen, die Schriftstellerei zum

Lebensberufe zu erwählen, in welchem Falle er dieselbe sicherlich so gut wie seine Kollegen geschäftsmäßig betrieben hätte.

George Henry Calvert wurde im Jahre 1803 im Prince George's County, Maryland, geboren und stammt in directer Linie von Lord Baltimore ab. Nachdem er in seiner Heimat eine für die damalige Zeit liberale Erziehung genossen hatte, begab er sich 1823 nach Europa und zwar mit dem hauptsächlichen Zwecke, um in Göttingen vorzugsweise deutsche Sprache und Literatur zu studiren. Die Frucht seines europäischen Aufenthaltes war die lesenswerthe Schrift „First Years in Europe" (Boston 1866).

Zuerst stattete er seinem Onkel in Antwerpen einen Besuch ab. Derselbe war ein freisinniger Katholik und zahlte der Kirche jährlich hundert Thaler für die Erlaubnis, an den Festtagen Fleisch essen zu dürfen. Calvert's Mutter war ebenfalls katholisch, doch hatte sie das eifrige Studium des neuen Testamentes in Maryland zur Protestantin gemacht.

Im Winter 1824 reiste Calvert nach Göttingen; von der deutschen Sprache kannte er kaum zwanzig Wörter. Da es ihm jedoch weder an Lust noch am nöthigen Fleiße fehlte, sich die deutsche Sprache zu eigen zu machen, so kam er unter Benecke's umsichtiger Leitung bald so weit, daß er „Nathan der Weise", „Faust" und das „Nibelungenlied" lesen konnte. Dieser Benecke erzählte ihm auch, daß kurz vorher Coleridge in Göttingen gewesen sei und um den Leuten zu zeigen, welche erstaunliche Kenntnis er von der deutschen Sprache besitze, eine Klopstock'sche Ode auswendig gelernt habe, ohne jedoch dieselbe zu verstehen; auch habe jener

Engländer schon damals dem Opiumgenusse gehuldigt. Das Kapitel über Göttingen ist wohl das reichhaltigste und anmuthigste in dem betreffenden Buche. Calvert beschreibt darin das Studentenleben nach allen Seiten, hauptsächlich aber nach der vortheilhaftesten, was für die Amerikaner deshalb von Werthe war und noch ist, weil sie sich meistens unter einem deutschen Studenten ein zweibeiniges Bierfaß vorstellen, in dessen Spundloch eine lange Pfeife steckt.

Auf einer Ferienreise besuchte Calvert auch Goethe in Weimar, der damals in seinem 76. Jahre stand und der den Amerikanern damals nur als der Verfasser des „Werther" und „Faust" bekannt war. Calvert erblickte in ihm sein verkörpertes Ideal; der Eindruck, den seine Person auf ihn machte, ist ihm für sein ganzes Leben geblieben. George Ticknor, der sich einige Jahre vorher ebenfalls in Weimar kurze Zeit aufgehalten hatte, war von Goethe weniger entzückt und bemerkte unter Anderem, daß man ihm nur zu sehr die Spuren früherer Leidenschaften ansehe.

Seiner außerordentlichen Vorliebe für Goethe gab Calvert späterhin in den Werken „Goethe, his Life and Works" (Boston 1872) und „Charlotte von Stein" (Boston 1877) beredten Ausdruck. Ersteres Buch bespricht Goethe's Freundschaftsverbindungen und Liebesverhältnisse, seine Thätigkeit als Staatsmann u. s. w. Es ist eine Apotheose Goethe's, die für den Kenner unseres ersten Klassikers durchaus nichts Neues enthält. Die Hauptwerke Goethe's werden kurz und bündig besprochen und die wenigen eingestreuten, außerordentlich gelungenen Uebersetzungen lassen

uns bedauern, daß uns der Verfasser nicht noch einige mehr gegeben hat. Im Allgemeinen geht Calvert jedoch die kritische Schärfe ab und er sucht sich auch meistens solche Helden aus, an denen er sich satt loben kann. Sein Werk über Charlotte von Stein ist aus dem dreibändigen, von A. Schöll herausgegebenen Briefwechsel zwischen Goethe und der genannten Dame, und aus dem betreffenden Werke Düntzer's zusammengestellt.

1878 ließ Calvert erscheinen „Wordsworth. A Biographic-Aesthetic Study“. Wordsworth, das Haupt der sogenannten englischen Seeschule, zu der Coleridge, Southey und mehrere andere Dichter untergeordneteren Ranges gehörten, predigte in seinen Gedichten, trotzdem dieselben manchmal stark pantheistisch gefärbt sind, doch hauptsächlich die Abhängigkeit der Menschen und der Natur von einer höheren Macht; er findet daher heute noch vorzugsweise seine Verehrer unter der Geistlichkeit und den religiös angehauchten Gemüthern. Selten nimmt man ein englisches oder ein amerikanisches Schullesebuch in die Hand, in dem sich kein Gedicht Wordsworth's befindet. Die Mitglieder der Seeschule hatten übrigens für die englische Literatur eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, indem sie die Sprache des Volkes in der Poesie wieder zu Ehren brachten, und es verabscheuten, starke Leidenschaften und welterschütternde Ereignisse zum Vorwurfe ihrer Schöpfungen zu nehmen. Die Tugenden des Hauses und der Einsamkeit, das ruhige Sehnen der Seele, sich mit Gott als dem Urgrunde aller Dinge zu vereinigen waren die Themen, die sie mit großer Ausführlichkeit behandelten. Ihre Helden trugen also keine mittel-

alterlichen Rüstungen, und ihre Philosophen botanisirten nicht auf dem Grabe ihrer Mutter. Es waren Optimisten vom reinsten Wasser und es ist daher kein Wunder, daß sich Calvert von Wordsworth so sehr angezogen fühlt. In dem genannten Buche beschreibt er die Jahre seiner Kindheit, begleitet ihn auf die Universität Cambridge und zeigt uns, wie er nach dem Vorbilde Pope's seine ersten Verse machte. Er zeigt uns ihn dann weiter in den verschiedenen Stufen seiner poetischen Entwicklung, vergleicht ihn, wo es immer nur angeht, mit seinem Liebling Goethe und gibt schließlich eine Abhandlung über das unvollendete didaktische Epos „The Excursion", die gerade nicht das beste jenes Buches ist. James Russell Lowell, der in seinem Buche „Among my Books" Wordsworth ebenfalls eine eingehende Studie gewidmet hat, meint, die Zeit sei noch nicht gekommen, ein endgültiges, unparteiisches Urtheil über ihn abgeben zu können; wir stimmen damit nicht überein, geben aber gern zu, daß Wordsworth's Feinde in ihrem Tadel eben so weit oder zu weit gingen, wie seine enthusiastischen Lobredner. Zu letzteren gehört auch der amerikanische Shakespeare-Forscher Hudson, der Wordsworth in seinem „Textbook of Poetry" (Boston 1875) beinahe 500 Seiten einräumt, was sicherlich in gar keinem vernünftigen Verhältnisse zu den übrigen darin vertretenen Dichtern steht. Nun, Hudson genießt ja nicht umsonst den Ruf, ein einseitiger Literaturhistoriker zu sein.

In dem Werke „Shakespeare, a Biographic-Aesthetic Study" (Boston 1879) bespricht Calvert die Jugendjahre des britischen Dramatikers so weit sich dieselben infolge des Mangels an zuverlässigen Nachrichten überhaupt be-

sprechen lassen und widmet seinen poetischen Schöpfungen treffliche Bemerkungen. Den Hauptheil dieses Buches nimmt ein Aufsatz über den scheinbar unerschöpflichen „Hamlet“ ein, von dem ja überhaupt ein jeder Shakespeare-Verehrer ein Spezialstudium macht und den keiner derselben aufmerksam lesen kann, ohne in sich den Drang zu verspüren, seine individuellen Ansichten dem Publikum vorzulegen. Auch hier zeigt es sich wieder, daß Calvert mehr Enthusiast als kritischer Forscher ist. Bei der Besprechung der Shakespeare'schen Sonette hält er sich an die Ansichten des Armitage Brown, der darin ein biographisches Material zur geistigen Entwicklungsgeschichte des Schwanes von Avon erblickt.

„The Life of Rubens“ (Boston 1878) schrieb Calvert wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil er von Seite seiner Mutter mit dem großen niederländischen Künstler verwandt ist; doch muß dieses Werk als eins der besten des Verfassers bezeichnet werden. Nach einer ziemlich gründlichen Untersuchung über Ruben's wahren Geburtsort läßt er uns einen tiefen Blick in den Entwicklungsgang des Künstlers thun, wobei er es selten vergißt, Streiflichter auf die damaligen sozialen Zustände zu werfen. Er begleitet ihn nach Italien, läßt ihn die Meisterwerke der italienischen Maler und die griechischen Sculpturen studiren und einflußreiche Freundschaften schließen. Späterhin zeigt er ihn uns auch als erfolgreichen Diplomaten in Spanien, der vom Könige mit Geschenken überhäuft wird. Auch beschreibt er die Hauptgemälde Rubens' und gibt eine gedrängte Geschichte derselben.

Calvert's Versuch, seine Landsleute für den französi-

schen Aesthetiker und Ethiker Joseph Joubert zu begeistern*), ist sicherlich ein mißlungener, was auch durchaus nicht zu beklagen ist, kümmern sich doch selbst in Frankreich nur sehr Wenige noch um ihn. Calvert fühlte sich vielleicht hauptsächlich deshalb zu ihm hingezogen, weil dieser ebenfalls ein Optimist vom reinsten Wasser war. Die Auszüge, die er aus Joubert gibt, sind ziemlich hausbackener Natur, ohne jede Tiefe und frei von jeder Entschiedenheit. Madame Victorina de Chatanay behauptete von Joubert, daß er einem Geiste gleiche, der zufällig in einen Körper gefahren sei und nun seine liebe Noth habe, sich mit den Anforderungen desselben abzufinden.

Calvert's kleinere Essays füllen drei Bände „The Gentleman", „Essays and Brevities" und „Coleridge, Shelley and Goethe". In denselben plaudert er geistreich über Dichter und Dichtkunst und auch gelegentlich über einige ethische Fragen, die ihn in seinen Mußestunden beschäftigt haben. Jeder einzelne Aufsatz beruht auf sorgfältigem Studium; aus jeder Zeile merkt man, daß sich der Verfasser die größte Mühe gegeben hat, ein elegantes, mustergiltiges Englisch zu schreiben und nach keiner Seite hin Anstoß zu erregen. Wo sich nur die allergeringste Gelegenheit bietet, auf Goethe oder Shakespeare hinweisen zu können, läßt er sie sich um keinen Preis entgehen.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Calvert versucht. Sein historisches Drama „Arnold and André"

---

*) „Some of the Thoughts of Joseph Joubert". Translated by George H. Calvert. Boston 1866.

(Neue Ausgabe, Boston 1876) behandelt eine Episode aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und ist halb in Jamben und halb in Prosa abgefaßt. Von der poetischen Freiheit, die man in diesem Falle dem Dramatiker ja gerne gestattet, hat er sehr wenig Gebrauch gemacht; die Karakterverschiedenheit der auftretenden Personen hätten doch sicherlich Stoff genug für Effektscenen geliefert. Aber dazu gehört dichterische Phantasie, die dem ruhigen, kalten Calvert leider zu sehr mangelt. Die Gefangennahme Andrés wird genau so dargestellt, wie sie sich in Bancroft's „Geschichte der Vereinigten Staaten“ findet. Das ganze Werk ist überhaupt nur eine in Gesprächsform gekleidete historische Erzählung, dessen Hauptaufgabe in einer Verherrlichung Washington's, des Abgottes der Amerikaner, besteht.

Dem fünfaktigen Calvert'schen Drama „The Maid of Orleans“ (New-York 1874) merkt man deutlich den Einfluß Schillers an; nur hat der Verfasser sich auch hier sehr streng an geschichtliche Thatsachen gehalten und sich erzwungener Effektscenen, deren der deutsche Dichter eher zu viel als zu wenig hat, gewissenhaft begeben. Jenem Stoffe zur Zeit Schiller's einen ethischen Gehalt einzuflößen, war gewissermaßen eine gewagte Sache, da damals Voltaire's frivole Pucelle allen Gebildeten noch zu sehr im Gedächtnis war. Shakespeare hatte die Jungfrau im ersten Theile seines „Heinrich VI.“ als eine mit dem Teufel in Verbindung stehende Zauberin hingestellt, was allerdings den Ansichten seiner Landsleute entsprach; zu Richelieu's Zeit richtete der französische Akademiker Jean Chapelain seinen Ruf dadurch zu Grunde, daß er ein die

Jungfrau verherrlichendes Epos schrieb und ein ähnlicher Versuch des Engländers Robert Southey hat hauptsächlich den Fehler, daß er noch zu sehr die Spuren einer Jugendarbeit an sich trägt, war der Verfasser doch damals kaum 23 Jahre alt. Die Geschichtsforschung hat nun insofern der Jungfrau gegenüber ihre Aufgabe erfüllt, als sie sie einfach als religiöse Schwärmerin, welche die großen Massen zu begeistern verstand, hinstellt. Als solche behandelt sie auch Schiller, nur läßt er dabei dem Uebernatürlichen noch zu viel Spielraum.

Calvert läßt wie Schiller der Jungfrau die Mission zur Errettung ihres Vaterlandes durch die Mutter Gottes ertheilen und alle Versuche, sie derselben durch eine günstige Heirat abwendig zu machen, an ihrem Starrsinn scheitern. Sie führt die Armee von Sieg zu Sieg und der zu Rheims gekrönte Karl VII. bietet ihr seine Hand als Belohnung an. Doch wüthend antwortet sie (Akt V, Scene III):

„Avaunt! Is this the shape the tempter takes?
Com'st thou all hot from hell? Back to thy home!
My soul is free, and stout for self-proctection.
I would unflesh me, and, bare skeleton,
Stalk hideous through the world, rather than be
A rounded thing to whet the lusts of men.
O woman, woman! how art thou beset!
Thy very tenderness is a decoy
To snare thee. With thy soul's nobility,
Thy pity and thy melting lovingness,
They lime the twig to lock thy freeborn feet,
Using thy trustfulness to cheat thy heart;

Then loosen thee, a slave to thy low self,
Deplumed, sad, lonely, withered, void, unsexed.
O God! I shudder at the wantonness
Which strews the earth with outcasts beautiful!“

Sie bleibt also eine keusche Jungfrau, welche der Liebe keinen Raum in ihrem Herzen gewährt. Nachdem sie die Feinde theilweise aus dem Lande getrieben hat, wird sie von den Engländern gefangen genommen, vom Bischof als Hexe erkannt und endet infolgedessen ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Für die Bühne dürfte sich dieses Trauerspiel schon deshalb nicht gut eignen, weil eine jede Scene zugleich einen Scenenwechsel erfordert; doch nimmt man es in dieser Hinsicht in Amerika nicht so genau.

Die Gedichte Calvert's sind fast ohne Ausnahme didaktischen Karakters. Die erste Sammlung trägt den Titel „Anyta and other Poems“ (Boston 1866). Die Sprache darin ist eine gewählte, der Inhalt ist stark theistisch gefärbt; im Ganzen aber werden Calvert's Gedichte wegen ihres Gedankenreichthums Kaviar für die Masse bleiben. Die gutgefeilten Sonette, welche einen Haupttheil jener Sammlung bilden, sind den Lieblingsschriftstellern des Verfassers, also Wordsworth, Shelley, Goethe u. s. w. gewidmet.

1876 ließ Calvert „A Nation's Birth, and other National Poems“ erscheinen, wie denn überhaupt jeder amerikanische Dichter, „und schlotterte ihm nur eine Saite auf seiner Harfe“, das Centennialjahr nicht vorüber gehen lassen konnte, ohne seinem Patriotismus durch wohlgemeinte Verse Ausdruck zu verleihen. Das betreffende

Hauptgedicht Calvert's ist eine überschwängliche Verherrlichung der amerikanischen Naturwunder, der Flüsse, Wasserfälle und Gebirge, und eine Verhimmelung Washington's, seines politischen Abgottes. Er berührt also darin Themen, die seinen Landsleuten durch unendliche Lobhudeleien bis jetzt noch nicht verleibet worden sind.

Es ist eine alte stereotype Klage, daß die literarische Thätigkeit stets von Noth und Kummer begleitet sei, und daß die Herren Verleger sich auf Kosten der Autoren bereicherten. Man führt, um diese Behauptung zu motiviren, gewöhnlich Walter Scott an, der sich, um seine Gläubiger zu befriedigen, zu Tode arbeitete, oder man erwähnt den unglücklichen Oliver Goldsmith, der außer seinen unsterblichen Dichtungen eine Schuldenlast von 3000 Pfund Sterling hinterließ. Dies ist jedoch eine einseitige Auffassung; denn halte man den eben genannten Schriftstellern zwei andere Engländer, z. B. Dryden und Pope gegenüber und man wird eingestehen müssen, daß unter Umständen auch die literarische Beschäftigung eine lohnende ist. Ersterer erhielt z. B. für seine Virgilübersetzung ein Honorar von 1200 Pfund und außerdem bezog er als poeta laureatus ein Jahrgehalt von 1000 Pfund. Letzerer hingegen erhielt für seine Uebersetzung der Iliade 8000 Pfund, ein Honorar, was für die damalige Zeit fabelhaft klingt. Byron erhielt erstaunlich hohe Summen für seine Epen von Murray; Irving verdiente sich ein Vermögen mit seinen Schriften und das Verlagsrecht der „Evangeline“ allein brachte dem Verfasser eine Zeitlang ein Jahreseinkommen ein, das höher als der Gehalt eines deutschen Professors ist.

Die literarische Beschäftigung ist besonders in Amerika lucrativ, wo das Publikum so schnell bei der Hand ist, einem talentvollen Schriftsteller Anerkennung widerfahren zu lassen. Da tüchtige Literaten dahier noch lange nicht im Ueberfluß vorhanden sind, so ist es für den Aufbau einer amerikanischen Nationalliteratur immerhin ein großer Gewinn, wenn sich die Zahl derselben vermehrt. Als einen solchen haben wir Thomas Wentworth Higginson zu bezeichnen. Er wurde im Jahre 1823 zu Cambridge bei Boston geboren, studirte Theologie und war bis zum Jahre 1858 Unitarierprediger in Newburyport und Worcester, beides Städte im Staate Massachusetts. Da den meisten seiner Gemeindemitglieder seine unverhohlen zur Schau getragene Antisklavereigesinnung nicht konvenirte, so gab er in dem zuletzt genannten Jahre das Predigtamt auf, um sich von nun an gänzlich der Literatur zu widmen, wozu er hauptsächlich auch dadurch ermuthigt wurde, daß einige seiner in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen ungetheilten Beifall gefunden hatten.

Seine 1863 erschienenen „Out-Door Papers“ enthalten brillant geschriebene Plaudereien über Vögel, Schnee, Blumen, Wasserlilien, Apriltage, Gymnastik u. s. w., die den gemeinsamen Zweck verfolgen, Amerikaner und Amerikanerinnen für den Aufenthalt im Freien und für allerlei körperliche Uebungen zu interessiren. Der althergebrachten Ansicht, nach welcher ein frommer und heiliger Geist nur in einem zerknirschten und gebrechlichen Körper wohnen könne, behauptet er gegenüber, daß in dieser Hinsicht eine Harmonie angestrebt werden müsse und daß mithin auch der Körper einer vorsichtigen Pflege bedürfe. Die Schwäche

der Eltern, die da meinen ihr blutarmer, viel sitzender und zur Schwindsucht geneigter Junge sei zum Predigen geboren, sei eine Satire auf die Religion. In der amerikanischen Schule fände man kein frisches, rothwangiges Gesicht, und da, wo man ausnahmsweise ein solches bemerkte, gehöre es sicherlich dem Kinde eines kürzlich eingewanderten Fremden. Die amerikanischen Mädchen mit frischer Gesichtsfarbe seien im Aussterben begriffen; statt derselben habe man nur noch blasse und schwächliche Ladies, die sich am Studium der Mathematik, der alten Sprachen und aller sonstigen Wissenschaften die Schwindsucht holen. Jene bleichsüchtigen, aus Mondschein und Veilchenduft gewobenen Neuengländerinnen haben übrigens schon oft zu mancher bissigen Satire Veranlassung gegeben. So schreibt der Journalist George P. Upton in seinen „Letters of Peregrine Pickle" (Chicago 1869), daß das „Boston girl" Augengläser trage und beständig Tintenflecke an den Fingern habe. Es sei ganz entzückt von Emerson's Transcendentalismus, könne jede Pflanze bei ihrem botanischen Namen nennen und wisse den Unterschied der Behandlung eines allegro con moto durch Beethoven und Mendelssohn genau zu definiren. Es halte Reden über die Tyrannei der Männer und die Sklaverei der Frauen und wenn es sich jemals verheirate, so bringe es entweder ein Lexikon oder ein melancholisches, geisterhaftes Wesen zur Welt, das nur von Vegetabilien lebe, im sechsten Jahre die Logarithmen und Zoologie bemeistere und im achten Jahre sterbe, wonach es durch eine gelehrte Grabschrift verewigt werde.

Den körperlichen Uebungen, denen Higginson energisch das Wort redet, legt man übrigens seit geraumer Zeit

in Amerika einen großen Werth bei und die Gymnastik bildet in vielen Schulen, Dank dem Einflusse der deutschen Turner, einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand. Auch haben die Amerikaner in vielen Städten elegant eingerichtete Turnsäle; nur sollten sie sich darin mehr auf das systematische Schulturnen als auf Akrobatenkünste verlegen. Da Higginson hauptsächlich ein Verehrer der Uebungen in freier Luft ist, so empfiehlt er besonders das Rudern, Schwimmen und Schlittschuhlaufen angelegentlich und hält jenem alten Schulmeister eine Lobrede, der seinen Zöglingen einen halben Tag frei gab, damit sie sich auf dem Eise tummeln konnten.

Aus jenem Buche erfahren wir auch, daß Salzmann's Buch über Gymnastik im Jahre 1802 zu Philadelphia in englischer Sprache herausgegeben wurde und daß einst Follen am Harvard College den vergeblichen Versuch machte, die deutsche Turnerei einzuführen.

Higginson will durch sein Buch die Amerikaner aus den beengenden Häusern treiben; sie sollen keine schwächlichen Stubenhocker, keine Nation von Händlern, Geldmäklern, Advokaten und Politikern werden, sondern in körperlicher wie geistiger Beziehung der gesammten übrigen Welt als Licht voranleuchten. Jeder Amerikaner soll durch sein schnelles und unmäßiges Essen nicht ein unheilbarer Dyspeptiker werden, der Werktags im Bureau sitzt und Sonntags in der Kirche schläft und der jede andere Thätigkeit als unverzeihliche Zeitverschwendung betrachtet. Fernerhin sagt Higginson, daß der eingewanderte Deutsche und Irländer dazu berufen seien, die groben Arbeiten zu verrichten und daß daher dem Amerikaner die geistige Arbeit zufalle, die aber, wenn er nicht körperlich degene-

riren wolle, durch regelmäßige systematische Uebungen balancirt werden müsse. Die Aufgabe, die er hier den Germanen zudiktirt, wird denselben wenig gefallen; denn nach den z. B. bei festlichen Gelegenheiten in die Luft gebrüllten Reden unserer Landsleute zu urtheilen, besteht ihre Mission gerade in der exemplarischen Kultur des Wahren, Guten und Schönen, wodurch nach Hecker nicht allein Amerika, sondern die ganze Welt „germanisch vermittelt“ werden soll. Ja, wer unseren enthusiastischen Deutschthümlern Glauben schenkt, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß jeder deutsch-amerikanische Farmer Morgens vor dem Einspannen seiner Pferde einen Abschnitt aus Hegel's „Phänomenologie des Geistes“ studirt und sich Abends vor dem Schlafengehen in Plato's „Republik“ vertieft. Wenn nun Higginson sagt, der Amerikaner sei auch im Nothfalle fähig, grobe, körperliche Arbeiten zu verrichten, so hätte er auch dazu fügen können, daß sich auch der Deutsche, wenn es sein muß, leicht auf geistigem Gebiete nützlich machen könne. Die Irländer mögen sich wegen jener Bemerkung selber mit dem Verfasser verständigen.

Vom Gebrauch des Tabaks ist Higginson kein Freund und verleugnet dadurch seine puritanische Abstammung nicht. Wenn in früheren Zeiten ein Puritaner in Neuengland mit der Pfeife im Munde gesehen wurde, so hatte er eine Strafe von $2^1/_2$ Shilling zu bezahlen; die eiserne Pfeife des Miles Standish, die man heute noch in Plymouth aufbewahrt, ist also von ihrem Eigenthümer entweder gar nicht oder nur in der Einsamkeit geraucht worden. Der amerikanische Essayist William Mathews redet doch wenigstens dem Gebrauche der Schnupftabaks-

dose das Wort. Higginson aber will vom Genusse des Tabaks in irgend welcher Form nichts wissen. Daß aber die Studenten zu Cambridge eher an die Abhandlung „It does pay to smoke“ ihres ehemaligen Professors John Fiske*) als an den betreffenden Aufsatz Higginson's glauben, davon ist Jeder, der einen Gang durch Harvard Square gemacht hat, vollkommen überzeugt. Wie trotz des engherzigen Temperenzwesens in Amerika fortgetrunken wird, so wird auch trotz aller Proteste fortgeraucht werden, ohne daß die Welt dadurch aus den Fugen geht.

Bei der Erziehung der Mädchen bedauert Higginson, daß dieselben so wenig außer dem Hause beschäftigt werden. Doch damit thut er den Stimmrechtlerinnen keinen großen Gefallen, für die es keinen schrecklicheren Anblick gibt als eine im freien Felde arbeitende Frau. Die Großmütter unserer schwächlichen Neuengländerinnen machten Heu, hackten Holz, wuschen, strickten und kochten; ihre Enkelinnen aber haben nur Geschmack an Malerei, Musik und fremden Sprachen und finden höchstens dann am Heumachen Geschmack, wenn sie es im Theater ansehen.

Die „Out-Door Papers“ wurden während des großen Bürgerkrieges, also zu einer Zeit, wo sich die Nothwendigkeit einer physischen Erziehung sehr fühlbar machte, geschrieben, und es muß zugegeben werden, daß sie nicht ohne Einfluß geblieben sind.

1869 ließ Higginson „Malbone: An Oldport Romance“, erscheinen. Es ist dies eine Erzählung aus dem Leben Neuenglands, die reich an trefflichen Charakter-

---

*) Siehe dessen Schrift „Tabacco and Alcohol“, die den Temperenzlern noch heute ein Dorn im Auge ist.

zeichnungen ist, weshalb sie sich auch eine zeitlang einer gewissen Popularität erfreute. In demselben Jahre erschien auch „Army Life in a Black Regiment“, ein lesenswerthes Buch, in dem der Verfasser seine Erlebnisse als Oberst eines Negerregiments aus Süd-Carolina anspruchslos erzählt. Es waren dieses die ersten schwarzen Truppen, die während des Bürgerkrieges organisirt wurden und alle zu jenem Regimente gehörenden Soldaten waren früher Sklaven gewesen. Als Higginson mit der schwierigen Aufgabe der Organisation betraut wurde, war er Hauptmann im 51. Massachusetts-Regimente, das er selber rekrutirt hatte. Da er nun von Kindheit an ein Abolitionist gewesen war und für die Abschaffung der Sklaverei schon mehrfach Opfer gebracht hatte, so nahm er die ihm angetragene Stelle als Oberst jenes Negerregiments ohne langes Zögern an und führte während seiner Verbindung damit ein Tagebuch, aus dem das genannte Buch hervorgegangen ist. Er liefert darin eine vorurtheilsfreie Darstellung des Karakters der Neger, schildert ihre abendlichen Buchstabir- und Redeübungen, beschreibt die unbedeutenden militärischen Expeditionen und Abenteuer zu Wasser und zu Land und widmet auch den Negerliedern, die er, da ihr Inhalt vorzugsweise ein religiöser ist, „Spirituals“ nennt, ein reichhaltiges Kapitel, wodurch dies Buch hauptsächlich für den Kulturhistoriker werthvoll geworden ist.

Das 1873 veröffentlichte Buch „Oldport Days“ behandelt Themen, wie sie einem das winterliche Stillleben in dem genannten nur während der Sommermonate von Fremden frequentirten amerikanischen Seestädtchen von selbst in die Feder diktirt. Higginson plaudert angenehm

und anmuthig über die Fußwege und Werften Oldports, beschreibt eine wandernde Künstlertruppe, spricht über Sonnenschein und Wintertage und bringt, wo sich nur die Gelegenheit bietet, treffende Bemerkungen über Dichter und Künstler an. Auch gibt er einige gelungene Uebersetzungen Petrarca'scher Sonette; alle Nummern des Buches aber vermögen trotz des brillanten Stiles den Leser doch nicht besonders zu fesseln.

Da, wie vorhin bemerkt, Higginson die literarische Beschäftigung zu seinem Broderwerb gemacht hat und Novellen und schöngeistige Plaudereien durch die außerordentlich starke Produktion auf diesem Gebiete sehr schnell vergessen oder in Bibliotheken begraben werden, es aber für einen gewerbsmäßigen Schriftsteller nichts Praktischeres gibt, als ein Buch herzustellen, nach dem beständig Nachfrage ist, so verfaßte Higginson zwei für die Jugend und die Schule bestimmte Bücher, die auch wirklich eine große Verbreitung gefunden haben. Das erste ist eine „Young Folks' History of the United States" (Boston 1875), ein populäres, prachtvoll ausgestattetes Schulbuch, dem bereits die Ehre einer deutschen und französischen Uebersetzung zu Theil geworden ist. (Der Kuriosität wegen sei mitgetheilt, daß die 1880 erschienene von G. Ovree und A. Staremberg besorgte französische Ausgabe den amerikanischen Verfasser einfach Thomas Wentworth nennt.)

Higginson verfolgt in diesem Buche eine den bisher gebrauchten ähnlichen Werken fremde Idee, indem er auf die Darstellung der kulturgeschichtlichen Entwicklung seines Landes den Hauptwerth legt; denn, wie er sehr richtig sagt, die Werke des Friedens sind von höherer Bedeutung für den Fortschritt, als die Thaten des Krie-

ges. Es ist dies eine Idee, der seiner Zeit auch die Rotteck'sche Weltgeschichte vorzugsweise ihre Popularität verdankte. In einem Anhange weist Higginson seine Schüler auf die werthvollsten Quellenschriften der amerikanischen Geschichte hin und bezeichnet auch die poetischen und novellistischen Werke, welche durch irgend eine Episode hervorgerufen worden sind. Dies ist jedoch, beiläufig gesagt, keine Neuerung; denn dieses findet sich auch in der von W. H. Venable bearbeiteten „School History of the United States“ (Cincinnati 1872). Mit der Compilation „Young Folks' Book of American Explorers“ hat es sich Higginson äußerst leicht gemacht; denn er gibt darin einfach die Erzählungen der alten Geschichtsschreiber wörtlich wieder.

Was unstreitig von allen Higginson'schen Arbeiten den höchsten literarischen Werth hat und was ihn berechtigt, den besten lebenden Essayisten zugezählt zu werden, sind die unter dem Titel „Atlantic Essays“ erschienenen Abhandlungen. Er behandelt darin verschiedene soziale Fragen der Gegenwart und liefert einige kulturhistorische Bilder der Vergangenheit, die dem Fleiße und der Bildung des Verfassers das günstigste Zeugnis ausstellen und die, was die Sprache betrifft, als Muster eines guten, eleganten Stiles angesehen werden müssen. Er befürwortet darin die Bildung als Selbstzweck und will Leute in Amerika erzogen haben, die nicht jede menschliche Thätigkeit ausschließlich vom Nützlichkeitsstandpunkte betrachten, sondern die auch der Wissenschaft und Kunst zu Liebe mit Agassiz sagen können, sie hätten keine Zeit um „Geld zu machen“. Mit der Kriegswissenschaft, die in Europa die besten Kräfte absorbirt, braucht sich Amerika wenig

zu befassen, denn es hat glücklicherweise wenig Gelegenheit zur praktischen Anwendung derselben; auch die Politik ist nur zu gewissen Zeiten von Interesse und es bleibt daher den Amerikanern mehr Zeit und Muse übrig die schönen Künste zu üben, als irgend einer anderen existirenden Nation. Eine achtunggebietende amerikanische Literatur zu schaffen, als deren Pioniere Higginson bei jeder Gelegenheit seine Lieblinge Thoreau, Hawthorne und Emerson anführt, sei also die edelste Aufgabe der jetzigen und zukünftigen Generation.

Daß ein Feind des Tabaks zugleich ein Freund der Frauenemancipation ist, ist für Amerika eine Sache, die sich von selbst versteht, ohne daß wir den Causalnexus näher untersuchen wollen. Der betreffende Aufsatz ist überschrieben „Sollen die Frauen das Alphabet lernen“, ein Titel, der sich bekanntlich auf eine im Anfange dieses Jahrhunderts vom französischen Satiriker Sylvain Marechal verfaßte Broschüre bezieht. Sollen die Frauen das Alphabet lernen? mit anderen Worten: sollen sie an den literarischen, künstlerischen und gelehrten Bestrebungen der Männer lebhaften Antheil nehmen, oder sollen sie nach Ansicht der Chinesen darauf Verzicht leisten und nur ihren häuslichen Pflichten obliegen? Diese Frage hat für eine Demokratie, die dem Grundsatze gleicher Rechte und Pflichten huldigt, unstreitig eine weitgehende Bedeutung und die Agitation, um den Frauen alle politischen Rechte der Männer zu gewähren, ist daher beständig im Wachsen begriffen. Die Frauenfrage hat fast alle Stadien der öffentlichen Behandlung durchgemacht und ihre endliche Lösung scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Eine Universität nach der andern erlaubt den Frauen Zutritt

und ein Institut wie das Vassar College, hat die ganze übrige Welt nicht aufzuweisen. Amerika ist so recht das geeignete Land, alle sozialen Probleme durch die Praxis zu erproben.

Unter den kulturhistorischen Skizzen Higginson's nimmt der reizend geschriebene Aufsatz über die puritanische Geistlichkeit der Kolonialzeit den ersten Rang ein. Es enthält derselbe eine getreue und leidenschaftslose Darstellung des Lebens in der neuenglischen Theokratie mit seiner eintönigen Sonntagsfeier und unchristlichen Intoleranz. Higginson läßt den älteren und jüngeren Mather die aus der Entheiligung des Sabbathes hervorgehenden Gottesstrafen näher beleuchten und zeigt uns den Prediger ferner, wie er die Wochentage dazu benutzt, um die Kinder und Dienstboten in ihren Wohnungen zu katechisiren und die Mädchen und die Frauen vor übertriebenem Luxus und Entblößung ihrer Arme zu warnen.

Higginson's „Short Studies of American Authors“ (1880) enthalten kurze Artikel über Hawthorne, Poe, Thoreau, Howells, H. H. (Helen Jackson) und Henry James, jr., die ursprünglich für die Bostoner Zeitschrift „Literary World“ geschrieben wurden. Higginson's angenehme Plaudereien über die genannten Literaten beruhen zum großen Theile auf persönlicher Bekanntschaft mit denselben, wodurch ihr Reiz sowohl wie ihr Werth noch bedeutend erhöht wird.

In „Common Sense about Women“ (Boston 1882) wird die Frauenfrage von allen erdenklichen Standpunkten besprochen und Higginson gibt sich große Mühe, die herkömmlichen Vorurtheile gegen die Gleichberechtigung der Frauen zu entkräften. Es ist ein Buch voll nüchterner,

praktischer Gedanken, das sicherlich mehr zur Lösung der betreffenden Frage beitragen wird, als alle hochtrabenden und herausfordernden Reden und Schriften der Weiberrechtler und Weiberrechtlerinnen. Das Buch besteht aus kurzen, mit gut gewählten Anekdoten gewürzten Artikeln, die ursprünglich für die Tagespresse geschrieben waren. Neuerdings hat Higginson auch einen Band Gedichte, meist didaktischen Karakters, herausgegeben.

In allen Higginson'schen Schriften herrscht ein gesunder, moralischer und patriotischer Geist und wenn sich darunter auch gerade kein epochemachendes Werk befindet, so wird man dem Verfasser doch einen Ehrenplatz in der amerikanischen Literatur nicht versagen können.



James Russell Lowell.

Den Amerikanern kann man im Hinblick auf selbsteigene Beurtheilung ihrer jungen, aber viel versprechenden Nationalliteratur sicherlich keine übertriebene Bescheidenheit zum Vorwurf machen und so prophezeien denn bereits einige dieser Enthusiasten, daß spätere Literarhistoriker die jetzige Periode als das „Elisabethanische“ Zeitalter der amerikanischen Literatur bezeichnen würden und weisen zur Begründung ihrer Divinationsgabe stolz auf die Namen Longfellow, Whittier, Holmes, Bryant, Emerson und James Russell Lowell hin. Bessere und wohlklingendere Namen könnten sie übrigens überhaupt auch nicht anführen; denn dieselben sind unstreitig derart, daß sie der Literatur irgend eines europäischen Kulturvolkes zum gerechten Stolze Verlanlassung gäben.

Der unpopulärste, aber noch lange nicht der unbedeutendste dieser Dichtergruppe ist James Russell Lowell. Seine Werke sind Caviar für die Masse; besonders athmen seine letzteren einen solchen, von der Mystik des Mittelalters durchdrungenen konservativen Geist und leiden an

einer solchen sprachlichen Verdunkelung des Gedankeninhaltes, daß sie, was übrigens auch nicht im Geringsten zu bedauern ist, nur einen sehr kleinen Leserkreis finden können, den sie denn auch bisher gefunden haben. Ein Vielschreiber ist Lowell auch nicht; aber darin erblicken wir in unserem tintenklexenden Säkulum ein hohes Verdienst; was er aber der Oeffentlichkeit übergeben hat, hat er auf das Sorgfältigste gefeilt und es auch sicherlich die Horazische Zeit in seinem Pulte verwahrt gehabt. Da er nun den schärfsten Kritikern seiner Zeit genug gethan hat, so hat er sicherlich auch die gerechtesten Ansprüche darauf, dereinst der Literaturgeschichte als amerikanischer Klassiker einverleibt zu werden, das heißt als ein solcher Klassiker, dessen Bedeutung über alle Zweifel erhaben ist und dessen Werke einen jeden Bücherschrank zieren werden. Den Einbänden seiner Bücher aber wird man stets anmerken, daß sich nur selten ein Leser an ihnen vergriffen hat. Lowell wird einer der vielen Schriftsteller sein, dessen Freunde ihm weniger Bewunderer und dafür desto mehr Leser wünschen.

James Russel Lowell stammt, wie die meisten Dichter Neuenglands, aus einer anfangs des 17. Jahrhunderts aus England eingewanderten Puritanerfamilie. Jede Generation seiner Vorfahren hatte mindestens ein Mitglied aufzuweisen, das sich auf irgend einem Gebiete durch Ausdauer, Fleiß und das allgemeine Wohl befördernde Thätigkeit den Dank seines Staates, wenn nicht der ganzen Nation verdiente. Einer derselben ist der Vater der Industrie Neuenglands und gründete die blühende Stadt Lowell; ein anderer ist der intellektuelle Urheber des Paragraphen in der Konstitution des Staates Massachusetts,

welcher die Sklaverei beseitigte, und ein dritter ist Gründer des Lowell-Institutes zu Boston, in dem jährlich eine Anzahl populär-wissenschaftlicher Vorlesungen, zu denen Jeder unentgeltlichen Eintritt hat, gehalten werden. Sein Vater war ein bekannter, einflußreicher und freisinniger Prediger der Unitarier, der den alten Spruch „In den Hauptdingen Einigkeit, in Nebendingen Freiheit, in Allem aber Liebe“ über den Eingang seines Studirzimmers geschrieben hatte. Alle Lowells waren überhaupt Männer von ächtem Schrot und Korn, philanthropisch, ausdauernd, weitblickend und praktisch.

Seine poetische Anlage oder, wie Goethe sagt, die Lust zum Fabuliren, will er von seiner Mutter geerbt haben; die Lowell'sche Familientradition läßt Harriet Spence, seine Mutter, sogar von Sir Patrick Spens, dem Helden einer alten, wohlbekannten schottischen Ballade, abstammen.

Der alte Pastor Lowell war ein Mann von seltener Zuverlässigkeit und Principientreue, der aber im Gegensatze zum christlichen Evangelium von der Armuth gern Schätze sammelte, die weder Motten noch Rost verzehrten. Seine Kinder erzog er in dem alten Stile, wie es damals in Neuengland Gebrauch war. Seine Frau hingegen sorgte dafür, daß denselben auch etwas Romantik eingeflößt wurde und sah es besonders gerne, daß ihr Sohn James Russell den altenglischen und altschottischen Balladen und Volksliedern und alten Ritterchroniken so großen Geschmack abgewann.

James Russell Lowell wurde am 22. Februar 1819 in Cambridge geboren und zwar in dem Hause „Elmwood“, das heute noch sein Eigenthum ist und das, wie

das benachbarte Haus Longfellow's, eine wenigstens für die alten Bostoner interessante Geschichte hat. Dasselbe wurde nämlich von Peter Oliver, der vor dem Ausbruch der amerikanischen Revolution Steuermarkenverkäufer war, gebaut; eine 4000 Mann starke Volksversammlung, die plötzlich vor seiner Wohnung zusammen trat, zwang ihn jedoch, dasselbe, wenn ihm sein Leben lieb war, so schnell wie möglich zu räumen und es zu einem Spottpreise an Elbridge Gerry zu verkaufen, damals berüchtigt durch seine eckenvolle Auslegung einiger Distrikte, die zu dem noch heute im politischen Parteileben gebrauchten Ausdruck „gerrymandering“ Veranlassung gab. Von diesem kaufte es dann der alte Dr. Lowell ungefähr ein Jahr vor der Geburt seines Sohnes James Russell. Dieses dreistöckige, geräumige Holzgebäude steht in der Nähe des Mount Auburn Kirchhofes; seinen Namen verdankt es den alten Ulmen, die es umgeben. Es ist voll alter Familienerbstücke, die gleichsam heilig gehalten werden; jeder Winkel ist von Büchern vollgepfropft.

James Russell Lowell bezog in seinem sechzehnten Jahre Harvard College und wurde von demselben 1838 graduirt. Während seiner Studienzeit las er alle möglichen Bücher, nur nicht diejenigen, deren Studium ihm vorgeschrieben war. Besonders hatte er vor allen Lehrbüchern der Mathematik eine solche Scheu, daß er lieber ein Stück heißes Eisen als ein solches angerührt hätte. Reisebeschreibungen, Novellen, Dramen, Gedichte, überhaupt solche Werke, die einem poetischen Gemüthe Nahrung gewähren, waren seine Passion; ein frühzeitiger Reimer ward er aber trotzdem nicht. Darnach lag Lowell dem Studium der Jurisprudenz ob und miethete sich 1840 in

Boston ein Bureau, um dieselbe praktisch zu verwerthen. Da ging es ihm nun wie jenem deutschen Handwerksburschen, der beständig Arbeit suchte, aber jedesmal Gott dankte, daß er keine fand; und man nimmt sicherlich nicht mit Unrecht an, daß der Held seiner im „Boston Miscellany" veröffentlichten Erzählung, die den Titel „My first Client" trug, eine mythische Person gewesen sei. Daß das Studium und die Ausübung der Jurisprudenz den poetisch angehauchten Naturen nicht sonderlich behagt, haben außerdem die Amerikaner Washington Irving, Bryant, Leland, Boker, Saxe und Lowell's Schulfreund, der spätere Bildhauer und Dichter W. W. Story, bewiesen. Uebrigens hat sich dadurch ein Mangel an tüchtigen Advokaten dahier noch nicht fühlbar gemacht.

Glücklicherweise war Lowell in der beneidenswerthen finanziellen Lage, auch ohne irgend eine Berufsbeschäftigung sorgenfrei leben zu können. In seinem 22. Jahre veröffentlichte er unter dem Titel „A Year's Life" ein Bändchen Gedichte, dem er, was sicherlich für einen so jungen Mann befremdend klingt, die Schiller'schen Worte „Ich habe gelebt und geliebet" als Motto vorgesetzt hatte. Trotzdem diese Gedichte unstreitig einen günstigen Vergleich mit Byron's „Hours of Idleness" und mit Poe's ersten poetischen Versuchen aushalten, so hat er doch sicherlich wohlgethan, daß er nur sehr wenige dieser gereimten Jugendsünden in seine späteren Gedichtsammlungen aufnahm. Besonders sprach sich damals Margaret Fuller im „Dial", einem einflußreichen, von den ästhetischen Kommunisten Neuenglands herausgegebenen Journale, sehr ungünstig darüber aus.

Darnach (1843) versuchte Lowell sein Glück mit der

Journalistik und gab im Verein mit Robert Carter unter dem Titel „The Pioneer“ eine der Literatur gewidmete illustrirte Monatsschrift heraus, die aber, da sie zu hoch gehalten war, um einen lohnend zahlenden Leserkreis erringen zu können, nur drei Nummern erlebte. Jede derselben wird von Bibliophilen gegenwärtig mit Gold aufgewogen. Diese Nummern enthielten unter Anderm zwei der schönsten Erzählungen Hawthorne's, nämlich „The Hall of the Fantasy“ und „The Birthmark“; außerdem sind darin Gedichte von E. A. Poe, Whittier, Story, T. W. Parsons und John Very, dem besten Sonettendichter Amerika's, zu finden. Auch Fräulein Barrett, die späterhin so berühmt gewordene Frau Elisabeth Barrett-Browning, ließ einige ihrer Erstlingsgedichte darin abdrucken. Mit den Gedichten, die in diesen drei Nummern erschienen, hätte eine heutige amerikanische Monatsschrift das ganze Jahr hindurch genug.

Auch der zweite Band Gedichte, den Lowell drei Jahre nach dem ersten erscheinen ließ und der unter Anderem „Legend of Brittany“ und „The Shepherd of King Admetus“ enthielt, fand beim Publikum keine günstige Aufnahme und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er dem Geschmack desselben nicht entsprach. Wenn auch Longfellow sehr oft seine poetischen Stoffe der Fremde entnahm, so behandelte er dieselben doch in einer Form, die Jeden ansprach und brachte Gefühle und Gedanken zur Anschauung, die Alle sympathisch berührten; Lowell hingegen hat sich nie von dem Streben befreien können, seine Gedanken an einem sehr weit entfernt liegenden Stoffe darzustellen und dann dieselben wieder in eine

solche Sprache zu kleiden, die, wie bei den Mitgliedern der neueren englischen Dichterschule, ein längeres Nachdenken und Studium erfordert. Dann aber findet man gewöhnlich, daß die Anstrengung in durchaus keinem günstigen Verhältnisse zum erlangten Genusse steht und die Folge davon ist, man legt das Buch zur Seite, um es so bald nicht wieder anzurühren.

Jede größere amerikanische Stadt hatte damals eine Gesellschaft von Schöngeistern, vielmehr einen gegenseitigen Bewunderungsverein, der jeden neu auftauchenden Dichterling beweihräucherte und ihn irgend einer hervorragenden europäischen Größe gleichstellte. Es war die Periode der Selbstüberschätzung. Der „Tityrus der Heerden", wie ihn Lowell nennt, war damals Dr. Griswold, dessen große Sammlung amerikanischer Gedichte eine lange und größtentheils auch langweilige Predigt über das Thema der getäuschten Schriftstellerhoffnungen ist. Die meisten der darin vertretenen Dichter haben die auf sie gesetzten Hoffnungen zu Schanden werden lassen. Von Whittier sprach man gelegentlich, war aber allgemein der Ueberzeugung, daß ein Dichter, der seine Harfe im Dienste der Negerbefreiung ertönen ließe, seinen wahren Beruf gründlich verfehlt habe. Von Hawthorne's „Twice told Tales" wurden noch nicht einmal tausend Exemplare verkauft; Holmes hielt man für einen witzigen Mann, stellte ihm aber als Dichter gerade kein günstiges Prognostikon; dagegen erwartete man von Pierpont, dessen Oden von der Schuljugend mit Vorliebe deklamirt wurden, und von N. P. Willis, der gewöhnlich mit dem Epitheton „arbiter elegantiarum" geschmückt wurde, und dessen Gedicht „Woodman, spare that tree" zum Gemeingut aller

Schullesebücher geworden war, große Dinge und verrechnete sich natürlich gründlich.

Um Lowell bekümmerte man sich damals nicht sonderlich. In seinen Versen zeigt er sich als ernsten, männlichen Vorkämpfer der Wahrheit und Schönheit, der zu gleicher Zeit einer praktischen, von religiöser Dogmatik freien Moral energisch das Wort redete. Die mit den Zeilen

„In the old days of awe and keen-eyed wonder
The poet's song with blood-warm truth was rife“

beginnende Ode überträgt die Mission, die früher den Propheten anvertraut war, dem Dichter; derselbe soll die Unterdrückten rächen, die Schwachen ermuthigen und die Verirrten auf den rechten Weg führen, überhaupt der Menschheit das verlorene Paradies wiederbringen. Wer nur amüsiren oder unterhalten will, hat seinen Dichterberuf gründlich verfehlt. Poeten, die nur von Wein, Frauen und Sonnen- oder Mondschein singen, stehen in keiner Beziehung zu ihrer Zeit; der wahre Dichter aber soll in allen wichtigen, die Aufmerksamkeit des Publikums gefangen nehmenden Zeitfragen seine Stimme energisch im Sinne des Fortschrittes ertönen und sich durch keine äußeren Umstände bestimmen lassen, gegen seine bessere Ueberzeugung zu handeln. Dies ist bekanntlich auch Walt Whitman's Ansicht von der Aufgabe des amerikanischen Dichters.

Die fünfzig Jahre, die der Geburt Lowell's folgten, sind bemerkenswerth durch ihre Umwälzungen auf socialem und politischem Gebiete. Dampf und Elektrizität machten die Industrie zu einer Großmacht; philanthropische Anstalten schossen wie Pilze aus dem Boden hervor; der

Unitarier Channing unterminirte das Bollwerk der christlichen Dogmatik wirksamer als es der alte Thomas Paine infolge der gegen ihn systematisch erweckten Vorurtheile jemals vermocht hatte, und die Tage der Sklaverei, des alten von Staatsmännern und Geistlichen so hartnäckig vertheidigten Erbübels der Union, schienen gezählt zu sein. Die hauptsächlichsten Dichter Amerika's traten in den Dienst der Antisklaverei-Bewegung; auch Lowell wurde Abolitionist, trotzdem die große Masse jeden dieser Weltverbesserer für einen unheilbaren Narren oder hirnverbrannten Fanatiker hielt.

Als im Sommer 1846 die Amerikaner mit den Mexikanern Krieg führten, sagten die Abolitionisten, dieser Krieg sei deshalb vom Zaune gebrochen worden, damit der Süden ein neues Feld für die Sklaverei gewänne und dadurch die drohend wachsende Macht des Nordens besser in Schach halten könne. Im Juni des genannten Jahres nun sandte Lowell einen Brief, der angeblich von Ezekiel Bigelow kam, an den Bostoner „Courier"; demselben lag ein im Yankee-Dialekte verfaßtes Gedicht von Hosea Bigelow, einem Sohne des Briefschreibers, bei. In diesem Gedicht wurden die Bestrebungen, in Boston Freiwillige für jenen Krieg anzuwerben, unbarmherzig lächerlich gemacht. Die Politiker hielten diese sonderbaren, allgemeines Aufsehen erregende Verse für seicht und albern; die Geistlichen, die nichts gegen den Schacher mit Menschenfleisch einzuwenden hatten, brandmarkten sie öffentlich als profan und als gegen den Anstand verstoßend; Jedermann aber las und kommentirte sie. Zum erstenmale hatten nun die Abolitionisten die Lacher auf ihrer Seite; ihre Versammlungen, in denen

Absolom Burleigh mit seinen langen Locken, Frau Foster mit ihrer Baßstimme und Vater Lamsom mit seinem patriarchalischen Aussehen gewöhnlich die Hauptrollen spielten, hatten dem Pöbel als eine Art „show“ gedient, in der man sich unentgeltlich amüsiren konnte; jetzt aber hatte sich mit der Sache eines Garrison, Wendell Phillips und Charles Sumner ein unverwüstlicher, urwüchsiger Humorist identificirt, der durch seine von einem seltenen Mutterwitze zeugenden Verse mehr wirkte, als die unwiderlegbarsten Argumente des gewaltigsten Redners. Sumner bedauerte damals, daß der unbekannte Yankee-Dichter, der von dem richtigen Geist beseelt sei, nicht gutes Englisch geschrieben habe; aber es ist sicherlich unbestreitbar, daß er alsdann nicht die ersehnte Aufmerksamkeit und Wirkung hervorgerufen hätte. So aber trat der Yankee-Witz in seinem gewohnten Hauskleide auf und Jedermann sah in ihm einen alten Bekannten, dessen Worte Beachtung verdienten.

Hosea Bigelow führte nun den so wirkungsvoll begonnenen Kampf muthig weiter. Jedes Gedicht versah er mit einer orientirenden Einleitung und dann schrieb der alte pedantische und konservative Pastor Wilbur, ein Mann von trockner, schweinsledeerner Foliantengelehrsamkeit und ein treffliches Seitenstück zum Faust'schen Famulus Wagner, erläuternde Notizen dazu, so daß die „Bigelow Papers“ das Aussehen eines von einem deutschen Gymnasialprofessor herausgegebenen Klassikers hatten.

Viele der besten Witze Bigelow's haben natürlich heute ihre Pointe verloren; aber sie waren von großer Wirksamkeit zu ihrer Zeit, wie das ja auch mit den meisten Witzen des Butlerschen „Hudibras“ der Fall ist,

der heute deshalb so selten angerührt wird, weil er zu weitläufige historische Erläuterungen zu seinem Verständnis nöthig hat. Lowell übertrieb in seinen „Bigelow Papers“ wenigstens nicht; dasselbe aber läßt sich Butler nicht nachrühmen; auch nimmt er es mitunter mit der Wahrheit nicht sehr genau, denn wenn er hin und wieder die Puritaner „Feiglinge“ nennt, so widmet er denselben ein Epitheton, was sie weniger als irgend ein anderes verdienten. In England, wo man sich besonders über den Ausdruck „amerikanische Freiheit“ im Hinblick auf die in diesem freien Lande existirende Sklaverei lustig machte, fanden die „Bigelow Papers“ den ungetheiltesten Beifall und die „North British Review“ sagte damals, der Verfasser sei ein Satiriker, der in England nicht seines Gleichen habe.

Der alte Yankee mit seinen bukolischen Absonderlichkeiten und seinem Dialekte, der übrigens in Wirklichkeit lange nicht so sonderbar war, wie er uns auf den ersten Augenblick in Lowell's verzerrter phonetischer Orthographie erscheint, ist übrigens jetzt eine Seltenheit geworden; in Cambridge und in der unmittelbaren Umgebung ist er wenigstens ganz und gar ausgestorben. Die Hände der heutigen Milchmägde duften mehr nach dem Garten von Schiras als nach dem Kuhstalle und Lowell's Originale von Zeckle und seiner Geliebten Huldy gehören längst der Vergangenheit an. Dieses idyllische Leben in und um Cambridge hat Lowell in seinem Aufsatze „Cambridge thirty Years ago“ anschaulich und anmuthig geschildert; diesen Aufsatz hat er einem Edelmann Namens Sorg gewidmet, der übrigens kein Anderer als sein Schulkamerad W. W. Story ist, dessen Namen einst ein schweizerischer Hotelwirth für „Sorg“ ansah. Lowell spricht darin

von Cambridge als einem kleinen Landstädtchen, das mit Boston durch eine alte Kutsche, deren Weg an endlosen Heidelbeerfeldern vorüberführte, in Verbindung stand. Damals existirte auch noch ein streng markirter Klassenunterschied und nicht jeder Handwerker und Hausknecht fühlte sich dazu berufen, die Sitten und Unsitten der Studenten von Harvard College, noch den Luxus der Reichen nachzuahmen. Die alten aristokratischen Leiter der Bostoner Gesellschaft hatten noch etwas von der unfreiwillig komischen Majestät eines „Roi d'Yvetôt" an sich; sobald aber Dampf und Elektricität das öffentliche Leben umgestalteten, schwanden die alten Gebräuche und Vorurtheile, und der von Lowell verewigte Dialekt hat auch längst der Thätigkeit der Schulmamsellen weichen müssen. Lowell hat unstreitig den Originalkarakter des Yankee mit Fleiß und Vorliebe studirt und zwar nicht allein in Cambridge, sondern auch in den Adirondacks und am Mooseheadsee und es muß unbedingt zugestanden werden, daß er von demselben ein getreueres Bild lieferte, als es den Frauen Beecher-Stowe und Terry Cooke gelungen ist. Der Yankee-Dialekt ist übrigens, wie überhaupt eine jede Mundart, für den Philologen von hoher Wichtigkeit. Man hat, wie auch Gulian Verplanck seiner Zeit bemerkte, Wörter in demselben entdeckt, die in England längst aus dem Verkehr verschwunden sind, in Neuengland aber noch in dem Sinne Shakespeare's gebraucht wurden und vielleicht noch werden.

Am 26. Dezember 1844 verheiratete sich Lowell mit seiner Jugendgeliebten Maria White, einer gebildeten, aus Watertown bei Cambridge stammenden Dame. Ihre Gesundheit stand jedoch mit ihrer Gelehrsamkeit in keinem

günstigen Verhältnisse; sie kränkelte jahraus, jahrein und alle Kinder, denen sie das Leben gab, starben mit Ausnahme einer einzigen Tochter. Die Freunde des Dichters, die zu seinem Studirzimmer Zutritt hatten, werden sich noch mit Wehmuth der beiden über einem Bilde hängenden Kinderschuhe, die seiner Lieblingstochter gehörten, erinnern. Auf diese Trauerfälle beziehen sich die Gedichte „The Changeling" und „She came and went". Selbst Lowell's Frau schrieb ein zartes Gedicht, um die ihrer Kinder beraubten Mütter zu trösten.

Im Oktober 1853 starb sie. An demselben Tage wurde Longfellow eine Tochter geboren, der dann beide Vorfälle in dem Gedichte „The two Angels" verherrlichte.

„'T was at thy door, o friend! and not at mine,
The angel with the amaranthine wreath,
Pausing, descended, and with voice divine,
Whispered a word that had a sound like Death.

„Then fell upon the house a sudden gloom,
A shadow on these features fair and thin;
And softly, from that hushed and darkened room,
Two angels issued, where but one went in."

Lowell's komische Muse verstummte nun. Sein nächstes Gedicht „The Vision of Sir Launfal", von dem man sagt, er habe es in achtundvierzig Stunden geschrieben, ohne diese Zeit durch Essen oder Schlafen zu unterbrechen, fand die meisten Freunde und Leser. Es ist dasselbe allerdings durch eine christliche, konservative Gesinnung gekennzeichnet; aber es ist doch nicht so sehr wie seine späteren poetischen Schöpfungen von Dante'scher Kälte und mystischer Philosophie beeinträchtigt. In diesem Gedichte, das überhaupt den Eindruck einer wirkungsvollen

Improvisation macht, zeigt sich Lowell ungezwungen in seiner Liebe zum Schönen und in seiner angebornen, aller Heuchelei baren Frömmigkeit.

Dann folgte „The Present Crisis“, ein feuriges, kraft- und saftvolles Gedicht voll zündender Bemerkungen, die einer alles Falsche verdammenden Humanität gewidmet sind. Dieser Sammlung ist fernerhin beigegeben die liebliche, von der edelsten Toleranz durchdrungene Legende „Ambrose“; das keusche Bild „The Dandelion“ und „An Interview with Miles Standish“ mit einer politischen Moral. Das künstlerischste Gedicht ist jedoch „Beaver Brook“, das als ein poetisches Muster idealer Landschaftsmalerei gelten kann. Dieses „Beaver Brook“ ist ein kleiner, einige Meilen von Elmwood entfernter, an der Grenze des Dörfchens Belmont fließender Bach, an dessen Ufer unser Dichter häufige Spaziergänge unternahm. Die in diesem Gedichte geschilderte Mühle existirt heute nicht mehr.

Darnach begab sich Lowell wieder auf das Gebiet der Satire und schrieb eine „Fable for Critics“, in der er „einen Blick aus dem Fasse des Diogenes auf die Wunderkinder der amerikanischen Literatur“ warf. Dieselbe erschien ohne den Namen des Verfassers 1848 in New-York. In der Vorrede sagte er: „Als eine Fabel habe ich diese Schrift begonnen. Es ist dies ein schwaches, schlankes, reimbeflügeltes Ding mit einem Stachel in dem Schwanze.“ Die lebenden, von einflußreichen Coterien gehätschelten und verhätschelten Autoren eines eitlen, leicht zu beleidigenden Volkes rücksichtslos zu kritisiren, war immerhin eine gewagte Sache; Lowell jedoch, dem man, wie einem Longfellow oder Bayard Taylor, nicht den Vorwurf der Popularitätssucht machen kann und der,

wie es scheint, auch nicht den geringsten Werth auf das Lob oder den Tadel seiner Schriften legt, zögerte nicht im Mindesten mit der Veröffentlichung seiner unabhängigen Ansichten und leistete dadurch der Literatur wichtigere Dienste, als wenn er in den Chor der Panegyriker eingestimmt hätte. Seine Meinungen drückte er unverhohlen aus und daß er dadurch manchen eingebildeten Dichter empfindlich verletzte, ist selbstverständlich; doch hat es ihm nicht ein einziger nachgetragen. Bayard Taylor versuchte sich späterhin auf demselben Felde und ließ im „Atlantic Monthly" unter dem Titel „The Echo Club" eine Anzahl satirischer, die neueste englische und amerikanische Literatur behandelnde Aufsätze erscheinen; zur eigentlichen Satire aber hatte Bayard Taylor nicht die geringste Anlage, auch war er zu gutmüthig und zu vorsichtig, um gelegentlich mit entschiedenem Tadel herauszukommen.

Start → Man muß es Lowell zum Ruhme nachsagen, daß er das kritische Secirmesser wacker gebrauchte; seine Karakteristiken sind von treffender, epigrammatischer Kürze und im Ganzen genommen ist sein Urtheil über einige Schriftsteller immer noch milder und wohlwollender, als das der Nachwelt. Malitiöse Bemerkungen, wie sie sich z. B. in Heine's „Wintermärchen" befinden, trifft man in der Lowell'schen Fabel nicht an. Wir wüßten nicht, welchem Werke irgend einer europäischen Literatur wir dieses gleichstellen sollten. Man denkt vielleicht an Byron's (omit „English Bards and Scotch Reviewers") oder an Pope's „Dunciade". Diese beiden Werke aber waren vom persönlichen Rachegefühl der Verfasser diktirt und tragen überhaupt zu deutlich den widerwärtigen Stempel kleinlicher Gehässigkeit, was doch bei dem Lowell'schen Werke

nicht der Fall ist. Beide, Byron und Pope, fühlten sich in ihrem Stolze zu sehr gekränkt und dachten daher an blutige Rache. Pope war dieses noch eher zu verzeihen, als dem Sänger des „Don Juan"; denn seine Kritiker, die wohl auch nebenbei auf den glänzenden pecuniären Erfolg seiner Homer-Bearbeitung etwas neidisch waren, spielten ihm übel mit und nannten das kleine, so wie so schon sehr reizbare Männchen, in Anbetracht seiner gebrechlichen und verwachsenen Gestalt, gewöhnlich nur das „Fragezeichen von Twickenham". Das mußte natürlich gründlich gerochen werden und so entstand dann die in derber, ja stellenweise in schmutziger, gemeiner Sprache verfaßte „Dunciade", durch die Pope wie die Schiller-Goethe'schen Xenien, manchem Schriftsteller, der sich schon längst selber das Todesurtheil geschrieben hatte, zu einem langen Leben und einer unverdienten Beachtung verhalf. Der Satiriker Dryden wurde doch seiner Zeit auch bitter angegriffen und von seinen Gegnern Affe, Esel, Frosch, Feigling und Schurke genannt; in seinen Antworten zeigte er sich jedoch immer noch als Gentleman, wohingegen Pope sich wie eine giftige, verabscheuungswürdige Kröte gebärdete. Lowell's Fabel, die „Fraser's Magazine" ein „clever doggerel" nannte, enthält nicht das Allergeringste, was auf irgend ein Vorurtheil des Verfassers schließen lassen könnte; es ist in derselben Ernst und Scherz wohlthuend vermischt, weshalb sie auch im Ganzen einen befriedigenden Eindruck macht.

Lowell, der sich, wie eingangs erwähnt, in unabhängigen Vermögensverhältnissen befand, hatte sich nur die Beschäftigung mit der Literatur zu seinem Lebensberufe erkoren. 1849 ließ er seine gesammelten Gedichte

in zwei Bänden erscheinen: die „Bigelow Papers“, „A Year's Life“ und „die Fabel für Kritiker“ sind in denselben nicht enthalten.

Im Winter 1854/55 hielt er im Lowell-Institut zu Boston einen Kursus von zwölf Vorträgen über die Dichter Englands und machte damit einen dauernd günstigen Eindruck. In denselben, die von allem rhetorischen, auf Applaus berechneten Schwung frei waren, bot er seinen Zuhörern einen solchen geistigen Genuß, daß sie noch heute davon mit Enthusiasmus sprechen. Im Allgemeinen gilt zwar Lowell als ein trockener, kalter Vorleser, der auf seine Studenten wenig Anziehungskraft ausübt; zu denselben aber finden sich auch nur solche Zuhörer ein, denen das zu erörternde Thema, nicht aber die äußere Art und Weise des Vortrages Hauptsache ist.

Als im Jahre 1854 Longfellow die Professur für neuere Sprachen und Literatur am Harvard College nach achtzehnjährigem Wirken aufgab, um sich ausschließlich literarischer Beschäftigung zu widmen, wurde Lowell zu seinem Nachfolger ernannt, und ihm zugleich ein zweijähriger Urlaub, den er zu seiner Vorbereitung benutzen sollte, gewährt. Lowell reiste nun nach Europa und hielt sich dort die meiste Zeit in Dresden auf. Im Frühjahr 1857 begann er seine Vorträge am genannten College. Er las hauptsächlich über Chaucer, Cervantes, Shakespeare und Dante und suchte besonders dem Letzteren in Amerika Freunde zu gewinnen. Seine Vorgänger George Ticknor und Longfellow und sein Mitarbeiter Charles E. Norton hatten sich bereits ebenfalls die erdenklichste Mühe gegeben, den großen Florentiner in Amerika einzubürgern; dauernder Früchte ihres Bestrebens konnten sich

dieselben ebensowenig wie Lowell rühmen. Dante bewegt sich eben in einer Welt und Anschauungsweise, die der jetzigen Zeit zu fremd ist, um ihr Interesse abzugewinnen; er ist und bleibt für das größere, gebildete Publikum doch ungenießbar und wir persönlich hätten nicht das Geringste dagegen einzuwenden, wenn der Aesthetiker Vischer den beiden Schriftstellern Jean Paul und Sterne, deren Werke zu durchlesen er eine Pferdearbeit nennt, auch noch als Dritten im Bunde Dante zugesellt hätte.

Seine Geschmacksrichtung hatte Lowell schon in dem Buche „Conversations on the Poets“, das er in seinem fünfundzwanzigsten Jahre schrieb, hinlänglich angedeutet und seine Vorliebe für die Literatur der Elisabethanischen Periode und für Chaucer bekundet. Ueber Pope ist er darin zu schlecht zu sprechen; betreffs der „Dunciade“ bemerkt er sicherlich nicht mit Unrecht, daß sie weder ein Dichter geschrieben habe, noch ein solcher sie lesen könne. 1864 gab er seine „Fireside Travels“, eine Sammlung anmuthiger, wohlgefeilter Essays, heraus.

1857 verheiratete sich Lowell zum zweiten Male und zwar mit Frl. Frances Dunlap aus Portland in Maine. Im November desselben Jahres wurde auch das „Atlantic Monthly“, welches das repräsentative Organ der amerikanischen Schöngeister sein sollte und auch nebenbei den Zweck hatte, die Sklaverei durch wissenschaftliche Artikel zu bekämpfen, gegründet; Lowell übernahm die Redaktion desselben und führte sie bis zum Jahre 1862 mit großem Geschicke.

Während dieser Periode machte sich die politische Reaktion in herausfordernder Weise bemerklich und beantwortete die Bestrebungen der Abolitionisten mit der Annahme des Sklavenfanggesetzes, das sogar von dem

hochgeschätzten Staatsmanne Daniel Webster, der überhaupt selten auf der Seite wahrer Freiheit stand und sein Rednertalent jedem, der ihn gut bezahlte, zur Verfügung stellte, warm vertheidigt wurde, was den Dichter Whittier so sehr in den Harnisch brachte. Als der Ausbruch der Rebellion nur noch eine Frage der Zeit war, gedachte Lowell seines alten, biederen Bigelow und ließ durch Birdofredum Swain ein längeres Schreiben an ihn richten. Dieser Briefschreiber, der früher am mexikanischen Krieg theilgenommen und dann in den Südstaaten geblieben war, hatte, nachdem er daselbst durch einen längeren unfreiwilligen Aufenthalt in einem Gefängnisse akklimatisirt worden war, eine sklavenhaltende Wittwe geheiratet und fühlte sich nun so glücklich, wie es einem südlichen Plantagenbesitzer möglich war. Zur Erhöhung seiner Zufriedenheit trug natürlich auch die Billigkeit des Whiskey bei und da ihm ein fahrender Pastor auch außerdem gegen eine angemessene Entschädigung die ewige Seligkeit verbriefte, so war es selbstverständlich, daß er die Sache seines Staates, der ihn ja so unaussprechlich glücklich gemacht, zu der seinigen erhob, und an der Secession theilnahm, wodurch er auch zugleich die früher geschlossene Verbindung mit dem Weibe „he left behind him“ wirksam für null und nichtig erklärte und sich gegen eine nicht unmögliche Anklage auf Bigamie schützte.

Bigelow schlug damals gar ernste Töne an und zog besonders die Engländer wegen ihres Liebäugelns mit der südlichen Konföderation gründlich durch die Hechel. Dann starb ihm auch sein alter wissenschaftlicher Beirath, nämlich der Pastor Wilbur, den der Gedanke an den unglücklichen Bürgerkrieg getödtet hatte. Vorher hatte er noch ge-

schrieben: „Nach meiner langjährigen Gewohnheit las ich zu Weihnachten gewöhnlich Milton's „Hymn of the Nativity“ und hörte alsdann mit den Schäfern auf dem Felde die Versicherung, daß es Einen gäbe, der auch mich dereinst auf seine grüne Weide führen werde; heute aber habe ich an nichts anders als an den Spruch: ‚Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert‘ denken können.“ Die Leser Lowell's hatten nun einen alten, guten Bekannten verloren und bedauerten dies ebenso aufrichtig wie die Leser von Thackeray's Novelle „The Newcomes“, als sie plötzlich den Tod des geliebten Obersten vernahmen.

Es war eine ernste, stürmische Zeit, aber Hosea Bigelow machte sich doch vernehmbar. Er repräsentirte den gesunden Menschenverstand und einen Mann von unerschütterlicher Ueberzeugungstreue: er ist ein würdiges Seitenstück zum Trumbull'schen Honorius, wohingegen Birdofredum Swain in dem politischen Hanswurst McFingal sein Vorbild hat.

Auf diese Weise sind Lowell's Gedichte eine Chronik unseres öffentlichen Lebens geworden. Wie Bigelow allmälig so ungesellig wie ein Stein ward, so zog sich auch Lowell infolge seiner Dante-Studien und metaphysischen Grübeleien nach und nach von dem größeren Publikum, das gerne noch mehr Bilder wie Beaver Brook und noch mehr Liebespaare wie Zeckle und Huldy gesehen hätte, zurück. Er lauschte nur noch der Sprache des konservativen Mittelalters und hörte nicht mehr die munteren Vögel seiner Nähe singen; auch erfreute ihn die Farbenpracht der Blumen nicht mehr wie früher. Sein nächster Band Gedichte, der 1869 unter dem Titel „Under

the Willows“ erschien, hat etwas von dem Emerson-schen Transcendentalismus an sich; eine eigentliche Poesie aber ist hier nur in den Nummern, die einer früheren Schaffensperiode angehören, zu finden.

Die „Commemoration Ode“, die Lowell am 21. Juli 1865 zur Erinnerung an die 93 Studenten des Harvard-College, die im Rebellionskriege gefallen waren, vortrug, enthält wie alle seine poetischen Schöpfungen der letzten Zeit tiefe Gedanken, aber es bedarf eines geduldigen Studiums, um dieselben zu verstehen und zu würdigen.

In dem didaktischen Gedichte „The Cathedral“ zeigt er mehr als sonstwo seine konservativ-religiöse Gesinnung. Er bewundert darin den Geist der gotischen Architektur, verlangt die Heilighaltung der alten Traditionen und verdammt die materialistische Tendenz der Evolutionstheorie. Die Basis dieses Gedichtes, in dem sich auch der Einfluß der Berkeley'schen Philosophie stark bemerklich macht, ist der überlieferte Glaube an Gott und dessen liebevollen Umgang mit den Menschen: Als Lowell einst einer Vorlesung Tyndalls's beigewohnt hatte, sprach er: „Wer will, mag glauben, daß sich die Idee zu einem Hamlet oder Lear aus einer Erdscholle entwickelt hat; ich glaube es nicht.“

Auch etwas Komik findet sich in jenem Gedichte, die allerdings gar schlecht mit der ernsten mittelalterlichen Mystik, die es doch verherrlichen soll, harmonirt. Als Lowell nämlich in Châtres die Kathedrale besuchte, begegnete er zwei Engländern, die ihn für einen Franzosen hielten und ihn als Führer engagiren wollten.

„Esker vous ate a nabitang? he asked;
I never ate one; are they good, asked I;
Whereat they stared, then laughed, and we were friends.“

Lowell's frühere Gedichte sind melodisch und ansprechend; seine späteren kranken an einer Ueberladung von schwer verständlich ausgedrückten Gedanken und unterscheiden sich nur dadurch von Prosa, daß sie eine metrische Form zur Schau tragen.

Lowell's prosaische Schriften erschienen 1870—1876 in drei Bänden; sie enthalten literarhistorische Essays über die bedeutendsten Dichter aller Zeiten und Völker. Sein Styl ist manchmal ein unangenehm gesuchter und geschraubter und hat ihm Prof. Wilkinson deshalb in einer der gelesensten amerikanischen Monatsschriften auch eine derbe Lektion ertheilt. Die Bilder sind oft gar weit hergeholt und auch nicht immer zutreffend. In dem Artikel „On a Certain Condescension in Foreigners" zeigt er sich gerade nicht als Freund der Deutschen und obgleich er den Forschungen deutscher Gelehrten sehr viel verdankt und sich derselben auch häufig bedient, läßt er sich doch selten (man sehe z. B. seine für die „Appleton's Encyclopaedia" gelieferten Artikel) eine Gelegenheit entgehen, sie zu verdächtigen und zu verkleinern. Ueber Gervinus sagt er an einer Stelle: „Sein Werk über Shakespeare erinnert mich an die römische Campagna, die von Gängen unterminirt worden ist, in denen Menschen nach etwas Unbekanntem suchen; oben sind die Blumen und Lerchen des unsterblichen Dichters; unser teutonischer Feredo kriecht in die Erde und offerirt uns seine Führerschaft in ein Dunkel, das er selbst geschaffen hat." Ebenso wegwerfend spricht er sich auch über die deutsche Sprache aus.

Einige dieser Essays, besonders der über Chaucer und Dante, sind zu langer Lebensdauer, aber für wenige Leser bestimmt. Neben Whipple ist Lowell unstreitig der

bedeutendste Essayist; die Popularität des ersteren wird er jedoch nie erlangen.

Durch seinen treffenden Mutterwitz und seine beißende Satire leistete er seinem Vaterlande in der Sklavereifrage und in dem Bürgerkriege nicht zu unterschätzende Dienste, so daß man ihn in dieser Hinsicht den amerikanischen Revolutionsdichtern Trumbull, Hopkinson und Freneau getrost zur Seite stellen kann; doch werden seine „Bigelow Papers“ das Schicksal „McFingals“ theilen und nur noch in späteren Zeiten der Kuriosität wegen gelesen werden. Einige seiner früheren Gedichte werden sich noch eine Zeitlang in Schullesebüchern halten, aber sicherlich bald durch andere Produkte verdrängt werden. Kurzum: die Literaturgeschichte begräbt ihn in ihren Spalten; dem eigentlichen amerikanischen Volke wird er in Zukunft ein großer Unbekannter sein, wie er es bereits theilweise schon jetzt ist. — Zur Vervollständigung dieses Kapitels ist noch zu bemerken, daß Lowell während der Präsidentschaft Clevelands den Gesandtschaftsposten in England bekleidete, und daß die Bostoner Verlagsbuchhandlung Houghton, Mifflin & Co. eine Gesammtausgabe seiner Werke in zehn Bänden vorbereitet.



Journalistik und Nationalökonomie.

Wenn irgendwo in der Welt die Tagespresse einen wichtigen Faktor des menschlichen Lebens bildet und darauf einen gestaltenden Einfluß ausübt, so ist es sicherlich hier in Amerika der Fall, wo sie, da man ihr die größtmögliche Freiheit eingeräumt hat, so daß sie sich ungehindert über alle Tagesfragen aussprechen kann, sozusagen zum täglichen Brote gehört. Sie ist in solchem Grade zu einem Lebensbedürfnis geworden, daß selbst der ärmste Arbeiter nicht ohne eine tägliche Zeitung existiren zu können glaubt; denn da hier ein jeder Bürger einen gleichberechtigten Theil des Staatswesens bildet und ihm die moralische Verpflichtung obliegt, sich aktiv am politischen Leben zu betheiligen, so muß er sich doch auch betreffs aller öffentlichen Angelegenheiten und Fragen auf dem Laufenden zu erhalten suchen und dafür ist ihm denn die Zeitung zu einem unumgänglich nothwendigen Bildungsmittel geworden.

Durch die Konkurrenz, die sich die Zeitungen aus Geschäftsrücksichten gemacht haben und beständig noch

machen, sind dieselben gezwungen worden, für einen geringen Abonnementspreis eine Fülle und Mannichfaltigkeit des Lesestoffes zu liefern, die wahrhaft in Erstaunen setzt und deren Herstellung mit enormen Unkosten verknüpft ist. Aber auch nur durch eine beispiellose Verbreitung und eine glänzende Anzeigen-Unterstützung sind derartige journalistische Leistungen möglich und wenn man z. B. bedenkt, daß es der „Herald“ fertig bringen konnte, auf eigene Kosten Stanley nach Afrika zur Aufsuchung Livingstone's zu senden und fernerhin eine Nordpolexpedition auszurüsten, so müssen die Einkünfte dieses Blattes sozusagen unberechenbar sein.

Wenn Biedermann in seiner Schrift „Das Zeitungswesen sonst und jetzt“ (Leipzig 1882) sagt, der Beruf eines Journalisten gewähre einen leichten Lebenserwerb, so irrt er sich ganz gewaltig, so weit es Amerika betrifft; denn in keinem Lande muß der Journalist so anstrengend und schnell arbeiten wie hier und derjenige, der sich vor schwerer Arbeit scheut, widmet sich dahier sicherlich eher irgend einem anderen Berufe als dem eines Zeitungsschreibers. Sobald hier etwas von Bedeutung geschieht, ist es auch schon Eigenthum der Presse, wenn sie ihren eigenen Vortheil nicht vernachlässigen will. Aus jeder neuen Erfindung auf dem Gebiete der Technik sucht der Zeitungsherausgeber Kapital für sein Geschäft zu schlagen; wird eine neue Druckerpresse konstruirt, die ein paar tausend Exemplare in der Stunde mehr liefert als die alte, gleich wird sie angeschafft und in Thätigkeit gesetzt. Das Korrespondiren aus anderen Städten oder Ländern hat längst dem schnelleren Telegraphiren Platz machen müssen

und so lesen wir denn täglich dahier die ausführlichsten Berichte über alle wichtigen Vorkommnisse der ganzen Welt.

Im Jahre 1859, also zur Zeit, da noch kein interoceanisches Kabel existirte und man die Nachrichten aus Europa einfach aus importirten Zeitungen abdrucken konnte, beliefen sich die jährlichen Ausgaben der New-Yorker „Tribune" auf 130,198 Dollars; aber zwanzig Jahre später auf 377,510 Dollars, wovon allein 50,000 Dollars auf Depeschen kamen. Während des deutsch-französischen Krieges verausgabte diese Zeitung für Depeschen 85,303 Dollars; andere Zeitungen, wie z. B. der „Herald" noch viel mehr und diejenigen Blätter, die vor solchen Mehrausgaben zurückschreckten, mußten sich eine empfindliche Einbuße an Abonnenten gefallen lassen.

Die Geschichte des amerikanischen Zeitungswesens ist in den Werken „History of Printing" von Thomas, (neue, 1875 von der Antiquarischen Gesellschaft von Worcester in Massachusetts besorgte Ausgabe), „Journalism in the United States from 1690—1872" von Fr. Hudson und im 8. Bande des zehnten Censusberichtes der Vereinigten Staaten enthalten. Die erste in Amerika erschienene Zeitung kam im Jahre 1690 zu Boston heraus und führte den Titel „Public Occurences"; dieselbe wurde jedoch gleich nach ihrem Erscheinen durch die Kolonialbehörde von Massachusetts ihrer freimüthigen Aeußerungen wegen verboten und erlebte daher auch nur eine Nummer. Nach 14jähriger Pause erschien in der genannten Stadt die lebenskräftigere Zeitung „The Boston News Letter", und erst Ende des Jahres 1719 erwuchs derselben ein Konkurrenzblatt in der „Boston Gazette". In demselben

Jahre wurde auch in Philadelphia eine Zeitung gegründet und 1765 wurden in den amerikanischen Kolonien bereits 43 Zeitungen gedruckt, wovon z. B. 8 auf New-York, 5 auf Pennsylvanien und 11 auf Massachusetts kamen. Die meisten derselben erschienen natürlich nur einmal wöchentlich; sie bestanden aus kleinen, ausschließlich mit Neuigkeiten und Anzeigen gefüllten Blättern, denn politische Leitartikel und sonstige editorielle Randglossen gehörten damals noch zu den journalistischen Luxussachen. Jene Zeitungen aber hatten trotz ihrer Mangelhaftigkeit doch eine hohe civilisatorische Bedeutung, denn sie nährten wenigstens die Sehnsucht nach der politischen Unabhängigkeit vom Mutterlande und als endlich der lang erwartete Krieg losbrach, standen sie alle mit Ausnahme derjenigen, die von der englischen Besatzung beeinflußt und unterstützt wurden, treu zur Sache der Freiheit.

Obgleich die ersten Ansiedler Virginiens Leute von respektabler Bildung waren, so dauerte es daselbst doch merkwürdigerweise sehr lang, bis man sich mit dem Institute einer Zeitung befreunden konnte. 1671 drückte sich Sir William Berkeley, der Gouverneur dieser Kolonie, in einem Berichte an die englische Regierung also aus: „Ich danke Gott, daß wir weder freie Schulen noch eine freie Presse haben und ich hoffe auch, daß noch hundert Jahre vor der Einführung derselben vergehen werden. Die Bildung hat Unfolgsamkeit, Ketzerei und Sektenwesen in die Welt gebracht und die Presse hat sie verbreitet; letztere schwärzt auch die Regierung an.“ Und dies geschah beinahe 40 Jahre nach der Gründung von Harvard-College in Massachusetts! So zeigte sich gleich von Anfang in Amerika der Unterschied zwischen dem puritani-

schen Bildungsideale von Neuengland und den Verdummungsbestrebungen der südlichen Ritter.

Als 1681 die erste Druckerei in Virginien eingerichtet wurde, befahl der Gouverneur dem Eigenthümer derselben, ja nichts zu veröffentlichen, ohne dazu vorher die Erlaubnis der britischen Majestät eingeholt zu haben, was natürlich gleichbedeutend mit einem Verbote war. Die königlichen Gouverneure waren zugleich auch die officiellen Zensoren und durfte ohne ihre Erlaubnis von rechtswegen nichts veröffentlicht werden; doch sagt der Historiker Bancroft, daß trotz alledem die amerikanische Presse so frei wie in irgend einem anderen Lande der Welt gewesen sei, was übrigens im Grunde nicht viel sagen will. Gerichtliche Verfolgungen der Presse gehörten in der Kolonialperiode durchaus nicht zu den seltenen Vorkommnissen. Durch die Stempelakte von 1768 wollte England die amerikanische Presse wenn nicht vollständig unterdrücken, so ihr doch bedeutende Hindernisse in den Weg legen und es wurde auch wirklich einigen, auf schlechter Finanzbasis beruhenden Zeitungen dadurch der Todesstoß versetzt. Außerdem belegten einige Kolonien auch noch die Zeitungen mit Spezialsteuern und der Staat Virginien hatte dieselben sogar bis zum Jahre 1848 beibehalten.

Da sich der amerikanische Farmer vor dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges doch um die große Welt nicht sonderlich kümmerte, so war das Herausgeben von Zeitungen durchaus keine Geldquelle und die Verleger, die häufig Setzer, Drucker und Austräger in einer Person waren, hatten meistentheils mit bitteren Existenzsorgen zu kämpfen. Auch selbst während der Revolutionsperiode, während der von den 37 erscheinenden Blättern 30 auf

Seiten der Amerikaner standen, hatten die Journale nicht den Einfluß, den man ihnen hin und wieder zugeschrieben hat; die Herstellungsschwierigkeiten waren damals zahlreich und dann fanden die patriotischen Zeitungen auch nur in solchen Distrikten, die von den englischen Truppen unberührt blieben, Absatz. Erst nach jener Periode gelangte die amerikanische Presse zu ihrer eigentlichen Bedeutung und Macht.

Das Wachsthum der amerikanischen Presse steht, besonders wenn man bedenkt, daß von allen in der Welt erscheinenden Zeitungen ein Drittel in Amerika gedruckt wird, ohne Beispiel da. In nähere Details einzugehen würde hier zu weit führen und verweisen wir daher die Interessenten auf die eingangs genannten Spezialwerke. In jeder kleinen Landstadt erscheint gegenwärtig eine Zeitung, deren Inhalt dem lokalen Bedürfnis entspricht; jedes Gewerbe, jede Wissenschaft, kurzum jede menschliche Thätigkeit hat ein besonderes Fachorgan.

Im Jahre 1840 hatte New-York 18 tägliche Zeitungen; gegenwärtig besitzt es derselben 29 mit einer durchschnittlichen Verbreitung von 765,743 Exemplaren. Da zur Gründung einer Zeitung, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, ein ungeheures Kapital gehört, um die Konkurrenz aushalten zu können, so ist es auch leicht erklärlich, daß von 1840—1880 in New-York allein 110 verschiedene Tagesblätter zu Grunde gegangen sind. In keinem anderen Geschäft ist dahier schon so viel Geld verloren worden wie in der Zeitungsherausgeberei.

Nach dem Censusberichte von 1880 erscheinen 11,314 verschiedene Zeitschriften in den Vereinigten Staaten; 799 davon werden in fremden Sprachen, wie deutsch, fran-

zösisch, spanisch, dänisch, schwedisch, tscherokesisch, chinesisch, polnisch, holländisch und portugiesisch gedruckt. Von den 641 in Amerika veröffentlichten deutschen Zeitungen erscheinen 80 täglich, 466 wöchentlich und 85 monatlich oder halbmonatlich. Die New-Yorker „Staatszeitung", welche 1834 als Wochenblatt gegründet wurde und die seit 1845 täglich herausgegeben wird, erfreut sich der größten Verbreitung aller deutschen Tageszeitungen der neuen Welt. Von den amerikanischen Monatsschriften sind das „Atlantic Monthly", „Century", „Harper's Monthly" und „Lippincotts Monthly", „Scribner's Monthly" und die „North American Review" nach Inhalt und Ausstattung die bedeutendsten. Amerikanische Journalisten, wie Horace Greeley, W. C. Bryant, Charles A. Dana, George D. Prentice, Murat Halstead sind weit über die Grenzen ihres Vaterlandes bekannt geworden.

Der alten Maxime, nach welcher man von den Todten nur Gutes reden soll, haben wir, offen gestanden, niemals einen besonderen Geschmack abgewinnen können, und Heiligsprechungen in irgend einer Form sind uns stets verhaßt gewesen. Unfehlbar ist zuletzt doch Keiner, und Derjenige, der sich berufen glaubt, die Lichtseiten irgend eines bedeutenden oder unbedeutenden Menschen der Mit- und Nachwelt zu zeigen, hat unbedingt die moralische Verpflichtung, auch der Schattenseiten zu gedenken.

Diese Bemerkungen wurden uns abgenöthigt, als wir die sogenannte „Memorial Edition" der Gedichte von George D. Prentice,*) des bekannten amerikanischen Journalisten, in die Hand nahmen und die derselben vor-

*) Cincinnati 1880, Verlag von Robert Clarke & Co.

angestellte biographische, von dem Dichter John James Piatt verfaßte Einleitung lasen. Dieselbe bildet so recht einen Beitrag zur Geschichte der gegenseitigen Bewunderung. Nicht die unbedeutendste Kleinigkeit, die zur Heiligsprechung Prentice's dient, hat Piatt übergangen; seiner zahlreichen Fehler und seiner intellektuellen Urheberschaft der Knownothing-Bewegung in Kentucky und des aus derselben resultirenden Blutbades im Sommer 1855 zu Louisville, gedenkt er mit keinem Worte, wodurch der literarische Werth jener Abhandlung zum Mindesten sehr problematisch geworden ist. Wo viel Licht ist, ist bekanntlich auch viel Schatten, und derjenige, der eine wahrheitsgetreue Karakteristik liefern will, muß diesen beiden Gegensätzen die gewissenhafteste Berücksichtigung angedeihen lassen.

George Dennison Prentice wurde am 18. Dezember 1802 auf einer Farm im Staate Connecticut geboren. Da seine Eltern nichts weniger als reich waren, so mußte George die Zeit, die sonst Knaben in der Schule zubringen, den Landarbeiten widmen; doch wurde er in seinem vierzehnten Jahre der Obhut eines presbyterianischen Predigers übergeben, damit er von demselben für ein College vorbereitet würde. Dieser Unterricht dauerte übrigens nur ein Jahr, aber George hatte während desselben solche erstaunliche Fortschritte gemacht, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre als Lehrer einer Dorfschule fungiren konnte. 1820 trat er dann in die Sophomoren-Klasse der Brown-Universität ein und zeichnete sich während der beiden Studienjahre hauptsächlich durch ein erstaunliches Gedächtnis aus. Dasselbe ermöglichte es ihm, die meisten der in jener Anstalt gebrauchten Lehrbücher in kurzer

Zeit spielend auswendig zu lernen. Nachdem er sich hierauf als Lehrer am Seminar zu Smithfield etwas Geld gespart hatte, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz; die Praxis derselben behagte ihm jedoch später nicht, so daß er sie bald mit der Journalistik vertauschte.

Als er nämlich im Jahre 1827 seinen Freund J. C. Brainard, einen bekannten Dichter und Journalisten, der damals in Connecticut ein kleines Lokalblatt herausgab, besuchte, beredete ihn derselbe, doch die Redaktion seiner Zeitung für zwei Wochen, während welcher Zeit er eine wichtige Reise zu machen hatte, zu übernehmen. Dies that der junge Prentice auch und zwar mit solchem außerordentlichen Geschick, daß ihm zwei Herren aus Hartford den Antrag stellten, die Redaktion einer von ihnen zu gründenden Zeitung zu übernehmen. Prentice nahm diese Offerte an, und so erschien im Herbste 1828 die erste Nummer der „New England Review“. Dieselbe gewann bald einen fabelhaften politischen Einfluß; ja einmal, als die beiden politischen Parteien Kandidaten für die Staatslegislatur vorgeschlagen hatten, mit denen sich Prentice nicht befreunden konnte, nominirte er auf eigene Faust andere und setzte auch die Wahl derselben mittelst seiner Zeitung durch.

Im Jahre 1830 wurde er von den Whigs beauftragt, den Staat Kentucky zu bereisen und Material für eine von ihm für politische Parteizwecke zu schreibende Biographie Henry Clay's zu sammeln. Ehe er abreiste, schlug er als seinen Stellvertreter den später so berühmt gewordenen Quäkerdichter John G. Whittier vor, der zahlreiche Gedichte in den Spalten der „New England Review“ veröffentlicht hatte und der damals auf der Farm seines

Vaters bei Haverhill in Massachusetts wohnte, und derselbe ließ sich auch bewegen, Prentice's Nachfolger zu werden.

Prentice schrieb die Biographie Henry Clay's im politischen Parteisinne und machte sich dadurch zu einem Bürger von Kentucky; denn als ein wohlhabender Politiker Ohio's merkte, daß die Jackson-Demokraten in Kentucky eifrig an der Arbeit waren, diesen Staat gegen Clay aufzuwiegeln, machte derselbe Prentice den Vorschlag mit ihm in Louisville eine Zeitung zur Vereitelung dieser Bewegung zu gründen. Die Vorrede zum Leben Clay's datirt sich vom 14. November 1830 und schon am 24. desselben Monats und Jahres erschien die erste Nummer des „Louisville Journal."

Prentice's kühnes Vorgehen erregte ungemeines Aufsehen. Seine hauptsächlichste Wirkung erzielte er durch kurze, epigrammatische Paragraphen, deren scharfer, schlagfertiger Witz auf seine Gegner wie tödtendes Gift wirkte. Er entpuppte sich allmälig als einer der geriebensten journalistischen Klopffechter, den die gesammte Zeitungsliteratur Amerika's zu verzeichnen hat. Die Kentuckier alten Schlags nannten ihn wegwerfend einen Yankee-Schulmeister, aber sie haßten ihn wie der Teufel das Weihwasser. Stets sorgte er, daß er die Lacher auf seiner Seite hatte. Alle gegen ihn gerichteten Angriffe schlug er siegreich nieder, und sein Blatt war bald das gelesenste, zugleich aber auch das gefürchtetste von Kentucky.

Einer der geriebensten Journalisten war damals Shadrach Penn, der in Louisville den „Advertiser" redigirte; derselbe hatte bisher alle seine Gegner mit der Feder zur Stadt hinausgetrieben, und er hielt sich daher

für unüberwindlich. Als Kampfhahn der demokratischen Partei versuchte er es auch, sein Müthchen an Prentice zu kühlen; doch der bittere Zeitungskrieg, der sich daraus zwischen beiden entspann und der sich über die Dauer von zehn bis zwölf Jahren erstreckte, endigte mit der Niederlage des Angreifers. Penn ging in Folge dessen nach St. Louis und gründete daselbst eine neue Zeitung, die er bis zu seinem vier Jahre darauf erfolgtem Tode redigirte.

Von nun ab gab es für den siegreichen Prentice erst recht keine Grenzen des journalistischen Anstands mehr. Ohne beständige Fehden konnte er überhaupt nicht leben. Einmal hatte er den Journalisten Trotter so niederträchtig in seinem Blatte angegriffen, daß ihm derselbe auf der Straße auflauerte und einen Schuß auf ihn abfeuerte, der aber fehl ging.

Das „Louisville Journal“ war eine Zeitlang das mächtigste Instrument der Whigpartei, besonders aber nach der Wahl des General Harrison zum Präsidenten der Vereinigten Staaten (1840). Von literarischer Bedeutung war es außerdem, weil in seinen Spalten viele junge Dichter, die sich späterhin einen Ehrennamen in der amerikanischen Literatur erwarben, ihre ersten Verse veröffentlichten. Diese Dichter fanden an Prentice einen wohlmeinenden Freund, der sich keine Mühe verdrießen ließ, wenn es galt, einem aufstrebenden Talente mit Rath und That hilfreich zur Seite zu stehen.

Als Prentice nach Louisville kam, war Jedermann in Kentucky, der etwas von sich dachte, ein professioneller Politiker, welcher von der Ansicht ausging, man könne seine Gegner nicht gemein genug behandeln. Da war

denn Prentice so recht an seinem Platze, — es war die Blüthezeit der Revolver-Journalistik. Seine Paragraphen branden wie heißes Eisen und fanden ihrer Originalität wegen sogar Eingang in Pariser und Londoner Zeitungen. Auf vieles Zureden seiner Freunde veranstaltete er 1859 davon eine Ausgabe unter dem Titel „Prenticeana", und es muß ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er alle gehässigen, lebende Personen betreffenden Bemerkungen, so großes Furore dieselben auch zur Zeit ihres ersten Erscheinens gemacht hatten, darin nicht berücksichtigt hat. Ueberhaupt besaß er eine versöhnliche Natur; hatte er einmal Einen mit der Feder unschädlich gemacht, so war er auch gleich wieder bereit, demselben im Falle der Noth seine Börse zur Verfügung zu stellen.

Außer seinem unerschöpflichen Witze hatte er auch noch ein anderes Element nach Kentucky gebracht, nämlich seine unverfälschte Knownothing-Gesinnung, die ihm von den Rittern des Südens sehr hoch angerechnet ward.

Im Jahre 1854 hatte sich zu Nashville eine aus Studenten bestehende geheime Gesellschaft gebildet, die den Einfluß der Katholiken und des gesammten fremdgeborenen Elementes zerstören sollte. „Amerika nur für Amerikaner" hieß ihr Wahlspruch. Jedermann, der auf den Namen eines Patrioten Anspruch machte, schloß sich dieser Verschwörung an, und bald wurde auch in Kentucky der wildeste Fanatismus gepredigt. Auch Prentice, wie überhaupt alle reichen und einflußreichen Louisviller, gehörten dieser Verbindung an, und daß es ersterer mit den Principien der Gesellschaft Ernst meinte, zeigte er bald durch seine zahlreichen gegen die Eingewanderten geschleuderten Donnerkeile. (Wir entnehmen diese Notizen

den Aufzeichnungen, die ein Bekannter Prentice's in dem „Louisville Commercial“ vom 8. Mai 1882 veröffentlichte.)

Als nun im Sommer 1855 Charles Morehead von der Knownothingspartei zum Kandidaten für das Gouverneursamt nominirt wurde und der Tag der Wahl erschien, brachen dann die offenen Feindseligkeiten aus. Die Mitglieder jener geheimen Logen, deren sich in Louisville allein sechs befanden, erschienen bis an die Zähne bewaffnet an den Wahlurnen, und bald entwickelte sich ein gräßliches Blutbad. Die Ausländer, besonders aber die Irländer, wurden wie Hunde niedergeschossen, und noch heute denken die alten Bewohner Louisville's mit Grausen an den „bloody Monday“. Prentice erschrak fast zu Tode, als er die Gräuel der Verwüstung erblickte, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er doch der intellektuelle Haupturheber derselben war. Und die Knownothings haben ihm seinen Dienst auch trefflich belohnt. Sie wußten, daß Prentice nicht sehr reich war und daß er mit seiner Familie gerne großartig lebte; sie kauften daher für die Summe von 35,000 Dollar ein stattliches Haus an der Walnutstraße und machten es ihm zum Geschenk. 1856 hielt er in dasselbe seinen Einzug; glücklich aber ist er darin nicht geworden.

Vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges trat Prentice, trotzdem er nicht das geringste Zeug zu einem öffentlichen Redner hatte, in mehreren nördlichen und südlichen Städten als Redner auf und hielt melancholisch gefärbte Vorlesungen über die amerikanische Nationalpolitik. Bald brach dann der Sturm los, und Prentice, der die Sonderbundsgelüste des Südens stets öffentlich und privatim energisch bekämpft hatte, unterstützte die Wahl Lincoln's.

Die Südländer gaben sich die erdenklichste Mühe, den Einfluß des „Louisville Journals“ für sich zu gewinnen, und Prentice pflegte späterhin öfters zu sagen, daß er ein reicher Mann sein könnte, wenn er damals keine Prinzipientreue besessen hätte. Waren ihm doch 250,000 Dollars geboten worden, wenn er sich hergeben wollte, die Sache des Südens zu verfechten.

So oft Prentice damals Washington besuchte, wurde er stets vom Präsidenten und den Mitgliedern des Kabinets mit der größten Auszeichnung behandelt. Bei einem ihm zu Ehren gegebenen Bankett sagte der Kriegsminister in einem auf Prentice ausgebrachten Toast, daß derselbe an der Spitze des Kriegsdepartements von Kentucky stehe. Es muß zugestanden werden, daß der Nichtanschluß Kentucky's an die südliche Konföderation zum großen Theile dem Einflusse Prentice's zuzuschreiben ist.

Prentice's Familienleben war nicht ohne bitteres Leid. Seine beiden Söhne, die ihre Ausbildung auf einer südlichen Militär-Akademie erhalten hatten, schwärmten für den Süden, und sobald der Krieg ausbrach, trat auch schon der jüngste Sohn in die konföderirte Armee ein. Der älteste, dem sein Vater in der Nähe Louisville's eine schöne Farm gekauft hatte, schloß sich 1862, trotzdem er seinem Vater das heiligste Versprechen gegeben hatte, sich nicht am Kriege zu betheiligen, Morgan's Kavallerie an, und einen Monat darnach wurde sein Körper zur Beerdigung nach Hause gebracht. Da befiel den alten Vater eine lange, düstere Schwermuth; sein Lieblingssohn lag im Grabe, und der Fortbestand der Union schien ihm sehr fraglich.

Seine besten Freunde waren Secessionisten; er aber

blieb standhaft in seiner Unionsgesinnung und schloß sich sogar einer freiwilligen Miliz an, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Louisville zur Stunde der Gefahr zu vertheidigen.

Auch an Clarence, dem jüngsten Sohne, erlebte er wenig Freude. Derselbe ging, als er das Kriegshandwerk satt hatte, nach Deutschland und lernte, wie in der oben angeführten Zeitung mitgetheilt wird, in einem dortigen Badeorte eine adelige Dame kennen, heiratete sie und nahm sie mit nach Amerika. Er quartirte sich mit derselben im Hause seines Vaters ein, aber bald gab dieselbe zu einem solchen Skandale Veranlassung, daß sie der unglückliche Schwiegervater nach New-York begleitete und wieder nach Deutschland zurückspedirte. Darauf zog der Sohn auf eine Farm und ergab sich dem Trunke; sein Vater hatte es schon längst gethan.

Nach dem Kriege war der Einfluß Prentice's dahin; das inzwischen herangewachsene Geschlecht bekümmerte sich noch wenig um ihn. Die Kontrolle seiner Zeitung gab er ab, arbeitete aber trotzdem noch ebenso fleißig wie früher dafür. Er starb am 22. Januar 1870 auf der Farm seines Sohnes; seine Frau war zwei Jahre vorher gestorben.

Prentice's Gedichte, die bereits die fünfte Auflage erlebt haben, sind nicht ohne Bedeutung. Die Form des sogenannten Blankverses behandelte er mit derselben Eleganz wie Bryant, doch geht ihm dessen geübter Blick für die feineren Details der Naturschönheiten ab. Das Gedicht: „The Closing Year“, in dem die Zeit als die kalte Herrscherin über alles Existirende gefeiert wird, kann ruhig als sein reifstes Produkt bezeichnet werden. Sym-

pathisch berührt auch das melancholische Gedicht: „An Infant's Grave“, welches sich auf ein einsames Kindergrab, das er auf seiner Wanderung durch Arkansas sah und auf welches er eine Blume pflanzte, bezieht.*) Aus allen seinen Gedichten weht eine wehmüthige Sehnsucht nach den Tagen der glücklichen Kindheit und nach der Ruhe des Grabes. Viele in der genannten Sammlung enthaltene Gedichte sind ursprünglich nicht für die Veröffentlichung geschrieben worden, und Piatt hätte unstreitig klüger gehandelt, wenn er dieselben der verdienten Vergessenheit nicht entrissen hätte.

Keine Literatur irgend eines anderen Kulturvolkes ist an gediegenen, Herz und Gemüth der ganzen Nation erfassenden und veredelnden Volksschriften so arm, wie die amerikanische. Der Grund dieses Umstandes ist lediglich in der Natur der socialen Zustände zu suchen. Der professionelle Schriftsteller schreibt nur für den momentanen Marktbedarf und hat dabei stets sein bestimmtes, sensationssüchtiges Publikum im Auge, dem er bereitwilligst alle Koncessionen macht. Seine Schriften werden daher gelesen, und zwar sehr viel gelesen — Volksschriften sind sie aber deshalb doch nicht. Volksschriften wurzeln im Gemüthe des Volkes und finden auch dort ihr Echo; aber die dem Gemüthsleben zu Grunde liegenden Bedingungen sind bei der amerikanischen Nation in solch geringem Maße vorhanden, daß sie nicht einmal das Bedürfnis zu einer entsprechenden Literatur hervorgerufen haben.

---

*) Uebersetzt in „Lieder aus der Fremde“ von Karl Knortz. Glarus 1887.

Jeder dieses Gebiet kultivirende Schriftsteller muß daher als Veredler angesehen und mit Freuden begrüßt werden; als solchen nennen wir denn in erster Reihe den einst berühmten und berüchtigten Redakteur des „La Crosse Democrat“ Mark M. Pomeroy, gewöhnlich „Brick“ Pomeroy genannt. Seine politische Richtung und journalistische Wirksamkeit wollen wir hier weniger berühren, sondern ihn nur als Verfasser einiger vielgelesener, von seinen zahlreichen Feinden aber stets ignorirter Bücher kennen lernen und dabei einige biographische Bemerkungen*) vorausschicken.

M. M. Pomeroy wurde am ersten Weihnachtstage 1833 in Elmira, Chemung Co., im Staate New-York geboren. Sein Vater war Uhrmacher und Juwelier daselbst; da aber sein Geschäft nicht sehr glänzend ging, so wanderte er nach Californien aus und „Brick“, dessen Mutter im ersten Jahre nach seiner Geburt gestorben war, blieb bis zu seinem sechszehnten Jahre der Obhut seines Oheims überlassen. Darnach nahm er seine Zukunft selbst in die Hand und ging nach Corning im Staate New-York, wo er als Lehrling in die Druckerei des „Corning Journal“ eintrat. Der jetzige Eigenthümer dieser Zeitung, Dr. George Pratt, bewahrt noch heute den Setzkasten auf, an dem der junge Pomeroy seine späterhin so erfolgreiche Laufbahn begann.

„Brick“ arbeitete mit Ausdauer und Fleiß, kargte mit Zeit und Geld und gab sich alle Mühe, sein erwachtes literarisches Talent auszubilden. 1857 ging er nach

*) Nach: „Leisure Hours. Monthly Magazine“ (Juni 1870) und „The Oswego Democrat“ vom 28. Mai 1870.

Horicon in Wisconsin und im Jahre darnach finden wir ihn als schlecht bezahlten Lokal-Redakteur an der „Daily News“ in Milwaukee. 1860 kaufte er von C. P. Sykes in La Crosse einen Antheil an „Union and Democrat“, einer starkverschuldeten Zeitung, die innerhalb zweier Jahre neun Mal gerichtlich ausgepfändet worden war und damals kaum 500 Abonnenten zählte. / Trotzdem die damalige politische Lage des Landes eine den Prinzipien der Demokratie sehr ungünstige und wenig verheißende war und man der Herausgabe eines jene Ansichten vertretenden Organs kein sehr ermuthigendes Prognostikon stellen konnte, so verschaffte trotz alledem Pomeroy's Talent als Editor und Geschäftsmann jenem Blatte binnen kurzer Zeit solchen Einfluß und solche Verbreitung, daß dieses nach vier Jahren in mehr als 300,000 Exemplaren gedruckt und in ganzen Wagenladungen nach allen Theilen der Union verschickt wurde.

Seine nichtpolitischen, dem Volksleben entnommenen und gewidmeten Skizzen, die er gewöhnlich in der Samstags-Nummer veröffentlichte, sind in sechs Bänden in New-York erschienen. Der erste führt den Titel: „Sense, or Saturday-Night Musings and Thoughtful Papers“, und ist den Männern, die Seelen haben, den Jünglingen, die Herzen haben, Allen, die besser und glücklicher sein möchten, und den aufrichtigen Freunden des Verfassers gewidmet. Der Inhalt behandelt bekannte und unbekannte Regeln der Klugheit und des Lebens in äußerst anziehender und zu Herzen sprechender Form; der Autor redet, wenn man den zuweilen sehr stark aufgetragenen und bei ihm sicherlich nicht erwarteten weltschmerzlichen Anstrich abrechnet, in der Weise des ehrwürdigen grauköpfigen Großvaters,

der die Straße des Lebens gewandelt und nun seine unter bitteren Erfahrungen errungene Lebensweisheit zu Nutz und Frommen seiner Angehörigen zum Besten gibt. Pomeroy's Styl ist kräftig, markig und schwungvoll; seine Sprache dringt zu Herzen und ist durch manche überraschende poetische wie sarkastische Wendung gewürzt. Trefflich weiß er den Vorkommnissen des täglichen Lebens eine interessante, ideale Seite abzugewinnen, den mit seinem Geschicke Unzufriedenen zu beruhigen und den Strebsamen zu ermuntern. Das genannte Buch ist also eine echte Hauspostille, zu lesen am Samstag Abend, wenn die Woche mit ihren Mühen und Sorgen vorbei und die Zeit zur beschaulichen Ruhe gekommen ist.

Als Seitenstück dazu gilt Pomeroy's zweites Werk: „Nonsense, or Hits and Criticisms on the Follies of the Day", eine Eisenbahn-Lektüre, vom köstlichsten Humor übersprudelnd. Der Autor erzählt seine urkomischen Erlebnisse beim ersten Schlittschuhlaufen; er gibt eine saftige Anleitung zum gefühlvollen Küssen; er beschreibt die Blocksbergstänze, grauenvolle Pantomimenstücke und galante Abenteuer eines Muskitoschwarmes, den er mit Whisky besoffen gemacht hatte; er bringt die ausführlichen Verhandlungen einer neuengländischen Nähgesellschaft; er erzählt uns von einer Fischpartie in Connecticut, die mit einem schrecklichen Rausche und einem höchst merkwürdigen Monologe endigt; er liefert uns die Biographie seines Hundes, dessen Schwanz so kurz wie das Gebet eines schlechten Menschen war; er läßt uns einen tiefen Blick in seine zahlreichen Liebes-Angelegenheiten thun; er bringt uns einen Bericht über die Versammlung der Schul-Mamsellen zu La Crosse, in welcher die pädagogisch höchst

wichtige Frage verhandelt wurde, ob es den Knaben aus Disciplinargründen noch fernerhin gestattet werden sollte, die Hosen hinten verschlossen zu tragen 2c.

Pomeroy's drittes Werk: „Saturday Nights“ ist in New-York geschrieben, wohin er inzwischen wegen Herausgabe eines größeren demokratischen Tageblattes übergesiedelt war. Er behandelt darin größtentheils die Nachtseiten des menschlichen Lebens, wozu ihm das Material sehr nahe lag. Es ist in dem moralisirenden Tone seines ersten Buches geschrieben; statt der dort anheimelnden Gefühlswärme tritt uns jedoch hier mehr eine krankhafte, mitunter abstoßende Sentimentalität und ein vom Weltschmerz zu sehr angekränkeltes Gemüth entgegen. Das Buch ist dem Arbeiterstande gewidmet, als dessen Anwalt und Freund sich der Verfasser einführt. Er setzt sich am Samstag Abend zu dem Taglöhner hin und rechnet ihm vor, was ihm vom erhaltenen Lohne übrig bleibt und was er damit anfangen kann; er begleitet ihn in die Schänke, auf den Kirchhof und zeigt sich überall als edler, väterlicher Freund. Seine übrigen Werke desselben Karakters sind „Gold Dust“, „Brick Dust“ und „Home Harmonies“.

Nachdem die New-Yorker Zeitung, in der er diese Artikel veröffentlichte, eingegangen war, zog sich Pomeroy nach Chicago zurück, woselbst er seine schlagfertige Feder für die Prinzipien der demokratischen Partei, mit der er durch Dick und Dünn geht, in beständiger Bewegung hält. Während des Bürgerkrieges trug er gerade keinen besonderen Patriotismus und Enthusiasmus für die Sache des Nordens zur Schau, und trotzdem er sich als sogenannten Friedensdemokraten betrachtet sehen wollte, wäre

ihm doch offenbar die Unabhängigkeit des Südens mit obligater Sklaverei viel lieber gewesen, als eine mit dem Schwerte erkämpfte Union. Sein Einfluß in der Gegenwart ist bereits gänzlich verschwunden*).

Der übrigen Größen der Tagespresse wollen wir jedoch in weniger Worten gedenken.

Horace Greeley, der Gründer der New-Yorker „Tribune", wurde 1811 zu Amherst in New-Hampshire als Sohn eines Farmers geboren. Nachdem er Jahre lang in verschiedenen Plätzen als Schriftsetzer gearbeitet hatte, kam er nach New-York, woselbst er den Winkelhaken mit der Feder vertauschte und Journalist wurde. Doch erst durch die Herausgabe des „Log Cabin", eines Campagneblattes zur Unterstützung der Präsidentschaftskandidatur Harrison's, ward er auf einmal in den ganzen Vereinigten Staaten als gewiegter Journalist und eifriger Politiker bekannt. 1841 gründete er die „Daily Tribune" und machte dieselbe bald durch seine umsichtige Leitung und durch Heranziehung tüchtiger junger Kräfte, wie John Hay, Bayard Taylor, Margaret Fuller u. s. w. zu einer viel gelesenen und einflußreichen Tageszeitung. Greeley entfaltete als Redakteur einen fabelhaften Fleiß und schrieb außer seinen Leitartikeln noch ein Werk über Nationalökonomie („Political Economy", Boston 1870), dann „The American Conflict", eine Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, wovon auch eine deutsche Uebersetzung existirt, und seine Autobiographie unter dem Titel: „Recollections of a Busy Life" (New-York 1868), ein höchst interessantes Werk von allgemeinem Interesse. 1872 trat

*) Siehe „Life of Mark M. Pomeroy." By Mrs. Mary E. Tucker. New-York 1868.

er als Präsidentschaftskandidat auf, wurde jedoch im Wahlkampf von seinem Gegner, Gen. Grant, besiegt. Ein Jahr darnach starb er.

Der Journalist Parke Godwin ist 1816 in Paterson, N. J., geboren; er studirte Jurisprudenz und war von 1837—1853 mit seinem Schwiegervater William Cullen Bryant, dem Herausgeber der „Evening Post" associrt. Mit dieser Zeitung steht er heute noch in Verbindung. Außer seinen journalistischen Arbeiten schrieb Godwin „View of the Doctrines of Charles Fourier", „Constructive Democracy", und die Novelle „Vala", die auf Erlebnissen der Sängerin Jenny Lind beruht; dann übersetzte er Zschokke's Erzählungen und einen Theil von Goethe's „Aus meinem Leben". Außerdem gab er 1884 im Appleton'schen Verlage zu New-York Bryant's sämmtliche Werke, Briefe und Tagebücher in 6 Bänden heraus.

Charles A. Dana (geb. 1819), der Redakteur der New-Yorker „Sun", hat sich außer durch seine editoriellen Arbeiten durch die große vielverbreitete Anthologie „Household Book of Poetry" allgemein bekannt gemacht. Als Leiter der „Sun" aber hat seine mitunter merkwürdige Richtung und Anschauung nur Wenige befriedigt.

Der aus Irland stammende und in Philadelphia gestorbene Journalist R. S. Mackenzie war ein sehr fruchtbarer Bücherschreiber, dem wir die dreibändige Kunstnovelle „Titian", eine Anzahl Erzählungen sowie Biographien von Dickens und Walter Scott verdanken. Außerdem gab er De Quincey's und Lady Morgan's Schriften heraus und besorgte auch eine Ausgabe der „Noctes Ambrosianae".

Albert D. Richardson (1833—1869), der als reisender Korrespondent der „Tribune“ über den amerikanischen Süden und Westen gediegene Artikel lieferte und der als nördlicher Berichterstatter zur Zeit des Bürgerkrieges gefangen genommen wurde und zwanzig Monate lang in südlichen Gefängnissen schmachten mußte, ist Verfasser der früher viel gelesenen Werke „The Field, The Dungeon, and the Escape“, „Beyond the Mississippi“ und „Personal History of Ulysses S. Grant“. Richardson wurde im Dezember 1869 durch Daniel McFarland, den geschiedenen Gatten seiner Frau, der Schriftstellerin Abbey Sage Richardson, erschossen.

Samuel Bowles (1826—1878) übte lange Jahre als Redakteur des „Springfield Republican“ auf die politischen Verhältnisse seines Landes und Staates (Mass.) einen gewaltigen Einfluß aus. Er veröffentlichte die Reiseschriften „The Switzerland of America“, „Our New West“ und mehrere andere über dasselbe Thema. (Siehe „The Life and Times of Samuel Bowles“. By George S. Merriam. 2 Bände, New-York 1885.)

Henry J. Raymond (1820—1869) ist Gründer der New-Yorker „Times“ und Verfasser einer unbedeutenden Biographie Grant's. Augustus Maverick hat seiner journalistischen Bedeutung in dem Werke „Henry J. Raymond and the New York Press“ Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Charles Nordhoff, ein Deutscher, der in seinem 14. Jahre nach Amerika kam und eine Zeitlang in der Marine diente, hat sich außer durch sein journalistisches Wirken und seine Agitation zur Einführung des Freihandels durch die Schriften „Man-of-war Life“, „Nine

Years a Sailor", „Whaling and Fishing" und durch das große, aus sorgfältigen Studien und ausgedehnten Reisen hervorgegangene Werk „The Communistic Societies of the United Staates" (New-York 1875) zu einem beliebten und vielgelesenen Schriftsteller gemacht.

Ferner verdienen noch W. H. Hurbut, E. L. Godkin, der Gründer der „Nation", John R. Thompson, George Ripley, Townsend („Gath"), Whitelaw Reid, James W. Simonson, Charles C. Coffin, Robert B. Coffin, Curtis und Samuel J. Prime unter die hervorragendsten Journalisten gezählt zu werden.

Die Nationalökonomie ist eine Wissenschaft der Neuzeit und die Verallgemeinung des Studiums derselben ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Zeitverhältnisse uns die Lösung brennender socialer Fragen zur Aufgabe gemacht haben. Ehe der Amerikaner Henry C. Carey (geb. 15. Dezember 1793, gestorben 13. Oktober 1879) mit seinen epochemachenden Schriften an die Oeffentlichkeit trat, war es hauptsächlich England gewesen, welches wenigstens die hohe Bedeutung jener Wissenschaft demonstrirt hatte. Aber die damaligen Nationalökonomen waren größtentheils spekulative Philosophen, die sich noch nicht einmal in Bezug auf die Definition der technischen Ausdrücke ihrer Lehren, viel weniger aber über die eigentlichen Facta, auf welche sie ihre Ansichten gründeten, einigen konnten. Es ging ihnen, wie den Leuten beim Thurmbau zu Babel: keiner verstand den anderen recht. Erst dem klardenkenden Amerikaner Carey war es vorbehalten, Ordnung in die Behandlung der zahlreichen national-ökonomischen Fragen zu bringen und die Hohlheit der bisher herrschenden englischen Systeme durch unan-

tastbare Thatsachen zu widerlegen. Trotzdem ihn nun die „Westminster Review" den überzeugendsten und originellsten Schriftsteller der Zeit nannte, ist seinen Werken doch im Allgemeinen in England wenig Anerkennung geworden und dies ist auch leicht erklärlich; denn Carey vertrat als amerikanischer Patriot die Lehre des Schutzzolles, wohingegen England stets dem Prinzipe des Freihandels huldigte.

Amerika hatte sich in politischer Hinsicht von England losgeschlagen und es sollte sich nun auch industriell von ihm unabhängig machen und dies konnte nur dadurch geschehen, daß die englischen Waaren vom amerikanischen Markte ausgeschlossen wurden, und daß das amerikanische in industriellen Unternehmungen angelegte Kapital gegen die Konkurrenz der Fremde geschützt wurde. Ohne den Schutzzoll wären in Amerika die unerschöpflichen Schätze des Bodens ruhig liegen geblieben; denn Jedermann hätte den Freihändlern beigepflichtet und gesagt, daß wir Alles viel billiger importiren können. Wie man aber im Kriege die Häfen und Städte gegen feindliche Angriffe befestigt, so hat auch jede Nation die Pflicht, sich im Frieden gegen das Ausland zu wehren und Alles aufzubieten, daß sie auf eigenen Füßen stehe. Man mag dies nun anstatt Patriotismus nationalen Egoismus nennen; aber die Geschichte hat gezeigt, daß durch denselben die amerikanische Industrie ins Leben gerufen und eine Großmacht geworden ist. Unbeschränkte Handelsfreiheit gehört, wie so viele andere Freiheiten, in das Reich der Träume; wenigstens vorläufig noch. Wir haben hier keine Verpflichtungen gegen das Proletariat Europas; noch viel weniger aber soll es in einem von der Natur so über-

aus gesegnetem Lande unsere Aufgabe sein, den Erzeugnissen fremder Industrie zollfreien Eingang zu erlauben und dadurch unseren Arbeiterstand mit europäischen Hungerlöhnen abzuspeisen. Der Schutzzoll, dem sich Carey mit Leib und Seele verschrieben hatte, ist also ein wesentlicher Bestandtheil unserer nationalen Unabhängigkeit und ohne denselben wären heute noch zahlreiche Gegenden vom Urwalde bedeckt, wo sich nun blühende Städte und Niederlassungen befinden.

Henry C. Carey war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller. Seine Hauptwerke bestehen aus 13 Bänden; außerdem schrieb er über die Fragen der Zeit eine große Anzahl Broschüren, die zusammen über 3000 gedruckte Seiten füllen und aus seinen in verschiedenen Zeitungen veröffentlichten Aufsätzen ließen sich noch mehrere Bände zusammenstellen. (Eine bibliographische Uebersicht seiner sämmtlichen Schriften befindet sich S. 37—39 in William Elder's „Memoir of Henry C. Carey", Philadelphia 1880.) Für alle diese literarischen Arbeiten erhielt und verlangte er niemals einen Cent Honorar, und trotzdem die Amerikaner die besten Bücherkäufer der Welt sind, so hat die Herstellung der Carey'schen Hauptwerke doch Tausende von Dollars mehr gekostet, als sie eingebracht haben.

Vor dem Jahre 1835, also vor seinem 42. Lebensjahre, hatte sich Carey sehr wenig um die Nationalökonomie bekümmert; er hatte sich allerdings mit den Lehren Adam Smith's und seiner Schule vertraut gemacht, sich aber durchaus keine selbstständige Meinung über den Werth und die Bedeutung derselben für Amerika gebildet. Als ihm nun im genannten Jahre zufällig die Vorlesungen Senior's, eines Engländers, der damals in

national-ökonomischen Fragen als Hauptautorität angesehen wurde, in die Hände fielen und er die Unhaltbarkeit der darin vertretenen Ansichten über die Lohnfrage und den Stand der arbeitenden Klassen erkannt hatte, machte er sich daran, dieselben überzeugend zu widerlegen.

Nachdem er die betreffende Schrift veröffentlicht hatte, konzentrirte er seine ganze Kraft und Fähigkeit auf den einmal lieb gewonnenen Gegenstand, sodaß er schon in den Jahren 1838—40 sein dreibändiges Werk „Principles of Political Economy“ erscheinen lassen konnte. Er behandelt darin seinen Gegenstand allerdings nicht mit derselben Entschiedenheit und Unabhängigkeit wie in seinen späteren Schriften, denn Carey stand damals doch noch zu sehr unter dem geistigen Einflusse der britischen Nationalökonomen. Als er aber im Jahre 1842 sah, daß sich Amerika infolge der Einführung des Schutzzolles wunderbar schnell vom finanziellen Ruin erholte, und er zu der felsenfesten Ueberzeugung kam, daß Amerika über dem Freihandelssysteme verarmen würde, da warf er alle Theorien von Ricardo, Malthus u. s. w. bei Seite und trat als geharnischter Kämpe für den Schutzzoll auf. Sein 1848 erschienenes Buch „Past, Present and Future“ bezeichnet eine neue Aera in der Geschichte der Nationalökonomie.

Denselben unabhängigen und entschiedenen Standpunkt vertrat Carey in seiner mit zahlreichen statistischen Beweisen ausstaffirten „Harmony of Interest“, (1852). 1853, also zu einer Zeit, in der sich in der ganzen civilisirten Welt, besonders aber in England, infolge von Beecher-Stowe's „Onkel Tom“ ein Sturm gegen die

amerikanische Sklaverei erhob, veröffentlichte Carey sein Buch „Slave Trade", in dem er gerade dem heuchlerischen England, dem er infolge seiner irländischen Abkunft so wie so nicht sehr geneigt war, eine Form der Sklaverei innerhalb seiner Grenzen zeigte, gegen welche die der amerikanischen Südstaaten noch human zu nennen war. Daß er gegen das Institut der Negersklaverei war, ergibt sich schon aus seinen Ansichten über das Verhältnis des Kapitals zur Arbeit; jeder Arbeit gebühre ein entsprechender Lohn, der nach Gutdünken des Individuums verwendet werden dürfe. Die Negersklaverei habe weder Hungersnoth, ansteckende Krankheiten noch Verarmung hervorgebracht; wo sich aber England mit seinen civilisatorischen Gelüsten festgesetzt habe, seien stets die ersten und heiligsten Grundsätze der Humanität mit Füßen getreten worden.

1858—59 erschien Carey's dreibändiges Werk „Principles of Social Science". Da ein großer Theil seiner Schriften, weil er darin den bisher von namhaften Nationalökonomen als Evangelium ausposaunten Lehren mit schwerwiegenden Beweisgründen gegenüber treten mußte, polemischer Natur ist und dadurch dem größeren Publikum ungenießbar geworden sind, so übernahm es 1864 Miß McKean unter Aufsicht des Verfassers die Hauptlehren in einem „Manual of Social Science" zusammen zu stellen. Drang doch auch Adam Smith's schwerfälliges Werk „The Wealth of Nations" durch die populäre Bearbeitung von J. B. Say erst recht in das Publikum.

Carey war in jeder Hinsicht Autodidakt. Sein Vater, ein Buchhändler in Philadelphia, schickte ihn schon in seinem zwölften Jahre nach Baltimore, um einem dortigen

Zweiggeschäft vorzustehen. Die Briefe, die der „Miniature Bookseller“, wie er damals scherzweise in Geschäftskreisen genannt wurde, nach Hause schrieb, werden von seiner Familie heute noch als theure Reliquien aufbewahrt. 1814 wurde er Theilhaber am Geschäfte seines Vaters und als sich letzterer 1821 zur Ruhe setzte, verband sich der junge Carey mit dem Verleger Lea und beide hatten damals das größte Verlagsgeschäft in den Vereinigten Staaten. 14 Jahre darauf trat Carey als reicher Mann in das Privatleben zurück und widmete von nun an seine ganze Zeit den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes. Wo es irgendwo galt, eine gute Sache mit Wort und That zu unterstützen, da stand er stets in der vordersten Reihe. Er war Mitglied verschiedener Clubs und ein regelmäßiger Besucher des Schauspiels und der Oper. Seine persönlichen Freunde besuchten ihn an einem bestimmten Abende der Woche, welche Versammlungen unter dem Namen „Carey Vespers“ bekannt waren und die besonders während des amerikanischen Bürgerkrieges nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung blieben.

Carey erfreute sich zeitlebens einer eisernen Gesundheit; auch seine geistigen Kräfte blieben bis an sein Ende frisch. Bei seinem Tode schenkte er seine werthvolle Bibliothek der Pennsylvania-Universität und bedachte seine Adoptivtochter, sowie seine Freunde mit bedeutenden Legaten. Zu denselben gehörte auch der bekannte Dr. Eduard Dühring in Berlin, der seiner Vorliebe für den modernen Sozialismus wegen, von der Universität in genannter Stadt so unnobel behandelt worden war. Dühring, dem Carey auch sein letztes großes Werk „Unity in Law“ gewidmet hat, ist unstreitig der tüchtigste und ge-

diegenste Vertreter der Carey'schen Volkswissenschaftslehre und hat die Vorzüge und Verdienste derselben in mehreren Schriften vorurtheilsfrei dargelegt. Der unstäte und unglückliche, aber gründlich gelehrte Friedrich List ist nicht, wie dies häufig geschehen ist, als Schüler Carey's zu betrachten, denn er veröffentlichte ja sein Hauptwerk vor dem ersten schriftstellerischen Auftreten desselben. Für seine einflußreichsten Schüler aber gelten in Amerika erstens der verstorbene Horace Greeley, den Carey oft in seiner „Tribune" die Freihandelsträume Bryant's in ihrer Hohlheit darstellen ließ und der eine im Carey'schen Geiste gehaltene, aber sehr populäre „Political Economy" schrieb; und zweitens Prof. Albert S. Bolles, der das lesbare Buch „Conflict between Capital and Labor" schrieb und eine große „Industrial History of the United States" (Norwich, Ct., 1879) herausgab.

Einige Werke Carey's sind in die deutsche, französische, italienische, schwedische, russische, ungarische, portugiesische und japanesische Sprache übersetzt worden.

Seit Adam Smith's berühmtem Buche über den Reichthum der Völker haben wenig Schriften die Gelehrten und Ungelehrten, welche die Wichtigkeit der sozialen Fragen der Gegenwart erkannt haben, so sehr beschäftigt und solche geistige Anregung gewährt, wie das Werk „Progress and Poverty" von Henry George. Eine deutsche Uebersetzung desselben veranstaltete C. D. F. Gütschow (Berlin 1881); die bedeutendsten Blätter Frankreichs veröffentlichten Auszüge aus dem Buche und dadurch, daß davon in Amerika und England billige Ausgaben veranstaltet wurden, hat es seinen Weg in alle Volksklassen gefunden und auch schon

in mannichfacher Weise seine Wirkung und seinen Einfluß auf das öffentliche Leben geäußert.

Das Werk „Fortschritt und Armuth" enthält ein vollständig ausgearbeitetes System der Sozialwissenschaften in klarer, frischer und poetischer Sprache. George's Angriffe sind gegen die Malthus'sche Bevölkerungstheorie und gegen die herkömmliche Lehre von der Arbeitsentschädigung (Löhne) gerichtet; er will das individuelle Besitzrecht auf den Grund und Boden abschaffen und den Staat zum alleinigen Landbesitzer, dem eine Grundrente bezahlt werden soll, machen. Er deckt die Schwächen früherer Nationalökonomen mit unvergleichlicher, schonungsloser Schärfe auf und beweist auf das Klarste, daß alle Arbeitersparenden Erfindungen uns doch nicht das verheißene goldene Zeitalter gebracht, sondern nur einige mit allem Komfort ausgestattete Paläste in die Mitte grenzenlosen Elendes gestellt haben. „Noth herrscht da, wo stehende Armeen am Marke des Landes nagen und da, wo sie nicht existiren; Armuth ist zu finden, wo man dem Schutzzoll oder dem Freihandel huldigt; Elend ist, wo das Geld aus Papier oder aus Gold besteht. Wo die Werkzeuge der Produktion am vollkommensten sind, herrscht die größte Armuth. In neuen Ländern, wo die Ansammlung von Reichthümern in den Händen Weniger noch nicht gefunden wird und wo also Jeder zum Arbeiten gezwungen ist, sieht man allerdings nicht den Wohlstand alter, längst besiedelter Gegenden; dafür aber werden wir daselbst nicht durch den Anblick der Armuth erschreckt; dort gibt es keinen Luxus, aber auch kein Elend. Dichtere Ansiedlung aber und Benutzung der Maschinen liefern

uns gleich ein anderes, unerquickliches Bild; im Schatten der Hochschulen lungern Vandalen und neben den Palästen stehen die Armenhäuser. So gehen Kultur und Armuth stets Hand in Hand; die Vermehrung der Produktionskraft vergrößert das Elend und erweitert die Kluft zwischen Armen und Reichen. So wie ein Dorf zur Stadt wird, zeigen sich auch schon die Spuren des Pauperismus." Hier stehen wir vor der Sphinx unserer Zeit; Henry George hat sich nicht vor ihr gefürchtet, sondern sich muthig an die Lösung ihrer Räthsel gewagt. „Der Fortschritt", sagt er, „der nur zur Anhäufung großen Reichthumes in den Händen Weniger dient, ist kein wirklicher Fortschritt, sondern eher das Gegentheil."

Sein Hauptmittel zur Beseitigung der von ihm so anschaulich beschriebenen Uebelstände besteht, wie bereits gesagt, in der Abschaffung des individuellen Rechtes auf Grund und Boden; letzterer soll, wie die Luft, Gemeingut Aller sein. In England befinden sich zum Beispiel fünf Sechstel alles Grundbesitzes in den Händen von 30,000 Personen, welche somit das gesetzliche Recht haben, alle übrigen Menschen aus dem Lande ihrer Geburt zu vertreiben. Das Land soll also, nach George, dem Staate gehören und der Bewohner oder Bebauer desselben soll nur auf seine demselben entnommenen Produkte ein individuelles Anrecht haben. Ob dadurch die von George geweissagten Tage des Glückes hereinbrechen würden, ist mindestens sehr fraglich.

Henry George wurde am 2. September 1839 zu Philadelphia geboren. In seinem dreizehnten Jahre that ihn sein Vater, ein mit Kindern reich gesegneter Zollhaus-

beamter, in ein kaufmännisches Geschäft, in dem er es jedoch nur sehr kurze Zeit aushielt. Dann ließ er sich als Schiffsjunge anwerben und ging nach Australien und den ostindischen Inseln. Zurückgekehrt trat er als Lehrling in eine Druckerei ein; aber auch diese Beschäftigung gefiel ihm nicht auf die Dauer, so daß er abermals zur See ging. Auf diese Weise kam er nach San Francisco, woselbst er zuerst als Goldgräber sein Glück vergeblich versuchte, dann aber wieder zum Schriftsetzerhandwerk zurückgriff. 1867 erhielt er an einer Zeitung der genannten Stadt die Stelle als Lokalreporter, und als er das Jahr darauf in Geschäften New-York besuchte und daselbst die Extreme des Reichthums und der Armuth kennen lernte, regte sich in ihm der zukünftige Nationalökonom und er fing an, die Ursachen dieser Mißverhältnisse zu studiren. Die Ergebnisse seiner ersten Studien legte er in dem Pamphlet: „Our Land and Land-Policy" (1871) nieder. Sein feindliches Auftreten gegen die mächtige Pacific-Bahngesellschaft kostete ihn seine einträgliche Stellung als Redakteur in San Francisco; jenes Monopol brachte die betreffende Zeitung einfach käuflich an sich und machte sie zu ihrem Organe. Darauf (1871) gründete George mit zwei Freunden die „San Francisco Post"; doch verkaufte er nach vier Jahren seinen Antheil daran. Dann arbeitete er sein Werk „Progress and Poverty" aus und nahm seinen Wohnsitz in New-York, wo er noch schriftstellerisch thätig ist. Er veröffentlichte außer den bereits genannten Schriften „Social Problems" und „Protection and Free-Trade" (1886). In letztgenanntem Werke tritt er als Verfechter des Freihandels auf. Auch

hat er die irische Frage an Ort und Stelle studirt und ist bei dieser Gelegenheit auch der unfreiwillige Gast eines englischen Gefängniswärters geworden.*)

Charles Reemelin, ein Politiker und Nationalökonom von Ohio, dessen eigentlicher Name Karl Rümelin ist, stammt aus dem Königreich Würtemberg und kam in seinem 18. Jahre (1832) nach Cincinnati, woselbst er sich mit großem Erfolge merkantiler Beschäftigung widmete und nachdem er durch dieselbe zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangt war, sich eifrig an der Politik betheiligte und auch mehrere öffentliche Ehrenämter bekleidete.

Er gehörte der demokratischen Partei an, ohne jedoch mit allen Maßregeln derselben einverstanden zu sein, und gar oft hat er gegen dieselbe in der deutschen wie englischen Presse Ohio's seine Stimme erhoben. Außer zwei englischen Büchern über den Weinbau, dem er mit großer Vorliebe auf seiner Farm bei Cincinnati obliegt, schrieb er: „Politics as a Science" und „A Critical Review of American Politics". Letzteres Werk, ein sehr umfangreiches Buch, das 1881 zugleich in London und Cincinnati erschien, bildet gewissermaßen sein politisches Testament, in dem er sich unverholen über die Schatten des amerikanischen Parteigetriebes ausspricht und es an wohlgemeinten Verbesserungsvorschlägen nicht fehlen läßt. Der herrschenden politischen Korruption gegenüber will er in einer streng durchgeführten Civildienstreform einen Damm entgegenstellen und das Freibeutesystem der Fabrikanten

*) In der Neuzeit hat Edward Bellamy's sozialistischer Zukunftstraum „Looking backward" (deutsch von G. Malkowski, Berlin 1889) großen Anklang und eine fast beispiellose Verbreitung gefunden.

durch die Einführung des Freihandels vernichten. Seine Kritik der amerikanischen Bundesverfassung hat Manches für sich; zu bedauern ist übrigens, daß er vorzugsweise gerade die wunden Punkte berührt und überhaupt sich viel zu viel als Pessimist gerirt. Auch sein in einzelnen Kapiteln sehr ungleicher Styl gefällt uns nicht immer; es finden sich hin und wieder einige grobe Verstöße gegen die englische Grammatik und dann schmecken viele Ausdrücke zu sehr nach dem Wörterbuche.

In der sozialen Frage, die sich doch im Grunde nur um das Mein und Dein dreht, nimmt Prof. Sumner vom Yale College einen eigenthümlich konservativen Standpunkt ein, wie das hauptsächlich aus seiner Schrift „What Social Classes owe to Each Other“ (New-York 1883) hervorgeht. Er huldigt dem alten Prinzip des „Laissez faire“ und da er an den gegenwärtigen Verhältnissen nicht viel auszusetzen hat und glaubt, dieselben seien so gut, wie man nur erwarten könne, so braucht man natürlich auch keine ernstlichen Vorschläge zur Abhilfe existirender Uebelstände von ihm zu erwarten. Seine Ansichten über Kapital, Arbeit, Land, Monopole u. s. w. sind einfach die herkömmlichen alten, wie sie in Amerika von Greeley und Bolles, welche jedoch nicht, wie es Sumner thut, dem Freihandel huldigen, längst verbreitet worden sind. Unter dem Staate, der die Verpflichtung hat, Jedem Frieden, Ordnung und Recht zu garantiren, versteht er einfach das Volk, das zur Realisirung dieser Aufgabe meistentheils schlechte Beamte wählt und das sich dann gewöhnlich späterhin über das Resultat seiner politischen Thätigkeit beklagt. Von einem Klassenunterschied, wie Reiche und Arme, Arbeiter und Arbeitgeber, will er nichts

wissen; noch viel weniger von dem an der einen oder andern Klasse begangenen Unrecht, von dem wir in der Neuzeit so viel zu hören haben. Er theilt die Menschen einfach ein in zufriedene und unzufriedene; Jeder, dem nicht alle Wünsche befriedigt würden, sei geneigt zu klagen; aber er solle nur bedenken, daß er sich nur durch saure Wochen frohe Feste erringen kann und daß er kein Recht hat, dies durch die Anstrengungen und Ersparnisse Anderer zu verlangen. Soziale Gleichheit involvirt nach Sumner das Aufgeben gewisser individueller Freiheiten. Daß nicht jeder Mensch alle seine Wünsche befriedigen kann, hat seinen Grund in natürlichen Uebelständen, die der eine besser und leichter als der andere bekämpfen kann.

Nach den Ansichten gewisser Weltverbesserer scheint es nicht allein eine Schande, sondern sogar ein Verbrechen zu sein, wenn Jemand reich oder wohlhabend ist und sie wollen daher dadurch das Gleichgewicht herstellen, daß sie dem Unglücklichen das Geld zusprechen, das sich ein anderer verdient und erspart hat. Nun aber leben wir im Lande der Selbsthilfe und glauben, daß nur der „pauper“, also derjenige, der sich infolge körperlicher Fehler nicht selber helfen kann, ein Recht hat, auf Kosten der Gesammtheit zu leben. Die Weltgeschichte ist nach Sumner nichts anderes als eine ermüdende Wiederholung menschlicher Bestrebungen, auf Kosten des Gemeinwesens herrlich und in Freuden zu leben; dies haben die Aristokraten, Autokraten, Theokraten, Priester und Generäle zu allen Zeiten gethan und wer nun glaubte, dadurch, daß er denselben ihre errungenen Vorrechte nahm und sie den Bauern und Handwerkern verlieh, Ordnung und Recht auf einmal zu schaffen, gab sich einem gewaltigen Irrthum hin.

In einem demokratischen Gemeinwesen müssen sich die Rechte und Pflichten der Bürger das Gleichgewicht halten; einen Klassenunterschied in politischer Hinsicht gibt es also nicht. Jeder ist frei und unabhängig; nur der nicht, der auf die Unterstützung Anderer angewiesen ist. Der Staat sichert allen seinen Bürgern gleiche Rechte; im Uebrigen aber muß Jeder selber seines Glückes Schmied sein. Zu letzterem Zwecke wird jeder in seiner Jugend gelehrt, fleißig und sparsam zu sein; ist nun der Besitz von Kapital ein Verbrechen, so ist unsere ganze herkömmliche Erziehung ebenfalls ein Verbrechen. Es ist lobenswerth, wenn sich ein Mensch durch eigene Thätigkeit von den Fesseln der Armuth befreit; soll er aber, nachdem er wohlhabend geworden ist, plötzlich als Gemeinschaden angesehen werden?

Sumner hält im grellen Gegensatze zu der Neuzeit das Ansammeln großer Reichthümer in den Händen Einzelner für eine nationale Wohlthat und führt zum Beweise das Beispiel des New-Yorker Kaufmanns und Millionärs Stewart an. Stewart, sagt er, ward deshalb reich, weil er sein Geschäft besser als seine Kollegen verstand; welcher Unsinn nun wäre es gewesen, hätte man ihm gesagt: Du mußt dein Handelshaus aufgeben und darfst uns keine Waare verkaufen!

Eine wachsende Centralisation des Kapitals ist nach Sumner im Interesse der Civilisation dringend geboten. Ohne Kapital ist überhaupt jede Civilisation undenkbar; Kapital ist Macht und das Leben ein Kampf. Die Klagen über Armuth, Unwissenheit und Rohheit modifizirt er dahin, daß ein großer Theil der Menschen auf seinem Marsche zur Civilisation hinter dem anderen zurückgeblieben

sei, was übrigens auch in alle Zukunft der Fall sein werde. Sumner's Lehre also ist: Werde reich, oder wie Shakespeare sagt: Thue Geld in deinen Beutel, damit du an den Errungenschaften und Annehmlichkeiten der Civilisation theilnehmen kannst.

Seine Raisonnements sind überhaupt kühl bis ins Herz hinan. Daß die Großindustrie soziale Uebelstände schafft, ignorirt er und erspart sich dadurch die Mühe, den alten Mitteln zur Beseitigung derselben neue hinzuzufügen. Von den Strikes hält er nicht viel, doch gibt er die Berechtigung derselben zu. An den Arbeiterverbindungen tadelt er und zwar mit Recht, daß sie größtentheils zu unpraktisch aufträten und daß sie sich zu bereitwillig von politischen Demagogen nasführen ließen.

Jede Regierungsunterstützung für irgend eine besondere Klasse weist er energisch zurück, da in einem freien Lande jeder Bürger seine Privatverhältnisse selber regeln solle. Daß unter einer demokratischen Regierungsform eine sogenannte Plutokratie leicht zur Herrschaft gelangen könne, gibt er zu; wenn aber dieses geschehe, so geschehe dies nur durch den Willen des Volkes, das den Geist der Selbstregierung noch nicht erfaßt hat. Wer frei sein will, muß es auch verstehen, die Freiheit zu wahren. Die Masse ist im Besitze des Stimmrechtes; macht es nun von demselben schlechten Gebrauch, so ist es selber für die üblen Folgen verantwortlich. Das Problem der bürgerlichen Freiheit ist ein Proteus; in immer neuen Gestalten tritt es auf und es erfordert beständige Wachsamkeit, als Sieger das Feld zu behaupten.

Prof. Sumner wurde 1840 zu Paterson in New-Jersey geboren. 1863 vollendete er seine Studien am

Yale College und begab sich dann nach Genf, Göttingen und Oxford und studirte dort fleißig Geschichte und Sprachen. Aus dem Studium der biblischen Wissenschaften und der hebräischen Sprache machte er eine Spezialität und ließ sich auch, nachdem er 1865 wieder nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt war und eine Tutorstelle am Yale College angenommen hatte, als protestantischer Geistlicher ordiniren. In dieser Eigenschaft war er späterhin jedoch nur auf sehr kurze Zeit thätig. Für die von Dr. Schaff redigirte amerikanische Ausgabe des Lange'schen Bibelwerkes übersetzte er das zweite Buch der Könige. Seit 1872 ist er Professor der Staatswissenschaften am Yale College in Connecticut und gehört zur national-ökonomischen Schule von Smith, Ricardo und Mill. Er ist ein gewaltiger Vertheidiger des Freihandels, des Hartgeldes und der Civildienstreform. In seinen „Lectures on the History of Protection in the United States“ gibt er sich Mühe, die Grundübel des Schutzzollsystems zu demonstriren; doch halten wir seine Argumente noch lange nicht für stichhaltig genug, um die Amerikaner zu bestimmen, sich zum Evangelium des Freihandels zu bekehren. Gegen Sumners Besteuerungsideen ist Geo. Basil Dixwell in seinem Werk „Premises of Free-Trade examined“ (Cambridge 1883) energisch aufgetreten. Das Manchesterthum hat vorläufig, wenigstens für Amerika, noch keine Existenzberechtigung. — Professor Sumner ist auch Verfasser einer mit großem Fleiße ausgearbeiteten Biographie des amerikanischen Staatsmannes Andrew Jackson (Boston 1883) und einer „History of American Currency“ (New-York 1874.)

Durch die Vervollkommnung der Arbeit ersparenden

Maschinen und die daraus entspringende, Monopole bildende Großindustrie ist der Handwerkerstand, überhaupt der sogenannte Mittelstand, ernstlich bedroht worden und die Arbeiterfrage in ein solches Stadium getreten, daß eine schleunige Lösung derselben im Interesse des Wohles des Individuums sowie der Gesammtbevölkerung ernstlich geboten ist. Jeder, der also diesem schwierigen Problem seine Kräfte widmet, muß sicherlich als ein Wohlthäter der Menschheit bezeichnet werden. Dazu rechnen wir nun auch William Goodwin Moody, einen bejahrten in New-York lebenden Buchdrucker, dessen Bestrebungen hauptsächlich auf die Aufklärung der Massen in national-ökonomischer Hinsicht gerichtet sind, so daß letztere kraft des Stimmrechtes ihr Interesse selber zu rechter Zeit zu wahren verstehen.

Moody wurde im Jahre 1819 zu Rumford im Staate Maine geboren und erhielt nur eine gewöhnliche Schulbildung bis zu seinem 12. Lebensjahre. Darnach widmete er sich dem Setzerhandwerk und fand späterhin in der „University Press" zu Cambridge, wohin er den Weg zu Fuß gemacht hatte, Beschäftigung. Im Jahre 1849 ging er, nachdem er inzwischen in Boston und New-York als Setzer thätig gewesen war, nach Kalifornien, denn das damals grassirende Goldfieber hatte auch ihn mächtig ergriffen. Nachdem er dort an den bedeutendsten Unternehmungen zur Ausbeutung der Hilfsquellen Kaliforniens Theil genommen hatte, kehrte er 1870 wieder in die östlichen Staaten zurück und beschäftigte sich in seinen Mußestunden eifrig mit dem Studium der Arbeiterfrage. Als Frucht seiner Untersuchungen erschien zuerst sein Büchlein „Our Labor Difficulties" (Boston 1878) und dann sein

größeres Werk „Land and Labor in the United States" (New-York 1883). In ersterer Schrift gibt er seine Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der gewerblichen Thätigkeit und dringt darauf, daß der amerikanische Bundeskongreß alle sich auf die Arbeit und die Arbeiter beziehenden Nachrichten sammle und dadurch dem Volke eine auf statistischen Dokumenten beruhende Uebersicht der jeweiligen Sachlage liefere. An Gewaltmaßregeln zur Besserung der Arbeiterverhältnisse glaubt er nicht; auch will er von dem feindlichen Auftreten zahlreicher Großindustriellen, die ihre unzufriedenen Untergebenen so gerne wegwerfend Kommunisten, Sozialisten, Aufrührer und Störer der menschlichen Gesellschaft betiteln, nichts wissen. Er will die sozialen Gebrechen unserer Zeit bloslegen und dadurch das Volk animiren, die geeignetsten Mittel zur Beseitigung derselben zu ergreifen.

Von der Arbeit hängt die Existenz der Menschheit ab. „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod verdienen", wird Jedem gesagt, wenn er in das öffentliche Leben eintritt. Wird er nun in seinem Rechte zur Arbeit, welch letztere ihm doch allein seine Existenzmittel gewährt, beeinträchtigt, so ist er gezwungen, müßig auf dem Markt des Lebens zu stehen und die große Armee des Proletariates um einen Soldaten zu vermehren. Nun haben die in's Ungeheure produzirenden Maschinen einen großen Theil der Handarbeit überflüssig gemacht und die Löhne sind durch die so entstandene Konkurrenz auf ein Minimum herabgedrückt worden, daß rechtzeitig auf Abhilfe gesonnen werden muß, wenn die Menschheit keine Rückschritte machen soll. Der Produktion ist keine

Grenze gesteckt, wohl aber der Konsumtion, und da wo beide nicht in dem gehörigen Verhältnisse zu einander stehen, finden sich Uebelstände, deren Beseitigung so schnell wie möglich angestrebt werden muß. Die Großindustrie hat das Familienleben untergraben und die heiligsten Bande der Menschheit gelockert. Eine Abhilfe ist also dringend geboten und Moody findet eine solche hauptsächlich in der gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit. Vor der Einführung und Verallgemeinerung der Maschinen hatte der Mensch täglich 14 bis 16 Stunden zu arbeiten; gegenwärtig aber hätte er mit vier genug, ohne daß der Produktion dadurch im Mindesten fühlbarer Eintrag geschähe. Moody findet auch keinen Gefallen an dem Verlangen der Kapitalisten, daß sich die Arbeiter in die ungünstigen Zeitverhältnisse schicken und an ein billigeres und einfacheres Leben gewöhnen sollen, denn dadurch würde ja doch nur der Konsum und somit wieder auch die Produktion beschränkt. Moody will, daß auch der Arbeiter an den Annehmlichkeiten des Lebens theilnehmen soll; er soll allerdings auch sparen, aber nicht dadurch, daß er sich Entbehrungen auferlegt. Der Familienvater soll auch während der Woche seine Kinder sehen können und nicht von Morgens früh bis Abends spät den Sklaven spielen müssen. Er soll Zeit haben, auch an den edleren Bestrebungen der Menschheit theilnehmen zu können und nicht durch beständige körperliche Aufreibung zu geistigem Stumpfsinne verdammt sein. Hier ist nach Moody ein prächtiges, noch vielfach unbebautes Feld für die Missionäre der wahren Humanität, wichtiger als alle Heidenbekehrungen im fernen Afrika. Die Vereinigten Staaten besitzen von der Natur aus alle Facili-

täten, um ihre Bürger glücklich und zufrieden zu machen und wenn letztere ihre Lage wirklich verbessern wollen, so steht ihnen ja nichts Anderes im Wege, als ihre eigene Ignoranz und der Verkauf ihrer Stimme an Demagogen. Sind diese Hindernisse beseitigt, so ist die Arbeiterfrage gelöst, denn der Staat ist das Volk.

Wir hätten gerne gesehen, Moody hätte sich über die speciellen Mittel zur Beseitigung der von ihm aufgedeckten sozialen Uebelstände deutlicher und ausführlicher ausgesprochen, so aber beschränkt er sich hauptsächlich auf die Darstellung der Krankheits-Erscheinungen im öffentlichen Leben. Dasselbe Prinzip verfolgt er in seinem zweiten Werke „Land and Labor". Der hauptsächlichste Theil desselben ist der durch die an Eisenbahn-Gesellschaften gemachten Landschenkungen hervorgerufenen Großfarmerei gewidmet, welche den eigentlichen Ansiedler vernichtet. Moody läßt hauptsächlich unbestreitbare Thatsachen für sich reden, denn ein tiefer Denker ist er im Grunde genommen nicht. Aber die von ihm aufgestellten Thatsachen fordern zum Denken und schließlich auch zum Handeln heraus und das ist gerade, was er mit seiner national-ökonomischen Schriftstellerei bezweckt.



Max Adeler — Leland — Pennsylvanisch-Deutsch — Kreolen — Skandinavisches — Negerlieder — Kinderlieder — Studentenlieder.

Jede amerikanische Zeitung ist froh, wenn sie unter ihren Mitarbeitern ein Individuum besitzt, das mit der Gabe behaftet ist, zur rechten Zeit einen witzigen Artikel vom Stapel lassen zu können. Humoristische Skizzen sind natürlich der Lesewelt viel lieber als Auszüge aus langweiligen Predigten und wir sind der Letzte, der sie deshalb tadeln will. Das Leben hat leider so viele ernste Seiten, daß man Jeden willkommen heißen sollte, der einem die Bürde des Daseins erleichtet.

Einige journalistische Possenreißer haben es nun fertig gebracht, daß ihr Ruhm über die Grenzen ihres Wohnortes gedrungen ist. Da ist „Peregrine Pickle“ (Upton) in Chicago, „Petroleum Nasby“ (Locke) in Cleveland, „Quad“ (Lewis) in Detroit*), „Max Adeler“ (Charles

*) „Quad's Odds“, ein reich illustrirtes Werk, erschien 1875 zu Detroit; die erwartete günstige Aufnahme fand es jedoch nicht, auch hat es nicht den geringsten Anspruch darauf.

Heber Clark) in Philadelphia, und wie sie sonst alle heißen mögen, die der Lesewelt hin und wieder einige Stunden angenehm verkürzt haben. Der Letztgenannte hat jedoch unstreitig die begründetste Anwartschaft auf eine literarhistorische Berücksichtigung. Der Inhalt seines ersten Buches „Out of the Hurly-Burly, or, Life in an Odd Corner“ erschien natürlich ursprünglich in einem Tageblatt und einzelne Abschnitte machten die Runde durch die gesammte amerikanische Presse, ohne daß der Verfasser den Nachdruck gerichtlich verfolgte.

Schlechte Artikel werden nicht nachgedruckt; der Abdruck gediegener Skizzen aber trägt den Namen des Verfassers in die abgelegensten Landstädtchen und macht somit wirksame Reklame für ein später erscheinendes Buch. Adeler spricht in dem genannten Buch über Alles, dem er eine humoristische Seite abgewinnen kann. Er ist dem Gewühle der Stadt mit der Absicht entflohen, einmal ein recht idyllisches Dasein zu führen. Natürlich hat er da die Rechnung ohne Berücksichtigung der obwaltenden Verhältnisse gemacht und er lernt dann so recht die Schwere des Fluches kennen, den Adam und Eva traf, als sie aus dem Paradiese gejagt wurden. Das Leben in einem kleinen Landstädtchen befördert, behauptet er, die Moral; denn nicht der geringste Fehler bleibt den allzeit kritisirenden Nachbarn verborgen. Bald lernt er natürlich auch die Schattenseiten in vollstem Maaße kennen und dieselben liefern ihm dann den Stoff zur Füllung seines Buches. Da er in vier Monaten neun Dienstmädchen wegen absoluter Untauglichkeit fortschicken mußte, so gibt ihm dies die Möglichkeit an die Hand, die Dienstbotenfrage, eine der brennendsten des amerikanischen Lebens, gründlich

zu ventiliren. Sein Nachbar, der sich von der Juristerei zurückgezogen hat, zeigt ihm, wie selbst der bornirteste Hohlkopf als Advokat zu Einfluß und Reichthum gelangen kann; seine traurigen Erfahrungen mit einem Pferde, das er zur Vervollständigung seines ländlichen Paradieses unbedingt kaufen mußte, liefern ihm Stoff zu drastischen Schilderungen, denen es aber häufig an der erwarteten Schärfe gebricht. Adeler's Humor ist leicht und nicht immer ungezwungen; Anstoß aber erregt er niemals, sodaß man dieses, wie überhaupt seine übrigen Werke getrost der zartesten Mondscheindame in die Hand geben kann.

Start → Da dieses Buch allgemein günstig aufgenommen wurde, ließ ihm Adeler 1876 ein ähnliches unter dem Titel „Elbow-Room“ folgen. Dies enthält die Geschichte eines Mannes, der sein kleines Kind nächtlich durch thierischen Magnetismus zum Schlafen brachte, aus dem es erst nach langer Zeit erwachte. Dann wird der amerikanische Erfindungsgeist durch eine patentirte Erbswurst, derb gegeißelt, von der jeder Zoll so viel Nahrungsstoff wie das reichste Mittagsessen enthielt und die selbst unter dem Aequator nicht in Verwesung übergehen sollte. Als sie der Erfinder dem Kriegsminister in Washington vorzeigte, kroch letzterer eiligst unter den Tisch, denn er befürchtete ein Revolverattentat. Nachdem sich dann derselbe wieder von seinem Schreck erholt und seinen Irrthum eingesehen hatte, verwies er den Patentsucher an den Kongreß als die alleinige Autorität, jene Wurst zum Gebrauche für die Armee zu bestimmen. Die Verhandlungen, welche diese Frage hervorrief, dauerten ein viertel Jahr, wonach ein Comité mit dem Auftrage betraut wurde, den Patent-

wurstmann in seiner Heimat zu besuchen, und über die Fabrikation des betreffenden Artikels Bericht zu erstatten. Als sich die Mitglieder desselben jedoch der Wurstfabrik näherten, mußten sie die Nase fest zuhalten, denn einige Tonnen des Patentartikels waren bereits in Verwesung übergegangen. Sie berichteten infolgedessen, daß man jene Wurst vielleicht im äußersten Falle als Wurfgeschoß in eine belagerte Stadt schleudern könne, was sicherlich alle Bewohner vertreiben würde; doch eine derartige Kriegführung gezieme sich nicht für ein civilisirtes Volk. Jene Wurst wurde also nicht in die Armee eingeführt — Republiken sind ja bekanntlich undankbar. So macht Adeler allerlei Vorkommnisse des täglichen Lebens in gemüthlicher Weise lächerlich; er beleidigt keine fremde Nationalität, denn das excentrische Wesen seiner Landsleute liefert ihm Stoff genug für seine satirische Feder.

Adeler's drittes Werk „Random Shots“ erschien 1879 zu Philadelphia, woselbst er auch die beiden anderen verlegen ließ. Es enthält eine Anzahl von humoristischen Geschichten und Skizzen, die für ein an leichte Lektüre gewöhntes Publikum berechnet sind. Die erste Erzählung spielt in Salt Lake City unter den Mormonen. Daselbst hatte ein Seemann die aus 32 erwachsenen Schülerinnen bestehende Mädchenschule sammt ihrer Lehrerin geheiratet und zwar hatte er sich, um einem Nebenbuhler zuvorzukommen, mit denselben heimlich entfernt und sich von einem Bischofe der Nachbarschaft schnell trauen lassen. Bald darauf mußte der vielgeliebte Seemann zur See und da er innerhalb fünf Jahren nichts von sich hören ließ, nahm man an, er sei gestorben und seine 33 Wittwen verhei-

rateten sich nun mit ihrem früheren Bewerber. Das Glück desselben dauerte jedoch nicht lange, denn eine Schwiegermutter nach der anderen stellte sich zum Besuche ein und machte ihm das Leben sauer. Aber die mitgeheiratete alte Lehrerin wußte Rath und beredete den Propheten Brigham Young, daß er eine Offenbarung verkündete, nach welcher ein gewisser Leichenbestatter von Salt Lake City sämmtliche Schwiegermütter ehelichen mußte. Diese Offenbarung war natürlich ein göttlicher Befehl, dem unbedingt gehorcht werden mußte.

Dann folgt eine drollige Geschichte von einem Amerikaner, der in den Hörselberg bei Eisenach stieg und sich in demselben vom alten Eckhart herumführen ließ. Er betrachtet alle Merkwürdigkeiten vom praktischen Standpunkte aus und hält den Rittern der Tafelrunde eine lange Rede über die Verbesserung ihres unterirdischen Landes. Auch mit der holden Venus unterhält er sich eine Zeitlang, ohne daß es derselben gelang, ihn seine zu Hause gelassene Ehegattin vergessen zu machen. Als er die Kinder des Hörselberges im Buchstabiren prüfte, fand er, daß dieselben in dieser Kunst gänzlich unbewandert waren, was ihm natürlich keinen Respekt für das dortige Schulwesen einflößte. Darauf will er ihnen ein frommes Sonntagslied vorsingen, muß sich jedoch dabei so sehr räuspern, daß er zuletzt gar nicht mehr weiß, was eigentlich um ihn vorgegangen ist. Eine Nacht war verschwunden, das wußte er; ob ihn aber während derselben der Alp gedrückt, oder ob er wirklich in dem Venusberge gewesen war, wußte er nicht bestimmt.

Dieses Buch, das außer diesen zwei Geschichten noch einige minder glückliche enthält, ist unstreitig das beste,

das Adeler's Feder entstammt. Die zahlreichen Illustrationen jedoch, die sich in allen Schriften des betreffenden Verfassers befinden, können keinen Anspruch auf künstlerischen Werth machen.

Unter den amerikanischen Humoristen der Neuzeit steht uns wohl keiner näher als Charles Godfrey Leland, der in seinen „Hans Breitmann's Balladen" die wundersamen Don Quixotiaden eines offenherzigen, sentimentalen und kontemplativer Trinkung beflissenen Deutsch-Amerikaners in einem verballhornisirten Pennsylvänisch-Deutsch behandelt. Fast alle amerikanischen Dichter seiner Art haben sich die unphonetische Orthographie der englischen Sprache, die zahlreiche bequeme Anhaltspunkte für allerlei Wortspiele und zweideutige Verwechslungen bietet, mit mehr oder weniger Erfolg zu Nutzen gemacht; keinem jedoch ist sie eine solche Fundgrube für sarkastische Wendungen gewesen, wie Leland, der seinen selbstgeschaffenen Jargon mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Eleganz handhabt und ihn nach allen Seiten in der drastischsten Weise auszubeuten weiß. Doch soll damit nicht gesagt sein, daß Leland's Humor nur in verzerrten Wortbildungen und Verdrehungen bestehe; nein, der Verfasser der Breitmann-Balladen entwickelt auch sonst noch urwüchsigen Mutterwitz genug, um ihn zum Ruhme eines der genialsten Humoristen zu berechtigen. Dabei müssen seine Produkte mit sehr wenig Ausnahmen vom Standpunkte der naserümpfenden Moral als untadelhaft angesehen werden; auch hat er es durchaus nicht darauf abgesehen, nach ordinärer Yankee-Manier das Deutschthum durch seinen urkomischen Helden in Mißkredit zu bringen und ihm alle möglichen und unmöglichen Stupiditäten und Unbeholfenheiten anzudichten — dazu

ist er ein viel zu großer Verehrer und Kenner der deutschen Literatur und des deutschen Volkes.

Die Breitmann-Balladen umfassen fünf Abtheilungen, die 1869 im Verlage der Firma T. C. Peterson und Brothers in Philadelphia in einer geschmackvoll ausgestatteten Gesammt-Ausgabe erschienen sind. Die erste Abtheilung heißt nach dem Hauptgedichte derselben „Hans Breitmann's Party".

Breitmann hatte eine „Party" arrangirt und sich auf derselben in eine zweihundert Pfund schwere Amerikanerin mit bretzelbraunem Haar verliebt. Da er Liebesunterhaltung bei ihr witterte, so „konnte er nicht helfen", ihr bei der günstigsten Gelegenheit einen herzhaften Kuß zu appliziren. Dies wurde ihm jedoch sehr übel bemerkt und da alle Gäste so betrunken „ash bigs" waren, so bildeten sich rauflustige Parteien und die Keilerei, ohne die, wie die Kurhessen sagen, keine Kirmeß gemüthlich ist, ging los „dill the coonshtable made oos shtop". Das Gedicht schließt mit einem Ausdruck philosophischer Resignation:

„All goned afay mit de Lager Bier
Afay in de ewigkeit."

Darnach zieht Breitmann mit einer Abtheilung gaulgerüsteter Männer in den Secessionskrieg, um die Köpfe der rebellischen Südländer wie Kartoffeln zu spalten. Den ersten Kampf hat er mit seinem unbekannten Sohne — eine neue Auflage von Hildebrand und Hadubrand — zu bestehen; derselbe endigte mit gegenseitiger freudiger Erkennung und einem tüchtigen Erholungstrunke. Dann ging's weiter nach Maryland, wo Hunger, vermischt mit Durst, seiner harrte; letzterer ward jedoch allmälig so

unerträglich für ihn, daß er zur höchsten Wuth entbrannt im Bürger'schen Lenoren-Ritt auf ein Rebellen-Lager losstürzte, in dem es der Sage nach einen gerstensaftigen Trunk gab.

„Und hoory, hoory on dey rote,
Oonheedin vet or try;
Und horse und rider shnort and blowed
Und shparklin bepples fly.
Ropp! Ropp! I shmell de barleyprew!
Dere's somedings goot ish near.
Ropp! Ropp! — I scent de kneiperei;
We 've got to lager bier!
Gling, glang, gloria!
We 've got to lager bier?"

Der alte Knasterbart, der seit dem Heckerjahr keinen Säbel in der Hand gehabt hatte, schlug wacker nach allen Seiten drauf los:

„To get one quart of lager bier
I shpill a sea of ploot."

Trotzdem sein Heer nur hundert Mann zählte, so trieb er damit doch fünfhundert Südländer dermaßen in die Flucht, daß sie Alles stehen und liegen ließen. Nun ging's natürlich über die vollen Bierfässer her; die Mannen machten das Armbein krumm und der „Willekumm" ging so lange um, bis Alles um ging. Breitmann reitet auch nach Kansas; seine erste Frage betrifft jedoch nie den Feind, sondern das Vorhandensein und die Beschaffung von Wein und Bier.

Um sich von seinen erschöpfenden Strapazen im Süden zu erholen, läßt er sich in den Turnerbund aufnehmen.

„Hans Breitmann choined de Toorners,
Mit a Limburg cheese he coom;
Ven he open de box it shmell so loudt
It knock de musik doomb.
Ven de Deutshers kit de flavor,
It coorl de haar on dere head;
Boot dere vas dwo Amerigans dere,
Und, by tam! it kilt dem dead!“

Dann machte er seine halsbrechenden Sprünge, brüllt einen urbummelliedlichen deutschen Psalm und bleibt mit einem Millionenrausche behaftet in Gesellschaft seiner Collegen bis den nächsten Morgen in der Halle liegen. Diese ewigen Wein- und Bierräusche, mit denen die meisten Lieder dieser Abtheilung schließen, müssen auf ein empfängliches Gemüth, das sich hingebend in die Situation zu vertiefen weiß, am Tage nach der Lektüre sicherlich ein katzenjämmerliches Gefühl hinterlassen, so drastisch und handgreiflich ist hier Alles geschildert.

Am Weihnachts-Abend finden wir Breitmann in der Musik-Halle, wo er die Helmina Schmitz poussirt und sich vom „Pelz-Nickel“ bescheeren läßt.

Die zweite Abtheilung heißt „Hans Breitmann about Town“. Breitmann geht mit seinem Freunde Schwackenhammer, olim studiosus theologiae, in die Stadt, besucht mehrere Bier-Lokale, die Bibliothek, Editoren, politische Meetings, raucht Infamias Stinkadores und macht zu Allem, was er hört und sieht, seine hausbackenen, aber treffenden Randglossen. Dann tritt er als Politiker und Aemterjäger auf; denn seine anerkannten Verdienste im Bürgerkriege berechtigen ihn viel eher zu einer Office, als z. B. seinen Freund Schnitzerl, der bereits eine fette Pfründe

im Zollhause bekleidet. Er entwickelt in überzeugender Weise seine politischen Weltumsturz-Ideen, ist für Abschaffung der Präsidentschaft und schwört nur der Partei ewige Treue und Ergebenheit, welche die moralische Bedeutung des Lagerbiers begriffen und sich dafür begeistert hat. Breitmann's politische Fahrten sind unstreitig das Köstlichste in der ganzen Sammlung.

Das Hauptgedicht der dritten Serie heißt „Hans Breitmann in Church“. Breitmann hat in oder bei Nashville eine Rebellenkirche eingenommen und darin einen großen Vorrath von Whisky gefunden, der nun zum Orgelklang und rauhen Chorgesang vertilgt wird.

Die Popularität der hier genannten drei Abtheilungen veranlaßte Leland, der auch nebenbei wie Fallstaff gedacht haben mag, daß es einem Menschen keine Schande mache, wenn er in seinem Berufe arbeite, seinen Breitmann auch als Uhlanen-Rittmeister in den deutsch-französischen Krieg zu schicken und ihn an den Abenteuern jener verwegenen Reiter theilnehmen zu lassen. Er ißt seine Erbswurst, fahndet beständig nach Champagner, verrichtet allerlei Heldenthaten und radebrecht ein Französisch, daß man davon laufen möchte. Sehr richtig sagt Schwackenhammer:

„Dere vas vonce oopon a dime a Fraentschman, who asked if a Sherman could have *esprit*. Allowin for his pad shpellin, de reater vill find dat der Herr Breitmann was have a *spree* goot many dimes. Jou gant get round de Dootch.“

Diese und die letzte Sammlung (Hans Breitmann in Europe) sind jedoch die schwächsten Produkte des Werkes.

Breitmann trinkt und liebt, wo sich die Gelegenheit findet. In Frankfurt a. M. trägt er seinen Frack zum „Onkel“, da die Wechsel ausgeblieben sind, und in Rom macht er dem Papste seine Aufwartung und argumentirt mit ihm in verzweifeltem Latein höchst ergötzlich über die Unfehlbarkeit, so daß Jener sich durch seine Geistesblitze gezwungen sieht, sein anfangs ausgestoßenes Urtheil über die Deutschen

„Est una mala gente et corrupta con insania,
Un fons hereticorum et malorum tut terribile“

zurück zu nehmen und ihm huldvoll seine Photographie mit den Worten:

„In tutta Roma, de Alemania gente,
Non ho visto uno con si grande mente“

zu überreichen.

Leland hat sich in seinem Breitmann eine ebenso dankbare Figur geschaffen, wie Viktor Scheffel in seinem Rodenstein, nur mit dem Unterschiede, daß der deutsch-pennsylvanische Ritter viel mannichfaltigere Charakterseiten aufzuweisen hat, was ihn daher auch interessanter macht. Der Grundzug seines Temperamentes ist die ausgedehnteste Gemüthlichkeit, die ihn in keiner Phase des Lebens verläßt und ihm überall freundliche Aufnahme sichert.

In Leland tritt uns ein moderner fahrender Scholast entgegen, der die Unannehmlichkeiten des Daseins durch philosophisch-stoischen Gleichmuth und immer heiterer Laune zu neutralisiren weiß. Mit allen deutschen Volksliedern und Gassenhauern ist er vertraut und den burschikosen, kraftgenialen Kneip-Jargon spricht er wie seine Muttersprache.

Daß er sich aus wahlverwandtschaftlichen Gründen eine Zeit lang unter den Zigeunern herumtrieb, beweist erstens eine der Breitmann's Balladen in der Sprache jenes Wandervolkes (I gili Romaneskro) und zweitens der Umstand, daß er zwei Werke in England über die Zigeuner in Europa erscheinen ließ.

Charles Godfrey Leland wurde im Jahre 1824 zu Philadelphia in dem Hause geboren, in dem Präsident Madison seine „Dolly“ freite. Von seinem zehnten Jahre an besuchte er Mr. Greene's berühmte Schule bei Boston, welche von G. Curtis in der Novelle „Prue and I“ ausführlich geschildert wird. Späterhin trat er in das Princeton College ein und studirte mit großem Eifer Metaphysik, wohingegen er Mathematik und verwandte Wissenschaften mit unverzeihlicher Gleichgültigkeit betrachtete.

Im Jahre 1845 ging er nach Europa und brachte drei Jahre auf den Universitäten Heidelberg, München und Paris zu. In letzterer Stadt betheiligte er sich sogar bei der Revolution und stand kämpfend auf den Barrikaden.

Im Oktober 1848 kehrte er wieder nach Philadelphia zurück und machte einen erfolglosen Versuch, sich der juristischen Laufbahn zu widmen, wozu er übrigens nicht das allergeringste Talent besaß. Er verlegte sich also auf die Schriftstellerei und war für mehrere Zeitungen thätig. Heine's „Reisebilder“ und „Buch der Lieder“ übersetzte er in elegantes Englisch; ebenso Eichendorff's „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Auch spekulirte er nebenbei in Kohlen- und Oel-Ländereien und bereiste zu diesem Zwecke die meisten Staaten der Union. 1869 ging er wieder nach Europa und lebte theilweise in Deutschland, Frankreich und Italien; seit den letzten Jahren hat er

wieder in Philadelphia seinen bleibenden Wohnsitz genommen.*)

Außer den bis jetzt genannten Werken hat er noch folgende geschrieben: „The Music Lesson of Confucius and other Poems"; „Legends of the Birds"; „To Kansas and back", eine Uebersetzung von Scheffel's „Gaudeamus" und „The Algonquin Legends of New-England" (Boston 1884).

Die deutsche Einwanderung nach Pennsylvanien ist fast so alt wie die Geschichte dieses Staates. Aehnliche Motive wie die der Puritaner Englands hatten auch die zahlreichen Kurpfälzer nach dem Lande religiöser Toleranz getrieben, wo sie auf eigene Façon selig werden konnten. Sie siedelten sich an, gründeten blühende Niederlassungen und wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit ebenso begeisterte Amerikaner, wie die Lothringer Franzosen. Mit ihrem Wohlstande wuchs ihr Patriotismus und als der Ruf zur Losreißung von England durch das Land ging, erachteten sie es für ihre Pflicht und Schuldigkeit demselben zu folgen und zahlreich in die Reihen der Freiheitskämpfer einzutreten.

Doch nur in politischer Hinsicht hatten sie sich amerikanisirt; in sozialer Hinsicht sind sie meistentheils bis auf den heutigen Tag treuherzige, derbe Deutsche geblieben. Ihre Befriedigung fanden sie hauptsächlich im Ackerbau und in der ungestörten Ausübung ihrer Glaubensansicht. Zu keiner anderen Beschäftigung hatten sie Lust. Haldeman erzählt, daß in Lancaster County, wo doch fast ausschließlich Deutsche wohnten, in einem Verzeichnis der

---

*) Leland's ausführliche Biographie befindet sich in „The Press" (Philadelphia) vom 9. Februar 1882.

Advokaten vom Jahre 1729 bis 1769 nur zwei deutsche Namen vorkommen und in einem andern, von 1793 bis 1804 reichend, in 52 Namen nur drei.

Warum es den Deutsch-Pennsylvaniern leichter als den späteren Einwanderern wurde, ihrer Muttersprache dahier eine dauernde Heimat zu erobern, ist vor allen Dingen in dem Umstande zu suchen, daß sie in großer Masse zu gleicher Zeit ankamen und sich in einer und derselben Gegend ansiedelten. Im Jahre 1742 schätzte man ihre Zahl auf 100,000, und 1763 schon auf 280,000.

Daß sie zahlreiche englische Ausdrücke adoptirten, liegt in der Natur der Sache; für speziell amerikanische Begriffe war eben das englische Wort das bezeichnendere, aber dasselbe mußte sich in Rede und Schrift ganz und gar den Gesetzen der deutschen Grammatik fügen. Auf diese Weise entstand der pennsylvanisch-deutsche Dialekt, gewöhnlich „Pennsylvania Dutch" genannt. Dem vergleichenden Sprachforscher, der mühsam aus linguistischen Petrefakten die Gesetze der Dialekt- und Sprachenbildung zu ergründen sucht, ist hier ein lebendes Beispiel an die Hand gegeben, wie er es wohl kaum sonst interessanter antreffen dürfte.

Der erste, der diesem Gegenstande von jenem Standpunkte aus seine Aufmerksamkeit schenkte, war der berühmte englische Philologe Alexander Ellis, der im dritten Bande seines Werkes „Early English Pronunciation" mehrere Sprachproben brachte und in diesem durch englische Wörter korrumpirten Deutsch eine ähnliche Spracherscheinung sah, wie bei Chaucer mit seinen zahlreichen romanischen Ausdrücken, die dieser der englischen Grammatik anbequemt hatte.

Auch der auf dem Gebiete der Phonetik verdienstvolle Professor Haldeman hat eine größere Arbeit über die Sprache seiner Landsleute unter dem Titel „Pennsylvania Dutch; a Dialect of South German with an Infusion of English“ (Philadelphia 1872) veröffentlicht.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die einem bei der Abfassung eines derartigen Werkes entgegen treten, liegt in der Orthographie; denn hier haben wir es mit Wörtern zweier Sprachen zu thun, von denen die eine vorzugsweise dem Prinzipe der historischen und die andere dem der phonetischen Schreibung folgt. Professor Haldeman hat sich, wie von ihm nicht anders zu erwarten war, dem letzteren angeschlossen, aber in den Auszügen für das erwähnte Ellis'sche Werk das Lautsystem einer peinlich gewissenhaften und eingehenden Analyse unterworfen, daß zur Darstellung desselben die vorhandenen Schriftzeichen nicht zu genügen schienen und er gezwungen war, zu einigen typographischen Absonderlichkeiten, die wohl schwerlich Nachahmung finden dürften, seine Zuflucht zu nehmen. Theilweise der englischen Schreibweise zu folgen, wie es z. B. Rauch seiner Zeit in den Briefen „Peter Schwefflebrenners“ that, ist noch weniger zu rechtfertigen; denn wenn der Deutsch-Pennsylvanier mit den englischen Ausdrücken hinsichtlich der Grammatik ganz und gar deutsch verfährt, so sollte er dies doch auch in Bezug auf die Orthographie thun. Wenn Rauch in einem der erwähnten, humoristisch sein sollenden Briefe schreibt: „So weit dees mer wissa, is der Pit Schwefflebrenner der eantsich moan in der United States, daers Pennsylvanish Deitsh recht shreibt un bushtaweert exactly we's g'shwetzt un ous g'sprocha waerd“, so irrt er sich doch ganz gewaltig.

In der Aussprache macht der Deutsch-Pennsylvanier selten einen Unterschied zwischen **d** und **t**, **b** und **p**, **ü** und **i**. In der Mitte eines Wortes wird aus **b** gewöhnlich **w**; der abgeleitete Vokal **o** erhält den Grundlaut **u**, **ei** wird **ee**, und die Diminutivsilbe **lein** wird zu **li**. Vor das germanisirte englische Zeitwort wird im Partizip der Vergangenheit die Vorsilbe **ge** gesetzt (z. B. „gepunischd"); ähnlich wie bei den altenglischen Dichtern Chaucer und Spenser, die sehr häufig **y** davor setzten („ypunished").

Was das Geschlecht der adoptirten Wörter anbelangt, so läßt sich dasselbe ebenso wenig auf vernünftige Regeln zurück führen, wie bei unserem Hochdeutschen; in den meisten Fällen wird der englische Artikel **the** durch den ähnlich lautenden deutschen **die** ersetzt. Männlichen Geschlechtes sind river, charter, fight, turnpike, shop, gravel, carpet; sächlich sind frame, flour, supper, buggy, county, basin, law. „Butter" ist männlich und „Ecke" sächlich.

Daß auch die Amerikaner dem merkwürdigen Völkchen der Deutsch-Pennsylvanier ihr Interesse nicht versagt haben, zeigt eine Reihe von Briefen über dasselbe, die 1869 im „Atlantic Monthly" erschienen und 1872 zu Philadelphia in Buchform veröffentlicht wurden.*) Dieselben sind jedoch ohne jeden wissenschaftlichen Werth; sie enthalten größtentheils sehr oberflächliche auf gelegentlicher persönlicher Anschauung beruhende Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche jenes Volksstammes, und die darin zerstreuten philologischen Notizen dürften zusammen vielleicht eine einzige Druckseite füllen.

---

*) Pennsylvania Dutch, and other Essays. Dieses Werk entstammt der Feder der Frau Gibbons, deren Name jedoch nicht auf dem Titelblatte steht.

Ein viel werthvolleres Werkchen hingegen ist Wollenweber's „Gemälde aus dem pennsylvanischen Volksleben" (Philadelphia 1869). Daraus kann man das deutsch-pennsylvanische Leben schon eher kennen lernen, denn der inzwischen verstorbene Verfasser gehörte selber jenem Stamme an und konnte sich daher mit größerer Berechtigung der Aufgabe unterziehen, lebensgetreue Schilderungen aus allen Phasen des Volkslebens zu entwerfen. Das Büchlein enthält derbe Heiratsanträge, Gespräche aus dem Farmerleben, Sagen, Geistergeschichten, Klagen über die Allmacht der demoralisirenden Mode, verzeihliche Sehnsuchtsblicke nach der guten alten Zeit, wo die „Buwe" noch keine „teite" Hosen und „Standups" und die „Mäd" keine bauschigen „Hupps" hatten und „gehle Bruſtspells" ansteckten.

Den bedeutendsten bis jetzt erschienenen Beitrag zur deutsch-pennsylvanischen Literatur bildet der illustrirte Band „Harbaugh's Harfe", herausgegeben von C. Bausman (Philadelphia 1870).

Harbaugh ist am 18. Oktober 1817 zu Waynsboro in Pennsylvanien geboren. Seine der reformirten Kirche angehörenden Eltern waren einfache Bauersleute, die aus der Schweiz stammten. Auch er sollte sich dem Farmerstande widmen und that dies auch, da ihm anfänglich seine pekuniären Verhältnisse nicht erlaubten, dem Drange zum Studiren ungehindert folgen zu können. Doch er fand ähnlich wie Robert Burns bei seinen ländlichen Arbeiten immer noch Zeit und Muße genug, seinen während wenigen Wintermonaten genossenen Schulunterricht durch beharrlichen Selbstunterricht fortzusetzen. Beim Pflügen las er beständig und ging überhaupt nie aus ohne ein Buch in der

Tasche zu haben. Dies befriedigte jedoch seinen Wissensdurst nicht, sondern vergrößerte ihn nur; und so verließ er dann später seine Farm und ging nach Ohio, wo er ein Jahr lang als Zimmermann arbeitete und sich während dieser Zeit durch Fleiß und Sparsamkeit ein Sümmchen erwarb, mit dem er die Kosten des Studiums der Theologie auf dem Mercersburger Seminare bestreiten konnte. Nach glücklich bestandenem Examen war er abwechselnd Prediger an mehreren Plätzen und zuletzt Professor der Theologie in Mercersburg, woselbst er am 28. Dezember 1867 starb. Er gründete die englische Monatsschrift „The Guardian" und redigirte sie siebzehn Jahre lang; außer dem erwähnten Bande Gedichte schrieb er noch die Werke „Future Life", 3 Bde., „Life of Schlatter", „Fathers of the Reformed Church", 2 Bde., und mehrere kleinere Schriften meistens theologischen Inhaltes.

Trotzdem er größtentheils englisch schrieb, war er doch ein deutscher Volksmann von ächtem Schrot und Korn, der seine heimatliche Sprache und Gebräuche über Alles liebte. Das „Alt Schulhaus an der Krik", das bedeutendste Gedicht jener Sammlung, zeigte ihn so recht in seiner vollen, freilich zuweilen schwärmerischen und weltschmerzlichen Gemüthstiefe.

Trotzdem die sogenannte pennsylvanisch-deutsche Sprache offenbar im Abnehmen begriffen ist, geben sich immer noch einige Enthusiasten die vergebliche Mühe, dieselbe durch poetische Erzeugnisse zu verewigen, denn ein Aufgeben derselben ist ihnen gleichbedeutend mit dem Verluste der guten Sitten aus den Zeiten, da der Großvater Bräutigam war.

Die alten Pennsylvanier deutscher Abstammung bilden

sich übrigens auf ihre aus einem pfälzischen Dialekte und einigen bequemen englischen Wörtern zusammengesetzte Sprache nicht wenig ein und können fuchswild werden, wenn man dieselbe wegwerfend mit dem Worte „Jargon“ bezeichnet. Demjenigen also, der ihnen da mit einem wissenschaftlichen Anstrich beweist, daß das Pennsylvanisch-Deutsche ebenso existenzberechtigt sei wie das Alemannische eines Hebel, das Schottische eines Burns und das Plattdeutsche eines Reuter, wird „Leberworscht, Schmierkäs, Sauerkraut und Schunkelfleesch“ frei in das Haus geliefert; dichtet man aber sogar pennsylvanisch-deutsche Lieder, so wird man als ein Heiliger verehrt. Harbaugh's „Harfe“ liegt in vielen pennsylvanischen Farmhäusern neben der Familienbibel und dessen Gedicht, „Das alte Schulhaus an der Krik“ können viele Pennsylvanier besser auswendig hersagen als ihr christliches Glaubensbekenntnis.

Einer der neuesten Beiträge zur pennsylvanisch-deutschen Literatur führt den Titel: „'s alte Marik-Haus mittes in d'r Schtadt, un die alte Zeite. E'n Centennial Poem in pennsylfanisch-deutsch. Bei H. J. Fischer.“ (York, Pa. 1879.) und bildet, um es kurz und bündig zu sagen, das allertraurigste Erzeugnis derselben. Der Verfasser, der noch nicht einmal seine sogenannte Muttersprache kennt, steht mit den Regeln der Dichtkunst auf eben solchem gespannten Fuße, wie die bäurischen Verfasser des Gesangbuches der pennsylvanischen Rappisten und daß er, wie er sagt, seine Verse nur zum Zeitvertreib, als ihn ein hartnäckiger Rheumatismus an das Zimmer fesselte, schrieb, entschuldigt wenigstens die Veröffentlichung derselben nicht. Er schildert in diesem, obendrein auch noch mit schauderhaften Illustrationen ver-

unzierten Buche das alte und neue Leben und Treiben seines Vaterstädtchens York und verselt unzusammenhängend über Moden, Scheerenschleifer, Landstreicher, Friedensrichter und abergläubische Gebräuche. Natürlich lobt er dabei wie jeder bejahrte Bauer, die gute, alte Zeit, in der es noch keine Prozesse gab, man nichts von Temperenz wußte und die Söhne und Töchter noch den Lohn für Knechte und Mägde ersparten. Ja, in der guten alten Zeit, da nahm man noch den Mann beim Wort und den Ochsen beim Horn; da gab es keine Kartoffelkäfer und Versicherungsgesellschaften und nur höchst selten brannte einmal eine Scheune ab; die beste Bank war damals ein alter Strumpf und dieselbe war viel sicherer als alle jetzigen Geldschränke mit ihren gepriesenen Patentschlössern; da nahmen noch Nadel und Fingerhut die Stelle der Nähmaschinen ein und die einzige Zeitung, die es gab, war der hundertjährige Kalender. Da hatten die Mädchen noch den schönen Glauben, daß der Teufel im Kornfelde versteckt sei, weshalb sie sich stets einen schmucken, kräftigen Burschen zur Begleitung wählten, wenn sie darin zu arbeiten hatten; da setzte man am Freitag keine Hinkel und deshalb hat auch damals nie eins den „Pippser grigt". Diese alte Buschbauernzeit ist nun längst vorbei und wir glauben auch nicht, daß es der Poesie Fischers jemals gelingen wird, das entschwundene Paradies zurück zu zaubern.

Da ein jeder artikulirte menschliche Laut für die professionellen Philologen und Phonetiker von Bedeutung ist, weil sie darin neues Material für die Geschichte der Menschheit und deren geistige Entwickelung zu finden hoffen, so haben dieselben auch seit geraumer Zeit denjenigen

Dialekten ihre Aufmerksamkeit gewidmet, welche, da dieselben durch keine Dichter, wie Fritz Reuter, Klaus Groth oder Hebel, salonfähig gemacht worden waren, vom Publikum überhaupt unbeachtet geblieben sind. Sich mit dem deutsch-englischen Mischmasch der pennsylvanischen Bauern, oder mit dem Patois der Kreolen in Louisiana und auf den westindischen Inseln zu beschäftigen, galt früher für eine nutzlose Zeitverschwendung. Allmälig aber ist man zu der Einsicht gekommen, daß man, um den Entwickelungsprozeß der Sprachen, welcher ja stets in der Vereinfachung der grammatikalischen Formen besteht, zu erklären, nicht mehr linguistischen Petrefakten in alten „Schmökern" nachzuspüren braucht, sondern dafür Material genug in der Gegenwart und in der Nähe findet.

Dem Pennsylvanisch-Deutschen hat der nunmehr verstorbene Professor Haldeman, der ein äußerst feines Ohr für die subtilsten Laut-Unterschiede besaß, eine wissenschaftliche Behandlung angedeihen lassen; dem Dialekt der Kreolen widmete J. J. Thomas in seinem Werke: „Theory and Practice of Creole Grammar" (1869), eine gründliche Untersuchung, und neuerdings haben sich Addison Van Name, Bibliothekar des Yale-College („Transaction of the American Philological Association", 1869—1870), Dr. Alfred Mercier in New-Orleans („Comptes-Rendus de L'Athénée Louisianais", 1. Lieferung des 5. Bandes, 1880) und Professor James A. Harrison („American Journal of Philology", vol. III, No. 11) mit dem Patois der französischen Eingeborenen von Louisiana beschäftigt. Dem größeren Publikum, das seine Belehrung und Unterhaltung vorwiegend aus belletristischen Zeitschriften und Novellen schöpft, sind einige Kreolen-Phrasen und Wörter

durch George M. Cable's Prosa-Dichtungen bekannt und mundgerecht gemacht worden; Cable aber, der erstens kein Französisch versteht, und der sich zweitens von der Kreolen-Bevölkerung von New-Orleans, seinem Wohnorte, stets vornehm fern gehalten hat, kann in dieser Angelegenheit überhaupt nicht als Autorität betrachtet werden und verlangt dasselbe auch nirgends. Ein Verdienst jedoch hat er, nämlich durch seine packenden novellistischen Skizzen das Interesse für das eigenartige romanische Völkchen in jener Ecke der Vereinigten Staaten erweckt zu haben.

Louisiana wurde vor ungefähr zweihundert Jahren von den Franzosen unter Bienville kolonisirt; einen großen Theil der ersten Pioniere bildeten Kanadier, Acadier, Flüchtlinge, Abenteurer und Emigranten aus den westindischen Inseln, dem südlichen und westlichen Frankreich. Dazu kamen ein Jahrhundert später eine Anzahl Afrikaner, welche auf den Pflanzungen von Louisiana Beschäftigung fanden und ebenfalls ihr bescheidenes Theil zu den sozialen und linguistischen Veränderungen im Laufe der Zeit beitrugen.

Die Etymologie des Wortes „Kreole" ist zweifelhaft. Professor Skeat leitet es von dem spanischen Worte criollo ab, das aus criadillo, der Diminutivform von criado, entstanden sein soll, und bringt es mit dem Zeitwort crear in Verbindung; er versteht auf diese Weise, ähnlich wie Webster, unter einem Kreolen einen in den Vereinigten Staaten und auf den westindischen Inseln geborenen Menschen, dessen Eltern aus Europa eingewandert sind.

Die französische Kreolen-Bevölkerung von Louisiana zählt noch immer nach Tausenden, und ihr spezielles

Patois wird nicht allein in den niederen, sondern auch in den aristokratischen Kreisen gesprochen und verstanden. Die Kinder, welche meistens in den ersten Lebensjahren Negerfrauen zur Beaufsichtigung übergeben werden, lernen dasselbe früher als die eigentliche französische Sprache. Dieser Dialekt ist einfach dadurch entstanden, daß das für die Feinheiten der Sprache ungeübte Ohr der Neger die Laute falsch auffaßte und sie dem entsprechend mündlich reproduzirte, wodurch dann allmälig sich solche Wörter und Redensarten entwickelten, die mitunter den Ursprung schwer errathen lassen. Professor Haldeman bezeichnet diesen linguistischen Prozeß mit dem Ausdruck „Otosis“.

Da dem Kreolen das Hilfszeitwort „Sein“ überflüssig vorkommt, weil es sich ja leicht ergänzen läßt, so läßt er es oft ganz aus, oder deutet es in einigen Fällen nur durch die betreffende Endsilbe an. Statt „je suis content; sagt er einfach mo (moi) contant; das Imperfekt stellt er durch té (etais) dar, und konjugirt:

moté — j'étais,
toté — tu étais,
lité — il était,
nouté — nous étions,
vouté — vous étiez,
yeté — ils étaient.

Zur Bezeichnung der Zukunft dient ihm die dritte Person des Singulars der Gegenwart von aller, also das Wörtchen va, das er dem Zeitwort vorsetzt, z. B. mo va chanté, ich werde singen. Wie der Deutsch-Pennsylvanier fast in jedem Satz sein schreckliches once, oder „wonst“, wie er es ausspricht (oft klingt es auch „wanst“), hineinlegt, so bringt der Kreole von Louisiana, und auch der

französische Kanadier, bei jeder Gelegenheit sein apé (aprés) an, einerlei, ob es nun paßt, oder nicht; sein Sprachgefühl aber scheint es einmal zur Vervollständigung eines Satzes zu erheischen. Die nasalen Laute der französischen Sprache sind weder den Kreolen noch Kanadiern zahlreich genug, denn Beide bestreben sich, jedem mit einem Vokal endenden Wort einen nasalen Schluß anzuhängen.

Der Artikel wird gewöhnlich so eng mit dem Substantiv verbunden, daß er mit demselben ein Wort bildet und auch als solches betrachtet wird; so sagt z. B. der Kreole qui lasoupe für quelle soupe.

Der Konsonant r wird in Louisiana wie in Kanada nur in der äußersten Noth gebraucht, und so hört man denn beständig di (dire), apé (aprés), cat (quatre) u. s. w. U und ui werden durch i (difé, — du feu,) und das stumme e wird häufig durch i (dimain, — demain,) ersetzt.

Die Literatur der Kreolen ist, wie nicht anders zu erwarten, sehr arm. M. Marbot übersetzte Lafontaine's Fabeln in den auf Martinique gesprochenen Dialekt (Fort-de-France 1869); eine Sammlung von Gesprächen im Patois von San Domingo befindet sich in Ducoeur-Joly's „Manuel des habitants de Saint-Domingue“ (Paris 1802), und die hauptsächlichsten in Louisiana gebrauchten Redensarten kann man in Dr. Alfred Mercier's historischer Novelle „L'Habitation Saint Ibars, ou maîtres et esclaves en Louisiane“ (Nouvelle-Orleans), und in einigen von dem katholischen Geistlichen Arien Rouqette im „Propagateur Catholique“, einer in New-Orleans erscheinenden Wochenschrift, veröffentlichten Erzählungen nachlesen. Eine Sammlung der Lieder der Kreolen in Louisiana, wie sie z. B. Kanada in Ernest Gagnon's „Chansons populaires du

Canada" (Quebec 1880), aufzuweisen hat, ist leider bis jetzt noch ein frommer Wunsch geblieben, trotzdem es wahrhaftig dazu nicht an dem nöthigen Stoff fehlt.

Die von Jahr zu Jahr zunehmende skandinavische Einwanderung und die langsame, aber sichere, aus dem Fleiß und der angeborenen Genügsamkeit der nordischen Ankömmlinge entspringende Prosperität derselben hat auch allmälig eine kleine Literatur hervorgerufen, deren Werth zwar nicht bedeutend, aber die doch immerhin reich genug ist, um dem Bestreben der Skandinavier sich ihre Muttersprache in der Fremde zu erhalten, hohe Achtung abzugewinnen. Die in Amerika publizirten skandinavischen Bücher bilden eine kleine Bibliothek für sich; doch sind nur sehr wenig davon hier geschrieben worden, weshalb eine kritische Besprechung derselben auch nicht hierher gehört.

Es erscheinen bereits 26, oder vielleicht noch mehr skandinavische Zeitungen in Amerika; die meisten sind Wochenschriften, die sich fast ohne Ausnahme zur republikanischen Parteifarbe bekennen. Nur eine davon erscheint täglich, nämlich der „Skandinaven", ein in politischer Beziehung sich als unabhängig gerirendes norwegisches Blatt von Chicago. Von jenen 26 Zeitungen vertheilen sich 15 auf die norwegische Sprache (darunter der „Norden" von Chicago, „Budstikken" von Minneapolis, Minn., „Nordwesten" von Madison, „Fädrelandet og Emigranten von La Crosse" u. s. w.), sechs auf die schwedische (darunter „Nya Verlden", „Gamla og Nya Hemlandet" von Chicago u. s. w.) und drei auf die dänische („Heimdal" von Chicago, „Dannebrog" von Waupacca, Wis., und „Danske Pioneer" von Omaha, Neb.). Außerdem erscheinen noch

zwei halbschwedische und halbdänische Zeitungen, wovon die eine in New-York und die andere in San Franzisko herausgegeben wird.

Trotzdem die skandinavischen Sprachen an der Cornell, Michigan und Wisconsin Universität und an vier kleineren Colleges gelehrt werden, ist doch blos eine und zwar auch noch eine sehr mangelhafte Grammatik, nämlich eine von Rev. Peterson bearbeitete norwegisch-dänische, in Amerika erschienen.

Prof. R. B. Anderson in Wisconsin*) hatte daher eine glückliche Idee, als er seinem 1874 zu Chicago erschienenen gerade nichts Neues enthaltenden Schriftchen über „die Entdeckung Amerika's durch die Nordmänner" („America not discovered by Columbus") einen Anhang beigab, der aus den Urtheilen anerkannter Philologen und Schriftsteller über den Werth der nordischen Sprachen und Literatur bestand. Daß jener Professor hier pro domo auftrat, läßt sich sicherlich nicht in Abrede stellen, aber sein weitgehender Enthusiasmus für das Wahre, Gute und Schöne seiner Heimat beruht doch auf einer gewissen nicht wegzuleugnenden soliden Basis, die ihn in jeder Beziehung vollständig rechtfertigt. Jenes Feld ist in England durch Dasent, Thorpe, Carlyle u. s. w. schon fleißig bearbeitet worden, und auch Amerika kann sich rühmen, eine englische, aus der Feder des Barclay Pennock stammende Uebersetzung des Werkes „Die Religion der Nordmänner" von Prof. Rudolf Keyser publizirt zu haben.

Das neueste Werk auf diesem Gebiete ist: „Norse

*) Bis vor Kurzem amerikanischer Gesandter in Dänemark.

Mythology; or, the Religion of our Forefathers, containing all the Myths of the Eddas, systematized and interpreted. By R. B. Anderson (Chicago 1875).

Dieses 473 Seiten starke Buch ist unstreitig die vollständigste nordische Mythologie, die bis jetzt überhaupt in der englischen Sprache geschrieben worden ist. Das skandinavische Heidenthum ist, wie Carlyle sehr richtig bemerkt, viel interessanter als irgend ein anderes. Es hat sich auch gegen das Christenthum am längsten gehalten, denn noch vor 800 Jahren waren die Norweger Anbeter Odin's. Nach Anderson's Ansicht verdient jene Mythologie größere Beachtung als die griechische, weil sie ein in sich vollständig abgeschlossenes Drama bildet. Dies ist natürlich Etwas zu weit gegangen, da die griechische Mythologie die ganze klassische Literatur jenes Volkes durchdrungen und beeinflußt hat, sodaß dieselbe dem Leser gänzlich unverständlich bliebe, wenn er sich nicht vorher mit den Hauptzügen der betreffenden Mythologie gründlich vertraut gemacht hätte. Ueberhaupt geizt Anderson mit seinen von der Begeisterung für sein altes Vaterland dictirten mannigfachen Privatansichten in jenem Werke nicht und sucht sie, so gut es ihm möglich ist, zu motiviren; doch wollen wir dieselben hier als nicht zur Sache gehörig weiter keiner Prüfung unterziehen, da sie ja doch nur „fromme Wünsche" bleiben werden.

Mythologie ist nach seiner Definition religiöse Wahrheit in poetischer Sprache ausgedrückt. Anderson gibt davon eine ausführliche Analyse, erklärt die poetischen und philosophischen Schönheiten derselben eingehend und zeigt, welche unerschöpfliche Fundgrube sich hier dem Maler, Dichter und Bildhauer erschließt. Das Buch ist sonst im

Allgemeinen in ziemlich pedantischem Stil gehalten; das Englische darin ist jedoch bei Weitem besser als das in dem angeführten Erstlingswerke des Verfassers. Was wir darin vermissen und was jedenfalls den Werth des Buches bedeutend erhöht und die Absicht des Verfassers sehr gefördert hätte, ist eine Darstellung des Einflusses, den die nordische Mythologie und Literatur bereits auf die neuere europäische und theilweise auch auf die amerikanische Literatur (Longfellow, Challen, Day, Jones u. s. w.) ausgeübt hat. Anderson gibt darüber zwar gelegentlich Andeutungen, aber dieselben sind leider zu fragmentarisch gehalten.

Keine Gelegenheit, und sei sie noch so unbedeutend, läßt sich Anderson vorübergehen, wenn es gilt das amerikanische Publikum mit den literarischen Erzeugnissen Norwegens oder mit der Götterwelt Skandinaviens bekannt zu machen und in dieser Hinsicht beschämt er leider so viele Deutsche dahier, die sich nicht gerne an ihre Herkunft erinnern lassen, geschweige denn, daß sie sich dazu ermannen, sich als Vermittler deutscher Literatur und Wissenschaft aufzuwerfen.

Ein anderes in Amerika erschienenes Werk über die skandinavische Literatur ist das von G. W. Griffin: „My Danish Days, with a Glance at the History, Traditions and Literature of the old Northern Country" (Philadelphia 1875).

Griffin war mehrere Jahre amerikanischer Konsul in Kopenhagen und benutzte daselbst seine zahlreichen Mußestunden, sich mit den Kunstbestrebungen des Nordens einigermaßen vertraut zu machen. Sein Englisch ist sehr hausbacken; überhaupt zeigt der Verfasser in dem ganzen Buche, daß er wohl Lust und Liebe für seinen Gegen-

stand, aber nicht die unumgänglichen allgemeinen Vorkenntnisse dafür hatte, um ihm gerecht werden zu können.

Griffin beschreibt in jenem Buche Kopenhagen und seine Museen und hat über den Alterthums- und Literaturforscher Prof. Stephens und den Märchendichter Andersen allerlei Anziehendes zu sagen. Die dann folgende Uebersicht der dänischen Literatur ist höchst mangelhaft und einseitig.

Lieder, Märchen und Legenden, dem Munde des Volkes unverfälscht entnommen, liefern den sichersten Schlüssel zum Herzen und Gemüthe desselben.

Wie nicht anders zu erwarten ist, sind die meisten amerikanischen Sklavenlieder kindlich- oder vielmehr kindisch-religiösen Inhalts, weshalb sie auch im Englischen stets mit dem Namen „Spirituals“ bezeichnet werden; denn die einzige Geistesnahrung, welche die südlichen Sklavenhändler ihren Aschenbrödeln zukommen ließen, waren die Worte des Priesters. Ihr Phantasieleben blieb daher auch nur auf die Religion mit ihren Mysterien beschränkt. Ein wildes freies Naturleben, das bei den Indianern so hochpoetische Legenden und Sagen hervorbrachte, die man getrost allen denen der ersten europäischen Nationen an die Seite stellen kann, hatte die südlichen Ritter unterhalb der Dixielinie zur absoluten Unabhängigkeit gemacht und den Negern blieb also weiter nichts als ihre Lieder von Jacobs Traumleiter, der Reise nach Jerusalem, die der Teufel „a mighty bus y ole man“, durch in den Weg geworfene Felsen aufzuhalten suchte, von ihrem Busenfreunde Jesus und höchstens noch die Lieder von Titavissa (Schwester Louisa), dem Henker Johnny und dem alten Niggertreiber, welch letzteres natürlich nur heimlich gesungen werden konnte. Wir sprechen hier, wohl zu be-

merken, nur von den Sklavenliedern des Südens, die mit den Negerliedern der nördlichen „Ethiopian Minstrels“ nicht das Geringste gemein haben.

Während des Secessionskrieges fanden sich sogar einige Anklänge an das Freiheitsgefühl in jenen Liedern; einige Zeilen wurden je nach lokalen Umständen variirt und im allgemeinen nahm darin der „Secesh“ die Stelle des Satans ein. Das alte allenthalben ohne Anstoß zu erregen gesungene „We will soon be free“, erregte während des genannten Krieges die gespenstersehende Phantasie der südlichen Barone so sehr, daß sie mehrere Neger, die dasselbe gesungen, ins Gefängnis sperren ließen.

Die musikalische Kapazität der Neger hat noch Niemand in Abrede gestellt; stammt doch sogar die schöne Melodie zu dem bekannten Liede „Long time ago“ von ihnen und mehrere ihrer Melodien haben sich, natürlich mit Unterlage eines anderen Textes, in vielen Kirchen der Weißen das Bürgerrecht erworben. Selten vergeht im Süden ein Sonntag, ohne daß die Klänge von „Gabriels Trumpet“ oder von „Jehova Hallelujah“ ertönen.

Eine gewisse Miß McKim machte zuerst in „Dwights Journal of Music“ auf die Schönheiten dieser Gesänge aufmerksam und ließ auch zwei derselben in jenem Blatte abdrucken. Kurz darnach gab H. G. Spaulding im „Continental Monthly“ (Augustheft 1863) weitere Lieder und allmälig fanden es auch noch andere Leute der Mühe werth, einige Stunden zum Niederschreiben derselben zu verwenden, wie z. B. Colonel T. W. Higginson, der im Junihefte des „Atlantic Monthly“ 26 Stück lieferte, jedoch ohne Musik. Besondere Gelegenheit zum Sammeln gab der letzte Krieg, der hauptsächlich die vielen Camplieder

lieferte, deren Melodien von Händeklatschen und Fußstampfen begleitet wurden. Auf diese Art entstand allmälig die Sammlung „Slave Songs of the United States“ (New-York 1867), welche 136 Lieder nebst Weisen und eine 38 Seiten starke Einleitung enthält. Die Melodien niederzuschreiben, war dabei der schwierigste Punkt und doch sind dieselben eigentlich die Hauptsache. Worte gelten lediglich nur als Anhaltspunkte; sie sind sozusagen Nebensache und müssen sich gefallen lassen, sich je nach Umständen verändern, korrumpiren oder ein paar Dutzend mal wiederholen zu lassen, wie z. B. das Lied auf den Tod eines Kindes, das nur aus den Worten „De little baby gone home“ besteht.

Das Tempo hängt von den betreffenden Situationen ab; die Jungen und Lustigen singen dasselbe Lied schnell, was die Alten und Traurigen wehmüthig und langsam vortragen. Die Worte der Bootlieder müssen sich jedesmal nach dem Tempo der Ruderschläge richten. Auch machte sich der Sklave nicht die geringsten Gewissensskrupel daraus, auf eine religiöse Strophe eine profane folgen zu lassen.

Wie bereits bemerkt, ist der Inhalt größtentheils religiös; er behandelt die Hoffnungen der Sklaven und ermahnt letztere in diesem Leben geduldig zu sein, damit sie im jenseitigen desto größere Triumphe feiern können. „Im Jenseits“, heißt es in einem Liede, „benetzt dich kein Regen und verbrennt dich keine Sonne, da gibt's weder schwere Arbeiten noch Peitschenhiebe, weder Drangsal noch stürmisches Wetter. Ein großes Haus ist daselbst vom Vater ohne Nägel gebaut, doch der Sünder muß sich im „lonesome valley“ herumtreiben.“

Dann haben die Sklaven auch noch einige Lieder

über Personen, von denen sie selbst nichts wissen, wie z. B. vom Henker Johnny und der Becky Martin, die nach der unzuverlässigen Aussage eines alten Negers eine Prophetin gewesen und gesagt haben soll, daß man sich nicht taufen lassen dürfe, während es regne.*)

Auf welche Art diese Lieder größtentheils entstanden sind, illustrirt uns der genannte Higginson recht anmuthig. Er entdeckte nämlich in seinem Ruderer den Versifax des Liedes vom „Ole Niggerdriver", der ihm mittheilte, daß, als er einst mit einigen anderen Knaben ausgegangen war, um Beeren zu sammeln und dabei beständig von den Argusaugen des Aufsehers beobachtet wurde, er zu einem seiner Gefährten sagte: „O de ole niggerdriver! Fust ding mammy tole me was, notin' so bad as niggerdriver!" Aus diesen Worten war jener „Sing" entstanden, „just putting a word an den anudder word".

Da man sich bisher um die Spiellieder der amerikanischen Kinder nur sehr wenig bekümmerte und auch nur wenige von der Existenz derselben überhaupt etwas wußten, so hat sich unstreitig William W. Newell durch die Herausgabe des Werkes „Games and Songs of American Children" (New-York 1883) ein großes Verdienst um diesen vernachlässigten Zweig der Volksliteratur erworben.

Das Sammeln dieses über alle Staaten der Union zerstreuten Materials war natürlich keine geringe Arbeit; aber der fleißige Schriftsteller hat sich seiner selbstgestellten Aufgabe mit großer Hingabe unterzogen, und weder Mühe noch Ausgabe gescheut, seine Sammlung so vollständig wie

---

*) Die Märchen, Fabeln und sonstige Erzählungen der Neger hat „Uncle Remus" (Joel Chandler Harris) herausgegeben.

nur möglich zu machen. Auch hat er die Kinderlieder und Spiele der hauptsächlichsten europäischen Nationen in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen und somit eine lobenswerthe vergleichende Literaturstudie geliefert.

Die meisten der von Newell mitgetheilten Kinderreime stammen leicht begreiflich aus England und haben sich in Amerika gleichsam von selber fortgepflanzt. Da begegnen wir also noch Kaisern und Königen, Rittern und Räubern und sonstigen Gestalten aus Europa; da hören wir noch Kriegsweisen, sehen Armeen in Feindesland marschiren und starke Festungen belagern; da lauschen wir wieder alten Tanzliedern mit ihren unverständlichen Refrains, kurzum, da haben wir noch ein gutes Stück alten Volkslebens vor uns. Da während der Kolonialzeit in Neuengland das Tanzen bei Strafe von fünf Schilling verboten war, so half sich das junge Völkchen dadurch, daß es jenes Vergnügen mit dem unschuldig klingenden Ausdruck „playing games“ bezeichnete und dadurch die altenglischen Spiele, bei denen das Tanzen die Hauptsache war, in der neuen Welt vor dem Erlöschen bewahrten. Der Indianer spielt in den Kinderliedern und Spielen übrigens keine hervorragende Rolle; die hauptsächlichsten darin figurirenden Personen sind europäischen Ursprungs. Da finden wir das Spiellied von den spanischen Rittern, die auf die Brautschau ausgingen; da finden wir Freier, die auf eine reiche Frau spekuliren; da finden wir Blumenorakel und ähnliche Sprüche, die alle größtentheils das alte Thema der Liebe behandeln. Auch an humoristischen und satirischen Versen, wie an Liedern, welche die Bewegungen gewisser Handwerker begleiten, ist dieser Zweig der amerikanischen Volksliteratur

nicht so arm, wie man vor dem Erscheinen des Newell'schen Buches allgemein geglaubt hat. Neuerdings hat Dr. H. C. Bolton „The Counting-Rhymes of Children (1888) herausgegeben; auch hat sich das seit zwei Jahren bestehende „Journal of American Folklore" der löblichen Aufgabe unterzogen, die volksthümlichen Lieder zu sammeln.

Daß der Gesang das Leben verschönert, wie es in einem bekannten Liede heißt, haben die amerikanischen Studenten erst durch den Einfluß des deutschen Burschenlebens gefunden, und Yale College scheint das erste gewesen zu sein, das durch die Einführung von „Gaudeamus igitur" den Anstoß zur Kultivirung des eigentlichen Studentenliedes gegeben hat. Nach und nach entwickelte sich auch ein burschikoser Geist, neue Lieder wurden gedichtet, so daß schon im Jahre 1853 die erste gedruckte Sammlung derselben ein Heftchen von 56 Seiten füllte. Im Jahre 1860 erschien dies nun 88 Seiten starke Werkchen in vierter, durch Edw. C. Porter besorgten Auflage und wie schnell das Interesse an jenen Liedern gewachsen ist, zeigt der Umstand, daß bis jetzt außer der genannten Sammlung noch die folgenden erschienen sind: Songs of Yale. By Chas. J. Elliott. (New-Haven: Chas. Chatfield). Carmina Yalensia. (New-York: Taintor Bros). Carmina Princetonia. (In demselben Verlage.) Carmina Collegiana. (Boston: O. Ditson & Co.)

Diese Anthologien können natürlich in keiner Beziehung einen Vergleich mit einem deutschen Commersbuche aushalten. Anmuthige Trinklieder zu Ehren des Weines oder Bieres wird man darin vergeblich suchen; dagegen aber findet man häufig den Whiskey verherrlicht, was für die Lebensweise des Studenten sehr bezeichnend

ist. Auch begeisternde Vaterlands- und Freiheitslieder fehlen gänzlich, dafür aber existiren eine Masse überschwänglicher Lobgedichte auf die betreffende Alma Mater, besonders auf Yale, und da das nachfolgende zu gleicher Zeit eine gedrängte Chronik des akademischen Lebens und Studiums enthält, so theilen wir es vollständig mit:

Yale College is a jolly home,
We'll love it still, where 'er we roam.
The very songs we used to sing,
'Mid memory's echoes long shall ring.

As Freshmen first we come to Yale;
Examinations make us pale.
But when we reach our senior year,
Of such things we have lost our fear.

As Sophomores we have a task —
'T is best performed with torch and mask —
For Euclid dead the Students weep,
And bury him while Tutors sleep.

In junior year we study French;
Roberts pleads to an empty bench.
When college life begins to swoon,
It drinks new life from the Wooden Spoon!

As Seniors all we take our ease,
We smoke our pipes and sing our glees.
The saddest tale we have to tell,
Is when we bid our friends farewell!

And then into the world we come!
We've made good friends and studied some,
And till the Sun and Moon shall pale
We'll love and rev'rence Mother Yale!

Jede der darin erwähnten vier Klassen hat ihre eigenen Lieder, die ihres zotigen Inhalts wegen selten veröffentlicht und nur in Verbindungs-Versammlungen gesungen werden. Ueberhaupt nimmt der amerikanische Studiosus leicht „seiner Rohheit den Maulkorb ab“ und fällt beim Versuche, humoristisch zu sein, häufig in's Gemeine und Schmutzige, so daß früher einmal das Singen bei Vereinsfeierlichkeiten in Yale offiziell auf geraume Zeit untersagt wurde. Welcher Unfug in dieser Beziehung getrieben wird, ist wahrhaft unbeschreiblich; so enthält z. B. ein uns vorliegendes gedrucktes Programm für ein Fest zum Jahresschlusse einer westlichen Staats-Universität eine große Menge der allerordinärsten Bordellausdrücke, wegen deren man in Deutschland Drucker, Setzer und Verfasser, die hier auch noch namhaft gemacht sind, auf einige Jahre in's Zuchthaus sperren würde.

Den amerikanischen Commersbüchern eigenthümlich sind zahlreiche Bootlieder, Gesänge bei der Ueberreichung des hölzernen Löffels und Lieder, welche beim Begräbnis des Euklid gesungen werden. Die Präsentation des hölzernen Löffels — ein nur in Yale bekannter Gebrauch — hatte ursprünglich den Zweck, die jährlichen offiziellen Feierlichkeiten lächerlich zu machen und jenes Küchengeräth wurde dabei dem Studenten feierlichst überreicht, der entweder als der größte Fresser oder Faullenzer bekannt war. Jetzt hingegen ist es die größte burschikose Auszeichnung, „Wooden-Spoon-Man“ zu sein; denn der hölzerne Löffel wird nur dem populärsten Studenten gegeben, der von neun Mitschülern, den sogenannten Cochleaureati, gewählt wird.

Sobald der Schüler das Studium der Trigonometrie (Euklid) hinter sich hat, wird das betreffende Lehrbuch, nachdem vorher ein Loch hindurch gebrannt worden ist und Jeder durchgesehen hat, um mit Wahrheit sagen zu können, er habe eine gründliche Durchsicht davon gehabt, in eine Bahre gelegt und entweder feierlich verbrannt oder beerdigt. Vorher werden auch noch drei Oboli hineingesteckt. Die während dieser Feierlichkeit gesungenen Lieder sind unter dem Namen „Burial of Euclid Songs“ bekannt.

Die übrigen Lieder sind, wenn sie nicht aus deutscher Quelle stammen, entweder den sogenannten „Mother Goose Melodies“ oder altenglischen Volksliedern nachgebildet und sind überhaupt schreckliche

„Oracula in Reimen,
Die sich wie Pabstes Esel bäumen.“

Auch hat sich bereits ein akademischer Slang gebildet und mehrere dieser Ausdrücke haben sich schon in den allgemeinen Gebrauch eingeschlichen, wie z. B. to put on dog (sich modisch kleiden), to owl (Jemandem beim Besuche hinhalten), to shake up (eilen), to skin (sich durchuschen), a pill (unangenehmer Geselle), red-hot (ausgezeichnet) ꝛc.

Ein derartiges Vocabularium wurde vor mehreren Jahren in der Yalenser Zeitschrift „College Courant“ gegeben; auch findet sich ein ziemlich vollständiges in dem Werke „Four years at Yale“ (New-Haven 1871), worin auch die akademischen Verbindungen und ihre eigenthümlichen Gebräuche ausführlich geschildert sind.



Gallagher — Lowell — Tilton — Carleton — Burroughs — Warner.

William D. Gallagher (gestorben 1885), der nun so ziemlich vergessene Poet, kann gewissermassen als Pionier der Dichtkunst im Westen betrachtet werden; denn schon vor 60 Jahren veröffentliche er in Cincinnati unter dem Pseudonym „Erato“ drei Bändchen Gedichte und seit jener Zeit ist er mit wenigen Unterbrechungen stets literarisch thätig gewesen, trotzdem er sich in keiner Hinsicht jemals eines besonderen Erfolges rühmen konnte. Das Dichten ist einmal, wie es in Don Quixote heißt, eine unheilbare Krankheit, von der auch Gallagher trotz empfindlicher, pekuniärer Opfer niemals kurirt worden ist.

Gallagher wurde 1808 in Philadelphia geboren, kam als Kind nach Cincinnati, woselbst er den Buchdruck erlernte und sich dann der Journalistik widmete.

Während den Jahren 1830—50 war er unermüdlich thätig, eine westliche Literatur zu schaffen; 1844 edirte er das große Sammelwerk „Selections from the Poetical Literature of the West“, das noch heute eine reichhaltige

Fundgrube für den Literarhistoriker bildet. Dann gründete er der Reihe nach die Wochenschriften „The Cincinnati Mirror", „The Western Literary Journal" und „The Hesperian", die allerdings sehr bald wieder eingingen, aber doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die sich entwickelnde Literatur des Westens ausübten. Daß die Arbeiten des Pioniers auf irgend einem Gebiete mit ungeahnten Schwierigkeiten, bitteren Entsagungen und großen Geldopfern verknüpft sind, hat auch Gallagher im reichsten Maße erfahren. Als Dichter hat er keine besondere Bedeutung, und legt er seinen zahllosen Reimereien eine viel zu hohe Wichtigkeit bei.

Nachdem er von 1850—53 eine Stelle im Schatzamte zu Washington bekleidet hatte, ließ er sich auf einer Farm in der Nähe Louisville's in Kentucky nieder und da man seit jener Zeit seinem Namen nur höchst selten in einer Zeitung begegnete, so hieß es, seine Leyer sei nun auf immer verstummt. Doch wie Bryant in seinem kleinen Gedichte „I broke the spell that held me long" so schön andeutet, ist es beinahe eine Unmöglichkeit, daß derjenige, der sich in den Zauberbann der Poesie begeben hat, demselben jemals entfliehen kann und so veröffentlichte dann auch Gallagher endlich, nämlich im Jahre 1881, einen Band Gedichte, der den Titel „Miami Woods, a Golden Wedding, and other Poems", trägt und bei Robert Clarke in Cincinnati erschienen ist. Es thut uns aufrichtig leid, dem neuesten Werke Gallagher's nicht viel Rühmliches nachsagen zu können. Im Hauptgedicht desselben, das in fünffüßigen Jamben abgefaßt ist, gibt er eine einsame, wehmüthige Waldwanderung, die mitunter gar langweilig ist. Er wirft darin einige Rückblicke auf

die vorhistorischen Bewohner Ohio's, die durch ihre gigantischen Erdwerke bekannten Mountbuilders und stellt betreffs derselben müßige Fragen an das Schicksal. Doch er findet den Umstand, daß das Buch der Geschichte über jenes merkwürdige Volk kein Sterbenswörtchen verzeichnet hat, ganz dem Rathschlusse des ewigen Gottes entsprechend; der Mensch soll sich nämlich mehr um die Gegenwart, als um die Vergangenheit bekümmern.

Für alles Leid der Erde findet Gallagher Trost in den Miami-Wäldern; in jeder Jahreszeit nimmt er daher auch seine Zuflucht zu denselben, worin ihm jeder Baum und Strauch, jede Blume und jedes Thier alte, treue Bekannte sind. Dort sucht er die Ruhe, die ihm das Leben in der Stadt versagte. Dort grübelt er über das Welträthsel nach und auf alle Fragen hat er nur eine Antwort — Gott. In der Natur liest er mit derselben Andacht wie der frömmste Einsiedler in seinem Gebetbuche. Die Menschheit zeigt sich stets anders als sie wirklich ist; nur die Natur ist treu. Der Mensch soll wohl an Jahren, nicht aber am Herzen alt werden und diese ewige Jugend erhält er sich nur durch liebevollen Umgang mit der freien Natur. Wahre Jugend aber ist Glaube, Liebe, Freude, Wahrheit, überhaupt Alles, dem der Stempel der Gottheit aufgedrückt ist. Dieser Waldpsalm ist im Grunde nichts anderes, als eine langathmige Paraphrase der Worte des Psalmisten: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte."

Gallagher ist ein gläubiger Dichter und zeigt sich als solcher bei jeder Gelegenheit, ohne dadurch übrigens den Werth seiner Produkte zu erhöhen. Wenn aber einmal

ein Dichter wirklich religiös gestimmt ist, so sehen wir auch nicht ein, warum er aus dieser Gesinnung ein Hehl machen sollte; oder soll er dieselbe nur Sonntags, wenn er einer langweiligen Predigt lauscht oder einen Cent in den stets hungrigen Klingelbeutel wirft, zeigen?

Gallagher gerirt sich auch als Träger der Freiheit, aber nicht der Freiheit, die ihre Stütze in feilen Rednern findet oder die da die Guillotine in Bewegung setzt; er ist Freund der Ruhe und Ordnung, aber nicht der, wie sie in Polen oder Rom hergestellt ward; Amerika allein ist ihm das Land der Freiheit und des Tyrannenhasses. Es ist zwar ein sich noch in der Kindheit befindlicher Riese, aber derselbe hat die Bestimmung, die Rolle des fabelhaften Atlas zu übernehmen und die feste Stütze der Welt zu werden. Dies ist ein Gedanke, der von Walt Whitman viel energischer und auch poetischer ausgesprochen worden ist und den die meisten amerikanischen Dichter von jeher gehegt und gepflegt haben.

Gallagher's Gedicht über die Miami-Wälder regt in jedem Leser wieder die alte Frage auf, ob didaktische Gedichte überhaupt Gedicht genannt werden dürfen.

Seine übrigen Gedichte behandeln größtentheils die verschiedenen Phasen des amerikanischen Pionierlebens, dem er jedoch niemals eine so recht interessante Seite abzugewinnen weiß. Tiefe Gedanken sucht man bei Gallagher vergebens und neue findet man nirgends. Die meisten seiner Gedichte lesen sich wie gereimte Prosa; sein Lied eines Nähmädchens erinnert zu stark an ein ähnliches von Hood. Blankverse gelingen ihm noch am besten; zu einem packenden, sangbaren Liede aber fehlt ihm alle und jede Anlage.

Der zur Episkopal-Kirche gehörende Geistliche **Robert Lowell** (geboren 1816 zu Boston, gegenwärtig zu Shenectady im Staate New-York lebend), berechtigte durch seine Novelle „The New Priest in Conception Bay“ (zwei Bände, Boston 1858, neue Ausgabe 1890) zu großen Hoffnungen, die jedoch leider zu Schanden geworden sind, da ihm auch in keinem seiner späteren, allerdings sehr wenigen Werken wieder ein solcher glücklicher Wurf gelungen ist. Jene Novelle spielt in Newfoundland, also in einer Gegend, die den meisten Romanlesern eine terra incognita ist, die aber dem Verfasser durch jahrelanges Wirken als Geistlicher daselbst aus eigener Anschauung bekannt war. „The New Priest“ ist das Werk eines klassisch gebildeten Mannes, der aber die Schwachheit hat, diese Eigenschaft bei jeder Gelegenheit durch ein fremdsprachliches Citat oder eine Anspielung auf kulturhistorische Verhältnisse der alten Völker zu zeigen; es ist aber auch zugleich das Werk eines zartfühlenden Dichters, der alle seine Personen mit einem zarten, poetischen Hauche zu umgeben weiß, ohne daß sie dadurch an ihrer ungezwungenen Natürlichkeit etwas verlieren. Man findet außerdem einen recht gesunden, ungekünstelten Humor darin, d. h. einen Humor, der nicht in glücklichen Späßen und Scherzen besteht, sondern der da Wehmuth und Heiterkeit zugleich ist, in welchem Sinne ja auch die populärsten englischen Novellisten des vorigen Jahrhunderts als Humoristen bezeichnet werden.

Skipper George, ein prächtig gezeichneter Karakter, nimmt durch seine traurigen Schicksale das Herz des Lesers gefangen; die in seinem heimatlichen Dialekte erzählte Geschichte, wie er seinen Sohn im stürmischen Meere

verlor, steht in Bezug auf Gefühlsinnigkeit keiner Schilderung Dicken's, der doch ein Meister in der poetischen Kleinmalerei derartiger Situationen ist, nach; auch werden in der Erzählung von dem plötzlichen, mysteriösen Verschwinden der einzigen Tochter des Skipper's, eines naiven, edlen und häuslich gesinnten Mädchens, Seelentöne angeschlagen, die bei zartbesaiteten Gemüthern ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Anstalten, welche nun zur Auffindung der Verschwundenen getroffen werden, nehmen ebenfalls das ungetheilte Interesse in Anspruch; denn sie geben dem Verfasser die gewünschte Gelegenheit, die Zahl der handelnden Personen zu vermehren und dem Leser noch verschiedene urwüchsige Gestalten der wilden Fischerinsel vorzuführen und ihn mit mancherlei öffentlichen Einrichtungen daselbst vertraut zu machen. Ein überaus diensteifriger Konstabularius verhaftet eine Masse Personen auf den Verdacht hin, jenes Mädchen entführt zu haben, und die sich daraus entspinnenden drolligen Gerichtsverhandlungen bestätigen dann den lange gehegten Verdacht, daß sich die Vermißte in einem Nonnenkloster befände. Sie hatte nämlich im Fieberwahnsinn nächtlich das Haus ihrer Eltern verlassen, war von zwei Nonnen aufgefunden, in ein Kloster gebracht und dort verborgen gehalten worden. Die leitende Seele dabei war ein raffinirter Priester, der auf diese Weise der unfehlbaren Kirche ein neues Schäflein zuführen wollte, aber sobald seine geheimen Umtriebe ruchbar wurden, schnell und spurlos verschwand. Des Skipper's Tochter fand jedoch glücklich den Weg in das Elternhaus zurück und vermählte sich mit einem jungen Manne, der ihr zu Liebe der Laufbahn als katholischer Geistlicher entsagte und Protestant wurde. Lowell's Novelle

gibt uns einen tiefen Blick in das geheime Treiben der katholischen Geistlichkeit und behandelt somit ein Thema, das infolge der erstaunlichen Ausdehnung und politischen wie sozialen Machtstellung der katholischen Kirche in Amerika noch vielfach Stoff zu ähnlichen Behandlungen abgeben wird. Die Geschichte ist nur etwas zu sehr in die Länge gezogen, was hauptsächlich deshalb fühlbar wird, weil sich der schließliche Ausgang zu leicht errathen läßt. Auch wirken die langen, in einem ungenießbaren, und selbst für viele amerikanische Leser unverständlichen Dialekt gehaltenen Konversationen störend; aber wie sollte man sonst mit einer derartigen, im Grunde doch sehr einfachen Erzählung zwei Bände ausfüllen?

Lowell's zweite Novelle, „Antony Brade“ betitelt, erschien 1875 in Boston. Sie behandelt mit großer Umständlichkeit das Leben und Treiben in einem amerikanischen Knabenpensionat. In demselben befand sich ein Schüler, der, da seine Herkunft unbekannt war, das Interesse aller Neugierigen in Anspruch nahm und sie zu allen erdenklichen Mitteln zwang, jenes Geheimnis zu ergründen. Statt eines russischen Fürstensohnes entpuppt er sich schließlich als eine Waise, die auf Kosten einer Tante, einer gutmüthigen Irländerin, erzogen wurde. Es ist diese Novelle ein schwaches Produkt, das die hochgestellten an den Verfasser geknüpften Erwartungen weit hinter sich ließ. Dasselbe gilt auch von seinem Buche „A Story or two from an Old Dutch Town“ (Boston 1879).

Viel bedeutender hingegen ist Lowell als Dichter. Seine „Poems“ (Boston 1864), behandeln mit Vorliebe religiöse Themen, aber in einer solchen ungekünstelten Weise, daß sie wirklich lesbar sind, was in diesem Falle

viel sagen will. Sie sind keine gereimten mit süßlichem Pietismus geschwängerte Predigten, sondern zarte, ein edles und wohlwollendes Gemüth bekundende Gelegenheitsgedichte, in denen der Kampf des Herzens gegen die Anfechtungen der Welt geschildert und der schließliche Sieg der Moral gefeiert wird. Sie enthalten allgemeine moralische Anschauungen in christlichem Gewande. Die Gedanken sind weder neu noch tief; aber der keusche Ausdruck einer über religiöser Parteifehden erhabenen Seele ist denn doch heutzutage auch etwas werth. „The Brave Old Ship, the Orient“, ist was Fluß der Sprache, Rhythmik der Diktion und Gedankenfülle anbelangt, das bedeutendste Gedicht dieser Sammlung. Außerdem enthält sie Uebersetzungen von Bürger's „Leonore“ und Körner's „Schlachtgebet“ und eine große Anzahl während des amerikanischen Bürgerkrieges entstandener Gedichte, in welchen die Jugend zur Rettung der ungetheilten Union zu den Waffen gerufen wurde.

Dichter, Journalist und Vorleser (Lecturer) — drei aufregende und aufreibende Berufsthätigkeiten, deren jede ihren ganzen Mann in Anspruch nimmt — finden wir glücklich vereinigt in Theodor Tilton, der sich uns Deutschen neuerdings dadurch genaht hat, daß er als Vermittler der deutschen Poesie in Amerika aufgetreten ist. Ein voluminöser Schriftsteller ist er allerdings nicht und konnte es auch schon deshalb nicht sein, weil seine Zeit seit Jahren durch über alle Staaten der Union ausgedehnte Vorlesungstouren stets sehr in Anspruch genommen war und er die dichterische Beschäftigung stets als eine geistige Erholung betrachtet hat.

Theodor Tilton, der 1835 zu New-York geboren

ist, widmete sich als junger Mann der Journalistik und redigirte während 15 Jahren den „Independent“, eine dem religiösen Fortschritte gewidmete Wochenschrift mit außerordentlichem Geschick und Erfolg. Zur Zeit unseres blutigen Bürgerkrieges trat er darin muthig und mannhaft für die Abschaffung der Sklaverei auf und da diese Wochenschrift damals in 70,000 Exemplaren über die ganze Union verbreitet war, so hat er an der Beseitigung jenes schmachvollen Menschenhandels einen größern Antheil, als das große Publikum weiß und glaubt. Wäre Tilton jemals ein professioneller Politiker gewesen, der er verstanden hätte, dem Publikum beständig seine Verdienste vorzuhalten, so glänzte heute sein Name neben dem eines Lloyd Garrison, Wendell Philipps und anderer; so aber hat er sich bescheiden mit seiner journalistischen Wirksamkeit begnügt und seinen Lohn nicht in einem einträglichen Amte, sondern in dem Bewußtsein, ein uneigennütziger Kämpe der Freiheit und des Fortschritts gewesen zu sein, gesucht und gefunden.

Eine Sammlung von Aufsätzen, die ursprünglich in dem genannten Blatte veröffentlicht waren, gab er 1870 unter dem Titel „Sanctum Sanctorum“ heraus. Diese anziehend und klar geschriebenen Artikel behandeln wichtige Zeitfragen der Politik, Gesellschaft und Religion; sie befürworten warm die Frauenemanzipation und dringen energisch auf Beseitigung einiger öffentlicher Uebelstände. Auch die darin enthaltenen literarhistorischen Artikel, besonders aber der über die in Italien gestorbene englische Dichterin Elizabeth Barrett Browning, sind höchst lesenswerth.

Das zweite prosaische Werk Tilton's ist eine Novelle,

die den Titel „Tempest-Tossed“ führt; sie erschien 1874 und fand eine ganz außerordentliche Verbreitung, denn in wenigen Jahren mußten 15 Auflagen davon gedruckt werden, um die Nachfrage zn befriedigen (neueste Auflage, New-York 1883). In dem an poetischen Gedanken reichen Bande spielt ein junger Ehemann, der auf den Wunsch seines Vaters Medizin studirt hatte, sich aber mehr zu den Ingenieurwissenschaften hingezogen fühlte und der sich lieber in der freien Luft als in der erdrückenden Atmosphäre des Krankenzimmers bewegte, die Hauptrolle. Derselbe befindet sich nebst seiner jungen Gemahlin und einer alten Dienerin auf einem Schiffe und wird kreuz und quer wie der fliegende Holländer auf dem Weltmeer umhergetrieben. Nach langen Jahren läuft er endlich in den Hafen der Ruhe und Sicherheit ein und die während dieser Zeit erlebten Abenteuer bilden dann den Hauptheil des Buches.

Das Erstlingswerk Tilton's bildete eine 1867 erschienene Gedichtsammlung, die den Titel „The Sexton's Tale, and other Poems“ trägt. Einige der darin enthaltenen Gedichte waren früher in illustrirten Separatausgaben erschienen und hatten ihren Weg in zahlreiche amerikanische Familien gefunden. Das Titelgedicht ist eine Ballade aus der Kreuzritterzeit, die in dem einfachen, aber wirkungsvollen Stil der alten schottischen Balladen gehalten ist. In dem Gedichte „The Great Bell of Roland“, das an die zu Ghent existirende Glocke, die nur dann geläutet wurde, wenn die Freiheit durch äußere Feinde in Gefahr gebracht war, anknüpft, stößt Tilton, dessen Harfe doch sonst sehr sanft und zart erklingt und der überhaupt vorzugsweise ein kontemplativer Lyriker

ist, kräftig in die Kriegstrompete und fordert seine Mitbürger zur Rettung der Union auf, da kein äußerer, wohl aber ein mächtiger innerer Feind die Zerstörung derselben mit Waffengewalt beabsichtigte. Dieses Gedicht wurde im April 1861, als Lincoln seinen ersten Aufruf zur Bildung einer Armee von Freiwilligen erließ, geschrieben und machte damals die Runde durch die gesammte amerikanische Presse.

In dem didaktischen Gedichte „Die wahre Kirche“ spricht sich Tilton ruhig über die Richtungen einiger Sektenkirchen aus, die da vergeblich auf dem Standpunkte des überlieferten Christenthums stehen, sich aber in Wahrheit mit den einfachen und leicht verständlichen Lehren Christi im Widerspruche befinden. Sein Tadel ist stets mäßig und würdevoll; er verficht beharrlich freie religiöse Anschauungen; ein Radikaler im deutschen Sinne ist er jedoch ebenso wenig, wie ein Fachtheologe, zu dem man ihn hin und wieder gemacht hat. Die in jener Sammlung enthaltenen Gedichte „The Fly“ und „Two Hungry Kittens“ bilden seit langen Jahren bevorzugte Deklamationsstücke der amerikanischen Schuljugend.

In dem Werke „Thou and I: a Lyric of Human Life, with other Poems“ bietet uns Tilton die gereifte Frucht seines ästhetischen Schaffens. Er läßt das Buch, das seinen beiden Töchtern gewidmet ist, mit einem wehmuthsvollen Gruße in Hütte und Palast um Aufnahme bitten, denn es gehöre dahin, wo die stille Thräne fließt und wo man den Schmerz über verlorene Liebe fühlt. Seine Sprache ist keusch und edel, wie überhaupt eine jede Zeile, die Tilton zum Verfasser hat. „Thou and I“ ist eine durch keine widerwärtigen Wechselgefälle getrübte Geschichte der Liebe und des Glückes, die, was den Haupt-

inhalt anbelangt, ein würdiges Seitenstück zu Longfellow's „Hanging of the Crane“ bildet. Sie zeigt uns zwei unschuldige Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die sich am Seeufer aus Steinen und Muscheln einen Palast bauen, worin er König und sie Königin ist. Die Knospenzeit der Liebe ist angebrochen; die beiden sind sich gut, wie es in einem alten Liede heißt und kein Ungemach treibt sie aus ihrem Paradiese. Sie werden Mann und Frau und begeben sich auf die Suche nach Arkadien, dem Land ohne Seufzer und Thränen. Bei der farbenreichen Beschreibung derselben setzt Tilton die mythologische Maschinerie stark in Bewegung; doch damit sich der mit den zahlreichen Wesen des Fabellandes unvertraute Leser heimisch fühle, ist dem Gedichte in Gestalt kurzer, erklärender Noten, ein sicherer Wegweiser beigegeben worden.

Das glückliche Paar hat auf seiner Reise nach Arkadien bereits den Mittag des Lebens hinter sich; die Söhne sind fortgestürmt ins feindliche Leben und die Töchter beobachten schon eigene Kinder bei Palastspielen am Seeufer. Das irdische Arkadien ist gefunden, und zwar hat es ihre unwandelbare Liebe zur Wirklichkeit gemacht. Hand in Hand erwarten sie nun ihre Auflösung; ihre Grabsteine tragen späterhin die einfache Inschrift „Thou and I“ als ob noch unter dem Grase der Staub dem Staube eine Erklärung des innigen Zusammenhörens zuflüsterte. Dieses Gedicht hat durch den Londoner Redekünstler Clifford Harrison eine melodramatische Behandlung erfahren, der in maßgebenden Kreisen hohe Anerkennung gezollt wird.

Andere Nummern dieses Bandes sind „Chant Celestial“, ein Lobgesang auf die Güte Gottes, den ein alter Sänger

der Arthur'schen Tafelrunde vorträgt; „das Grab auf der Prairie", eine an farbenreichen Schilderungen reiche Phantasie aus dem abenteuervollen Westen; „die Freude des Kummers", ein Gedicht, dem die christliche Ansicht, daß der Gerechte viel leiden muß, zu Grunde liegt; „der Herr des Landes", eine packende Darstellung des allen Schmerz und Kummer stillenden Todes u. s. w. Unter den kleineren Liedern befinden sich einige lyrische Perlen, wie z. B. das „Lied eines Wanderers". Einige Uebersetzungen, darunter eine äußerst gelungene der Heine'schen Ballade von Olaf, bilden den Schluß dieses gemüthreichen Werkes.

1882 gab Tilton seine „Swabian Stories" heraus, die von der englischen wie deutschen Presse Amerika's mit einstimmigem Lobe begrüßt wurden. Er leitet diese gereimten schwäbischen Geschichten durch ein elegant geschriebenes Vorwort ein, dem wir Folgendes entnehmen: „Schwaben existirt auf den Landkarten nicht mehr. Das Schwabenland des 16. Jahrhunderts ist vom Württemberg des 19. überdeckt und verwischt worden; aber Schwaben als Name lebt noch auf den Lippen der Menschen, wie Albion, Erin, Gallien oder Columbien. Es ist aus der Erdbeschreibung verschwunden, um fortzubestehen in Gedächtnis und Phantasie. Unter dem patriotischen Volke, dessen Vaterland es bezeichnet, ist der Name gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe. In Ulm und Eßlingen wird der stolze Sohn des Landes bei ruhiger Ueberlegung dir antworten: „Ich bin ein Württemberger"; in der Begeisterung aber ruft er aus: „Ich bin ein Schwabe." Das Volk der Schwaben ist ein ausdauernder, redlicher Menschenschlag voll Gemüth. Das malerische, hügelige Schwabenland, wenn auch nicht so groß und erhaben wie die Schweiz,

weist manche Gegend auf, die der Fremde, der sie besucht, nimmermehr vergessen wird. Die schwäbischen Alpen sind der Fußsteig der Natur zu den Alpen der Schweiz; die beiden Länder werden von einander geschieden bloß durch den Rhein und den Bodensee; ein einziger Spiegel zeigt uns die Schönheiten beider Länder. In der zauberischen Einsamkeit der Thäler von Urach wohnen der Fuchs und das Reh im Bereiche der Dorfglocken. Der Schwarzwald bildet die verzauberte Grenze schwäbischer Romantik. Die schöne blaue Donau ist schwäbischen Ursprungs. Der Neckar, der dem Vater Rhein sich zuwendet, hat eine schwäbische Laufbahn. Und obschon Deutschland kein Hauptgarten der Welt wie England sein mag, ist doch, sofern es in Deutschland eine Gegend gibt, die mit Devonshire verglichen werden kann, das liebliche Neckarthal eine solche. Wer Schwaben durchwandert zur Sommerzeit, wird Weinberge, Musik und ländliche Fröhlichkeit finden, und manche zerfallene Burg, schöner in ihren Trümmern als im Neubau. Schwaben ist das Land der alten Minnesänger. Es ist das Land des alten Eberhard im Bart, den seine Landsleute verehren, gleichwie die Amerikaner ihren Washington. Es ist das Land Kepler's, des großen Astronomen. Es ist das Land von Tübingen und seiner alten Universität. Es ist das Land von Schubart und Frischlin und anderen Helden freier Rede. Es ist das Land Danneckers, des Bildhauers. Und vor allen ist es das Land Schillers, Wielands und Uhlands — drei Namen, zu deren bleibender Ehre die ganze Erde ein Denkmal ist. Darum steht es fest, daß Schwaben, wenn auch von der Erde verschwunden, fortleben wird für immer in der Geschichte, Sage und Dichtkunst."

Wer diese Vorrede gelesen hat, liest auch sicherlich die derselben folgenden Gedichte, die den einfachen Ton der Volksballade glücklich getroffen haben. Tilton behandelt darin auch ächt volksthümliche Themen.

Es sind leibhaftige Schwabengeschichten in schönem, kernigem Englisch. Da sind: „Das Silberglöcklein von Stuttgart", „Der Esel von Hohen Neuffen", „Die Mädchen und Weiber von Weinsberg", „Fritz Ottokars Jagdgesellen", „Eberhard im Bart", „Der Gemsjäger", „Prinz Heinrichs Vorschneidemesser" und eine Anzahl anderer Gedichte, im Wesen schwäbisch, in der Erscheinung englisch. Horcht, wie das fließt, z. B. im letzten Verse von „The Fate of Frischlin":

„What nobler soul on earth can be,
Or in the heaven above,
Than one who lives for liberty
And one who dies for love!
And since this nobleness was thine
Accept, O Bard, this lay of mine."

Anastasius Grün sagt in seinem bekannten Liede vom letzten Dichter, daß so lange der Sonnenwagen im Azurgleise ziehe, der Mond leuchte und ein Auge noch weinen und ein Herz noch brechen könne, die Göttin Poesie auf Erden walle und ihre begeisterten Anhänger habe. So fahren denn die Musensöhne beständig fort, trotz der scheinbar wachsenden Abneigung des Lesepublikums für gereimte Lektüre, ihre Lieder frisch und frei in die Luft zu hauchen. Das in unserem Industrieleben herrschende Gesetz von der Nachfrage und dem Angebote hat auf die poetische Produktion keine Anwendung und deshalb hören

wir auch nie, so sehr es vielleicht erwünscht sein dürfte, von einem Strike der Dichter.

Trotzdem nur gar Wenigen die Poesie zu einer melkenden Kuh, die sie mit Brod und Butter versieht, geworden ist, so gibt es doch selbst in dem sonst so praktisch angelegten Amerika gar viele — und ihre Zahl wächst von Tag zu Tag — die kein Opfer an Zeit und Geld scheuen, um ihr Herz in Liedern ausströmen zu lassen und die in dem Tone, der aus der Seele dringt, einen befriedigenden Schatz finden.

Zu den amerikanischen Dichtern der Gegenwart, die sich einer ausgedehnten Popularität erfreuen und deren Werke beständig Käufer finden, gehört auch Will Carleton, der Verfasser der „Farm-Balladen, welcher zuerst durch sein Gedicht „Betsey and I are out", das die Runde durch die gesammte amerikanische Presse machte, die Aufmerksamkeit des Publikums erregte. Er hatte dieses Gedicht anfangs der 70er Jahre im „Toledo Blade" erscheinen lassen und da man unter seinem Namen einen Pseudonym vermuthete, so meldeten sich dann bald gar Viele als die eigentlichen Verfasser. Aber der bis dahin der Welt unbekannte Will Carleton war kein Pseudonymus, sondern ein fünfundzwanzigjähriger Mann, der 1845 bei Hudson im Staate Michigan auf einer Farm geboren war und der sich mit großen Schwierigkeiten durch das Hillsdale College hindurchgearbeitet und sich dann der Journalistik gewidmet hatte. Zwar hatte derselbe schon vorher mehrere Gedichte größtentheils für festliche Gelegenheiten geschrieben und unter anderen auch ein vielfach rezitirtes Gedicht für den jährlichen Gräberschmückungstag verfaßt; populär im eigentlichen Sinne aber wurde er erst durch

die genannte Farmballade, wozu er späterhin unter dem Titel „How Betsey and I made up“ eine gelungene Fortsetzung schrieb. In seinem „Young Folks' Centennial Rhymes“ lieferte er seinen und zwar äußerst matten Beitrag zur amerikanischen Centennial-Literatur. Doch bald kehrte er wieder zu seinen Schilderungen der Freuden und Leiden der westlichen Pioniere zurück und so ist denn allmälig seine „Farmserie“ zu drei stattlichen Bänden angeschwollen, welche die Titel „Farm Ballads“, „Farm Legends“ und „Farm Pastorals“ führen und mit guten Illustrationen geschmückt im Harper'schen Verlage erschienen sind. Drei seiner in dieser Serie enthaltenen Hauptgedichte sind, beiläufig bemerkt, von Caspar Butz sehr gut in das Deutsche übertragen worden und befinden sich in dessen „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners“ (Chicago 1870).

„Betsey and I are out“ ist ein von einem biederen Ehemann erzählter Beitrag zur Geschichte der kleinen häuslichen Wirren, die aber hier beinahe zu einer Scheidung führten. Der Betreffende beklagte sich beim Advokaten bitter, daß er und seine Gattin seit geraumer Zeit nicht mehr so recht harmonirten und je mehr sie miteinander über die Beweggründe ihrer häufigen Zerwürfnisse argumentirten, desto weniger kämen sie schließlich zu einer friedlichen Uebereinstimmung. Da ihn seine Frau jedoch während seines Krankseins treu gepflegt und überhaupt eine brave Haushälterin gewesen ist, so vermachte er ihr die Hälfte seines Vermögens und dann auch sein Haus, da ja ein Mann leicht in der Fremde ein Obdach finden könne. Doch wünscht er, daß er unter dem von ihm gepflanzten Ahornbaum vor seinem Hause dereinst

15*

begraben werde und knüpft daran den Wunsch, seiner Frau, von der er sich nun scheiden lassen will, möge dort auch ruhen, denn in der Stille des Grabes würden sie sicherlich friedlich miteinander auskommen. Doch die Versöhnung findet glücklicherweise schon früher statt, denn im Grunde genommen waren sich Beide jedoch nie recht gram gewesen. Carleton behandelt in jenem auf das Farmleben bezüglichen Gedichte überhaupt nur der Wirklichkeit entnommene Themata und versteht es, auch die Sprache jener einfachen Helden, trotzdem dieselbe oft an Slang erinnert, naturgetreu wiederzugeben. In allen seinen Gedichten herrscht eine optimistische Gesinnung und ein mit derselben eng zusammenhängender religiöser Ton, wie man ihn in idyllischen Gemälden einmal gewöhnt ist.

Carleton hat sich vor einigen Jahren in Brooklyn häuslich niedergelassen. Sein neuestes Werk „City Ballads" (1885) ist jedoch ein schwaches Produkt.

Im Jahre 1861 erschienen in einigen New-Yorker Zeitungen längere, schöngeistige Causerien über Wälder, Vögel, Fallenstellen, Fischen und Jagen, die „John Burroughs" unterzeichnet waren und die späterhin unter dem Titel „From the Back Country" in Buchform veröffentlicht wurden. Dieses Werkchen, das uns in anziehender Sprache mit den Geheimnissen und stillen Freuden des Heumachens nnd des Aepfelsammelns, kurzum mit allen landwirthschaftlichen Arbeiten bekannt machte, fand eine sehr günstige Aufnahme; denn Amerika hatte nun seinen Björnson gefunden, der das Farmleben mit dem Auge des Dichters ansah und der zugleich infolge seiner gemüthreichen Naturbetrachtungen als Schüler Thoreau's gelten konnte. Den Namen des Verfassers hielt man

anfangs für einen nom de plume; das Interesse an seinen Schriften jedoch dehnte sich natürlich auch bald auf seine Person aus und so berichteten dann bald die Zeitungen, daß jener Schriftsteller wirklich John Burroughs heiße und daß er im Jahre 1837 in Roxbury, Delaware County, Staat New-York geboren und auf einer Farm aufgewachsen sei. Er hatte die seinem elterlichen Hause zunächst gelegene Dorfschule besucht und sich in seinem 17. Jahre der Schulmeisterei gewidmet.

Im Jahre 1864 erhielt er eine gut zahlende Anstellung im Schatzdepartement zu Washington und ersparte sich in wenig Jahren so viel, daß er sich zu Esopus am Hudson ein paar Acker Land kaufen und darauf ein Haus bauen konnte. Dort lebt er nun ruhig seinen Liebhabereien. Das erste Buch, womit er vor die Oeffentlichkeit trat und das nun längst vergriffen ist, war „Notes on Walt Whitman as Poet and Person“ (New-York 1867, 2. Auflage 1871), worin er sich zum Vertheidiger des Dichters der „Grashalme“ aufwarf und das Verständnis derselben anzubahnen suchte. Seine übrigen, alle in Boston erschienenen Werke, wie „Winter-Sunshine“, „Wake-Robin“, „Locust and Wild Honey“, „Pepacton“ und „Birds and Poets“, bestehen größtentheils aus frischen, anmuthigen und erquickenden Naturgemälden. In allen seinen Schilderungen weht ein stärkender Wald- und Wiesenduft und der Gesang der Vögel ist fast in jeder Zeile hörbar. Burroughs ist ein passionirter Fußgänger, der sich im heißesten Sommer wie im kältesten Winter in der freien Natur herumtreibt. Seine Schriften sind daher auch das Evangelium der Spaziergänger. In dem Werke „Winter-Sunshine“ plaudert er allerliebst über Sonnenschein, Regen,

Blumen, Vögel und ähnliche bekannte Dinge des täglichen Lebens, denen schwer eine neue Seite abzugewinnen ist. Man sieht, er steht mit der gesammten Natur auf sehr intimem Fuße; seine Fußtouren beschreibt er so anschaulich, daß man zuletzt glaubt, man nähme selber daran Theil. Seine große Vorliebe für die Neger hat auch nur in dem Umstande ihren Grund, weil dieselben bessere Fußgänger als die Yankees sind. Auf die Seebäder, d. h. auf unsere fashionablen Badeorte, ist er schlecht zu sprechen und auf die Leute, welche dieselben besuchen, noch viel schlechter. Dort, sagt er, bewegt sich Niemand in der freien Luft; man sieht Niemanden mit staubigen Schuhen oder sonnverbranntem Gesichte; daselbst ißt und trinkt man nur, kleidet sich sorgfältig nach der neuesten Mode und sitzt dann und wann eine Stunde gähnend oder Zeitung lesend auf der Veranda eines Hotels. Das Ausgehen ist plebejisch; selbst die unbedeutendste Entfernung muß zu Wagen zurückgelegt werden. Burroughs hingegen beneidet aufrichtig den deutschen Handwerksburschen, der am Wanderstabe die Welt durchmißt und dem Wind und Wetter alte, liebe Bekannte sind. Auf der Landstraße sieht man noch die Menschen wie sie wirklich sind und lernt sie daher auch besser kennen.

Burroughs ist mit den Spuren aller Thiere genau bekannt und weiß, wo sie ein und ausgehen. Mit den Schlichen des Fuchses ist er besonders vertraut und weiß über den schlauen Reinecke gar interessant zu plaudern. Jeder Naturlaut fordert seine Aufmerksamkeit heraus. Wenn er nachts den Sturm heulen hört oder die Stimme eines Thieres vernimmt, so erhebt er sich von seinem Lager und lauscht so andächtig wie der frömmste Methodist

in seiner Kirche, denn ihm sind diese Laute Sphärenmusik, die er als Dichter zu deuten versteht. Jedes seiner Bücher enthält mindestens zwei oder drei Kapitel über Vögel und wenn man die Beschreibung seiner Reise nach England liest, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, er habe nur zu dem Zwecke den Ozean durchkreuzt, um die Bekanntschaft der europäischen Vogelwelt zu machen.

„Wake-Robin“ ist ein Buch, welches das Studium der Ornithologie verallgemeinern soll. Darin zeigt er sich als ein unermüdlicher Beobachter der befiederten Sänger der Lüfte, der so „vogelsprachekund“ wie Salomo ist. Etwas aber befürchten wir: der amerikanische Junge kann so wie so schon keinen Vogel sehen, ohne entweder nach einem Steine oder der Flinte zu greifen; liest er nun noch dieses treffliche Buch, so wird erst recht kein Vogel mehr vor ihm sicher sein.

In „Locust and Wild Honey“ plaudert Burroughs in seiner bekannten, anziehenden Manier über Wetter, Erdbeeren, Bienen, Fische und selbstverständlich auch über seine Lieblinge, die Vögel. In jedes Nest, das er auf einem Baume entdeckt, blickt er hinein und erzählt uns dann, was er darin gesehen hat; mit den gefährlichsten wilden Bienen steht er auf vertrautem Fuße und keine derselben wagt es, ihn zu stechen. In dem Buche „Pepacton“, das so nach dem Namen des Flüßchens in der Heimat des Verfassers getauft ist, haben wir frische Beschreibungen von Ausflügen zu Land und zu Wasser und treffliche Bemerkungen über die wahren und falschen Naturansichten berühmter Dichter. Nach haarsträubenden Abenteuern sucht man überall bei Burroughs vergebens; bei ihm ist alles friedlich und ruhig und man geräth

beim Lesen seiner Werke leicht in die sonntägliche Schäferstimmung, wie sie Uhland in einem seiner Lieder so wirksam geschildert hat.

In „Birds and Poets“ berührt er seine alten Themen aufs Neue und es scheint uns beinahe, als läse er die Werke der Dichter nur, um ihre Aussprüche über die Vögel zu sammeln. Die diesem Bande beigegebenen lesbaren Essays literarhistorischen Inhalts behandeln Emerson und seinen Lieblingsdichter Walt Whitman, dessen Vogelidylle „Out of the cradle endlessly rocking“ er ebenfalls als das erhabenste Gedicht seiner speziellen Gattung bezeichnet.

Der alte Napoleon sagte einst: „Man kratze einen Russen, und man findet einen Tartaren.“ Man wende nun diesen Ausspruch auf die meisten Schriftsteller Amerikas an, und er heißt: „Wer einen amerikanischen Schöngeist kratzt, wird einen Juristen finden.“ Ob dieselben zur gewünschten Zeit nicht die zum Lebensunterhalt erforderlichen Klienten fanden, oder ob ihnen die Juristerei in tiefster Seele verhaßt war, — einerlei, es blieb Allen wenigstens das Bedürfnis, sich der Menge zu zeigen und sich Gehör zu verschaffen. Auch Charles Dudley Warner (geboren 12. September 1829 zu Plainfield in Massachusetts) hatte sich ursprünglich der Jurisprudenz gewidmet und auch eine Zeit lang in Chicago als Advokat praktizirt. Als er jedoch seinen Wohnsitz nach Hartford in Connecticut (1860) verlegte, schüttelte er den Aktenstaub für immer ab und widmete sich der Schriftstellerei, die er seit jener Zeit mit wachsendem Erfolg kultivirt hat. Warner sieht das Leben stets von der Sonnenseite an und berücksichtigt die Widerwärtigkeiten des Lebens nur dann, wenn

sie ihm Stoff zu sarkastischen Bemerkungen liefern. In seinen anregenden und gemüthreichen Naturbetrachtungen ist er allerdings weniger philosophisch, als der Sonderling und Einsiedler Thoreau; dafür aber ist er heiterer und sympathischer. Auch beeinträchtigt er den poetischen Genuß seiner Schriften nicht durch überflüssige und werthlose Bemerkungen, die auf einer peinlich-minutiösen Beobachtung des alltäglichen Naturlebens beruhen, wie es z. B. John Burroughs thut, und in Folge dessen sind auch seine Werke viel populärer, als die jener beiden dasselbe Genre kultivirenden Schriftsteller geworden.

In seinem reizenden Buche „Being a Boy" sagt er, daß es gerade kein Verdienst sei, ein Knabe zu sein, doch gehöre immerhin schon Uebung dazu, um ein guter zu sein; es frage sich nun, ob sich diese Anstrengung lohne, da die Knabenzeit ja doch bekanntlich von sehr kurzer Dauer sei. Von dieser Ansicht ausgehend, schildert er dann die Freuden und Leiden eines urwüchsigen Farmersjungen zur Sommer- und Winterzeit; er zeigt uns denselben in seinem Umgang mit Kühen und Ochsen, und läßt uns Zeuge seines Sehnens und Hoffens in der goldnen Zeit seiner ersten Liebe sein. In seinen zahlreichen sarkastischen Ausfällen auf die politischen und sozialen Um- und Uebelstände der Gegenwart, deren er sich so wenig wie die Katze des Mausens enthalten kann, trifft er meistentheils den Nagel auf den Kopf, und hat daher auch stets die Lacher auf seiner Seite.

In den „Backlog Studies" macht er eingangs die Bemerkung, daß das jetzige Farmerleben von dem aus der Zeit, da die Vorväter noch ihre Rasirmesser auf dem Lederrücken der alten Familienbibel schärften, sehr ver-

schieden sei, womit er aber unter keiner Bedingung andeuten will, daß jetzt jede öffentliche wie private Tugend verschwunden sei. Warner's Plaudereien am Herdfeuer über Literatur, Architektur, Sonntagsschulen, Religion und Schauspielkunst zeigen wenigstens, daß das alte, trockene Puritanerthum einem gesunden Humor und einer liberalen Weltanschauung Platz gemacht hat, und daß also kein Grund vorliegt, der alten Zeit die sprichwörtliche Bezeichnung „gut“ zu vindiziren.

In dem köstlichen Buche „My Summer in a Garden“ erzählt er die Erlebnisse eines Städters, der sich „procul negotiis“ während der Sommerzeit auf die Gärtnerei verlegt und dadurch allerlei unvorhergesehene Abenteuer zu bestehen hat. Schon als Kind, sagt der Verfasser, lieben wir den Schmutz und beschäftigen uns auf allerlei Arten damit; so lange wir schmutzig sind, sind wir rein. Wenn wir dann späterhin in der Welt herumgefahren sind und allerlei Heil und Unheil angerichtet haben, erwacht in uns wieder, wie Cicero in seinem Buche über das Alter sagt, die Lust zum Landbau, und wir kehren, wenn wir können, wieder zur Beschäftigung mit der friedlichen Scholle zurück und glauben steif und fest, daß Antäus ein passionirter Landmann gewesen sei. So liebt auch Warner die landwirthschaftliche Beschäftigung und segnet sie, wenn er nicht zu viel davon hat.

Wenn irgend etwas auf Erden dazu angethan ist, den Menschen in die Geheimnisse der Tugend und Philosophie einzuweihen, dann ist es die Privatgärtnerei; der Garten ist ein Moralprediger, der Geduld und Ausharren lehrt und stets auf die Zukunft verweist. Warner's Buch „My Summer in a Garden“ bildet ein humoristisches

Seitenstück zu Greeley's ernstgemeinten Werk „What I know about Farming“; doch kommen die praktischen Resultate, die diese beiden Schriftsteller als Schollenbauer erzielten, so ziemlich auf Eins heraus.

In den Reiseplaudereien „Baddeck“ und „In the Wilderness“ erzählt uns Warner seine harmlosen Abenteuer, die er während der Sommermonate in den Neuengland-Staaten und in Kanada erlebte und in dem Werke „Saunterings“ gibt er uns seine Reiseeindrücke aus Europa. Sein längerer Aufenthalt in Deutschland veranlaßte ihn zu der Bemerkung, daß Jeder, der die Deutschen genau kenne, sie unbedingt lieben müsse.

Ein längerer Aufenthalt im Orient gab ihm Stoff zu den beiden Werken „In the Levant“ und „My Winter on the Nile“, die, da Reiseschriften, welche das heilige Land behandeln, in Amerika stets gern gelesen werden, in ungemein zahlreichen Exemplaren verbreitet wurden.

Außerdem veröffentlichte Warner eine Lebensgeschichte Capt. Smith's, des alten, bekannten, amerikanischen Pioniers. Sein verdienstvollstes Unternehmen aber ist die Herausgabe der „American Men of Letters“, einer Serie biographisch-kritischer Werke, für die er die besten literarischen Kräfte Amerika's gewonnen hat. Er selber schrieb dafür eine äußerst anziehende und lehrreiche Biographie Washington Irvings, des Lieblingsschriftstellers der amerikanischen Nation.



Historiker.

Wenn der Durchschnitts-Amerikaner vor dem Auftreten des Historikers Motley den Namen „Holländer“ hörte, so dachte er dabei gewöhnlich an die von Washington Irving gezeichnete Figur des sonderbaren Dietrich Knickerbocker und ein mitleidiges Lächeln stahl sich unwillkürlich auf seine Wangen; Motley aber hat das Unheil, das jener gutmüthige Satiriker angerichtet hat, dadurch glänzend beseitigt, daß er dem Volke, das dem Meere seine Heimath abtrotzte und das dieselbe späterhin von einem noch gefährlicheren Tyrannen als dem nassen Elemente heldenmüthig befreite, seine historische Würde wiedergab und dem von Irving so hochkomisch ausgestatteten Stuyvesant die treu gezeichneten Helden Wilhelm der Stille und Johann von Barneveld gegenüber stellte.

John Lothrop Motley wurde am 15. April 1814 zu Dorchester in Massachusetts geboren. Da seine Eltern sehr wohlhabend waren, konnten sie ihm eine ausgezeichnete Schulbildung angedeihen lassen und dieselbe erhielt er dann unter Anderem auch an der von Cogswell und dem

späterhin so berühmt gewordenen Historiker Bancroft zu Round Hill geleiteten Anstalt. Motley lernte, was ihm gerade gefiel; er besaß ein leicht erregbares Temperament und sein Fleiß war gerade nicht lobenswerth. Doch er begriff sehr leicht, besonders fremde Sprachen und nahm hauptsächlich Interesse am deutschen Unterrichte, den Bancroft, der damals einer der wenigen Amerikaner war, welche Deutsch verstanden, selber leitete.

1827 bezog Motley das Harvard College, strengte sich aber auch dort nicht sonderlich mit dem Studiren an. Er las gern historische Novellen, übersetzte einige Gedichte Goethe's in das Englische und hielt auch einst bei einer Klassenfeierlichkeit eine begeisterte Rede über den deutschen Altmeister. Die Jahre 1832 und 1833 brachte er auf den Universitäten Göttingen und Berlin zu. In erstgenannter Stadt machte er auch die Bekanntschaft Bismarck's und letzterer lieferte über ihn in einem an Dr. Holmes in Boston gerichteten Briefe folgende Mittheilungen:

„Motley studirte im Allgemeinen fleißiger als die meisten Corpsmitglieder. Er sprach nicht besonders gut Deutsch, glänzte aber trotzdem doch durch eine geistreiche Unterhaltung. Im Herbste 1833 zogen wir zur Fortsetzung unserer Studien nach Berlin und wohnten daselbst zusammen in einem Hause in der Friedrichstraße. Motley wollte damals Goethe's „Faust“ übersetzen und versuchte es auch, deutsche Original-Gedichte zu schreiben.“

Motley lag in Deutschland hauptsächlich dem Studium der Jurisprudenz ob, doch beeilte er sich nach seiner 1834 erfolgten Rückkehr nach Amerika nicht im Mindesten, Klienten zu gewinnen, denn seine Mittel erlaubten es

ihm, auch ohne eine Berufsthätigkeit sorgenfrei leben zu können. 1837 verheiratete er sich mit einer Tochter von Park Benjamin und 1839 ließ er den zweibändigen Roman „Morton's Hope“ erscheinen, der ungelesen blieb und von den Kritikern, die sich die Mühe nahmen, überhaupt ein paar Zeilen darüber zu schreiben, einstimmig verurtheilt wurde. Dieser Roman hat jedoch insofern eine Bedeutung, als der Held desselben, Morton nämlich, nichts anders als das getreue Konterfei Motley's in seiner Sturm- und Drangperiode ist. Morton, der sich als Kind ein Puppentheater einrichtet, der als Knabe ein unersättlicher Leser alter Balladen und Historien ist und der als ehrgeiziger, ruhmsüchtiger Jüngling eine neue Welt erobern, organisiren und regieren und ihr Dichter und Geschichtsschreiber werden will, Morton, der stets mit der Feder hinter dem Ohre frühstückt und in Gesellschaft eines tischgroßen Folianten dinirt — das ist der junge Motley selber, mit seinem Wissensdurst und seiner Sucht nach Auszeichnung und Ruhm.

1841 wurde Motley zum Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in Petersburg ernannt, und reiste nach dem Orte seiner Bestimmung ab. In Rußland gefiel es ihm jedoch nicht im Geringsten und da seine Ausgaben mit den Einnahmen in sehr ungünstigem Verhältnisse standen und sich auch das Heimweh bei ihm einstellte, so kehrte er schon nach wenigen Monaten nach Amerika zurück. Nun widmete er sich vorzugsweise historischen Studien und schrieb einige Aufsätze für die „North American Review“, die bereits alle seine hervorragenden Eigenschaften als Historiker, nämlich einen fließenden, poetischen Stil und lebensgetreue Zeichnungen seiner Helden, im hellsten

Lichte zeigen. Auch war Motley einer der Ersten, der auf die wahre Bedeutung des französischen Romanciers Balzac, der so lange vergeblich nach Anerkennung gestrebt hatte, hinwies.

Motley's zweite Novelle, nämlich „Merry Mount“, fand schon günstigere Aufnahme; die Kritiker beschäftigten sich eingehend mit ihr und prophezeiten, daß der junge Autor doch noch als Romanschriftsteller sein Glück machen würde.

Motley hatte bereits 1846 angefangen, Material zu zu einer umfangreichen Geschichte Hollands zu sammeln; da ihm dasselbe aber nicht für die Ausarbeitung seines projektirten Werkes genügte, so begab er sich 1851 mit seiner Familie nach Europa und durchstöberte besonders die Bibliotheken und Archive von London, Berlin, Dresden, Brüssel u. s. w. nach weiteren Dokumenten. Er entfaltete einen wahren Riesenfleiß, so daß schon 1856 sein „Rise of the Dutch Republic“ in drei großen Octavbänden druckfertig war.

Da Murray, der bekannte Londoner Verleger, die Publikation dieses Werkes nicht übernehmen wollte, so ließ es Motley auf seine eigenen Kosten drucken und übergab den Vertrieb John Chapman, einem anderen Verlagsbuchhändler in London. Das Werk fand die günstigste Aufnahme und Murray gestand dem Verfasser später ein, eine nicht zu entschuldigende Unterlassungssünde begangen zu haben und bat ihn dringend, ihm doch jedes zukünftige Werk zur Veröffentlichung zu überlassen.

Die Harper'sche Verlagshandlung in New-York veranstaltete augenblicklich eine amerikanische Ausgabe dieses Werkes; Guizot beaufsichtigte eine französische Uebersetzung

desselben und schrieb eine geistreiche Einleitung dazu; außerdem wurde es ins Deutsche, Holländische und Russische übertragen.

Innerhalb eines Jahres wurden von diesem Werke in England, woselbst ihm der Historiker Froude in der „Westminster Review“ eine eingehende und liebevolle Besprechung gewidmet hatte, gegen 15,000 Exemplare verkauft und auf den bisher unbekannten Verfasser regnete es nun förmlich ehrenvolle Auszeichnungen aller Art. Alle Kritiker stimmten darin überein, daß Motley die Physiognomie der von ihm behandelten Epoche gründlich studirt und daß er vollendete Porträts der betreffenden historischen Persönlichkeiten geliefert habe. An Kraft der dramatischen Darstellung kommt ihm wohl Carlysle gleich, übertrifft ihn aber nicht, und was bei Motley so außerordentlich wohlthuend wirkt, ist seine aufrichtige Freiheitsliebe und sein bitterer Haß gegen alle geistliche und weltliche Tyrannei.

Ermuthigt durch diesen außerordentlichen Erfolg, machte sich Motley nun an die Ausarbeitung der „History of the United Netherlands“, von der bereits schon 1860 die beiden ersten Bände erschienen. Das ganze Werk besteht aus vier Bänden, welche die Zeit von Wilhelm dem Stillen bis zum zwölfjährigen Waffenstillstand (1609) behandeln.

Als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach, veröffentlichte Motley in der Londoner „Times“ mehrere zeitgemäße Abhandlungen, die nicht wenig dazu beitrugen, die Vorurtheile der Engländer gegen Amerika zu beseitigen und die Lincoln bewogen, den Verfasser zum amerikanischen Gesandten in Oesterreich zu ernennen.

In Wien verlebte nun Motley sechs volle Jahre, eine Zeit, die er zu der glücklichsten seines Lebens rechnete. Mit dem Kaiser von Oesterreich stand er auf vertrautem Fuße; dem Bruder desselben, dem unglücklichen Maximilian aber war er nicht im Mindesten gewogen und entwarf auch einst eine Schilderung von ihm, die nichts weniger als schmeichelhaft war.

Daß Motley auch in den Künsten der Diplomatie bewandert war, zeigte er durch seine geschickte Beseitigung der betreffs Maximilian's entstandenen Differenzen zwischen Oesterreich und Amerika.

Wie so viele verdienstvolle Männer, so wurde auch Motley unter der Präsidentschaft des Renegaten Andrew Johnson gezwungen, seine Resignation einzureichen. Ein gewisser George W. McCracken — ob derselbe eine wirkliche oder fingirte Persönlichkeit war, ist nie genügend festgestellt worden — hatte nämlich von Paris aus an ein New-Yorker Blatt einen Artikel gesandt, in welchem die amerikanischen Vertreter an den europäischen Höfen, besonders aber Motley, in der gehässigsten Weise angegriffen wurden. Wer Hawthorne's Erlebnisse als Consul in Liverpool gelesen hat, weiß, welchem abscheulichen Spioniersystem die amerikanischen Beamten im Auslande ausgesetzt sind und wie sehr sie gezwungen sind, selbst im vertrauten Kreise ein jedes Wort auf die Goldwage zu legen.

Motley aber hatte die Gewohnheit, sich über jede Frage rückhaltslos auszusprechen und da er außerdem den professionellen Politikern stets mit einer gewissen aristokratischen Würde gegenüber trat, so hatte er sich allmählich, ohne daß er es ahnte, zahlreiche Feinde

geschaffen, die im Geheimen auf seine Beseitigung wirkten. Motley reichte also seine Resignation ein, die natürlich augenblicklich acceptirt wurde.

1867—68 erschienen die beiden letzten Bände seiner Geschichte der Vereinigten Niederlande. Wenn er darin auf diplomatische Intriguen zu sprechen kommt, führt er eine derbe, beißende Sprache; stets aber zeigt er sich als aufrichtiger Freund der Freiheit und des Fortschrittes, der in jedem Kämpfer für diese Ideale einen treuen Kameraden sieht.

Als General Grant zum Präsident der Vereinigten Staaten gewählt wurde, erhielt Motley die Gesandtschaftsstelle am englischen Hofe. Dieser Ehre erfreute er sich jedoch nur kurze Zeit. Motley war ein intimer Freund Charles Sumner's und da dieser Staatsmann die Pläne Grant's zu oft durchkreuzte, ohne daß man ihm etwas anhaben konnte, so wollte man wenigstens seinen Freund den Zorn des Gewaltigen fühlen lassen und zwar dadurch, daß man ihn auffallend schnell von seinem Posten entfernte.

Motley blieb in London und veröffentlichte sein zweibändiges Werk „Life and Death of John of Barneveld“, welches gleichsam als Einleitung zu seiner projektirten Geschichte des dreißigjährigen Krieges dienen sollte. Die Vollendung dieses Werkes, welches seine historischen Studien zum Abschluß bringen sollte, erlebte er jedoch nicht. Als Motley im Jahre 1875 zum letzten Male zu einem kurzen Besuche nach Amerika kam, sah er gar kränklich und schwächlich aus; er litt an der Bright'schen Nierenkrankheit und starb am 29. Mai 1876 zu Doretshire in England im Hause seiner verheirateten Tochter, der Frau

Sheridan. Er ward auf dem Kensal Green Cemetery in der Nähe Londons an der Seite seiner Gattin, die zwei Jahre vor ihm gestorben war, beerdigt.

Motley war ein Mann von ausgeprägter Individualität; als Politiker konnte er wohl unter Lincoln, nicht aber unter Johnson und Grant Carriere machen. Die wissenschaftlichen Institute des In- und Auslandes ehrten sich dadurch, daß sie seinen Namen auf die Liste der Ehrenmitglieder setzten und ihm die höchsten Ehrentitel verliehen.*)

Außer Motley hat sich auch der amerikanische Politiker Henry Cruse Murphy (geb. 10. Juli 1810 in Brooklyn, gest. am 1. Dezember 1882 daselbst) um die Geschichtsschreibung der Holländer große Verdienste erworben; letzterer jedoch beschäftigt sich hauptsächlich mit der früheren Geschichte der Holländer, soweit sie die Besiedlung Amerika's betraf.

Nachdem Murphy das Columbia College in New-York absolvirt hatte, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und ward 1833 zur Ausübung derselben zugelassen. 1834 wurde er städtischer Anwalt von Brooklyn und nachdem er in den darauffolgenden Jahren mehrere Ehrenämter bekleidet hatte, ward er 1842 zum Mayor dieser Stadt und in demselben Jahre auch als Mitglied des Kongresses erwählt. Als im Jahre 1852 die Demokraten den General Pierce zu ihrem Präsidentschaftskandidaten ernannten, fehlte Murphy nur eine Stimme

*) Motley's Leben ist von O. W. Holmes (Boston 1881) eingehend beschrieben worden. Seine Korrespondenz wurde 1889 in New-York von G. W. Curtis in zwei Bänden herausgegeben; von derselben erschien auch eine deutsche Uebersetzung in Berlin.

und er hätte die Nomination erhalten. 1857 wurde er vom Präsidenten Buchanan als Gesandter nach den Niederlanden geschickt und blieb in dieser Stellung, bis ihn Lincoln abrief. Nach seiner Rückkehr wurde er auf sechs aufeinander folgende Termine in die Staatslegislatur gewählt, und während dieser Zeit agitirte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für den Bau einer Brücke über den Eastriver, wodurch die beiden Städte Brooklyn und New-York enger verbunden werden sollten.

Während seines Aufenthaltes in den Niederlanden durchstöberte Murphy alle holländischen Archive, um historisches Material zu finden, das über die Besiedlung Long Islands durch die Holländer neue Aufschlüsse gewähre. Einen Theil seiner Forschungen legte er in Abhandlungen nieder, die in „The North American Review“, „The Democratic Review“ und im „Historical Magazine“ erschienen; auch übersetzte er damals De Vries' „Reise von Holland nach Amerika 1632—1644“ in das Englische und der New-Yorker Bücherfreund James Lenox ließ dieses Werk 1853 in prachtvoller Ausstattung auf eigene Kosten drucken. Vom Original dieses Werkes befand sich damals nur ein Exemplar in Amerika und dieses gehörte den oben erwähnten Lenox.

1854 übersetzte und veröffentlichte Murphy zwei ältere holländische Flugschriften, die sich auf die Kolonien in Amerika bezogen. Auch schrieb er für Privatcirculation Abhandlungen über Hendrik Hudson und dessen Reisen, sowie über Jakob Strenham, den ersten Dichter der neuen Niederlande. 1864 veröffentlichte er „Poetry of Nieuw-Nederlandt: comprising Translations of Early Dutch Poems relating to New-York, with Memoirs“, ein Werk, das

in der 1875 vom Bradford-Club veröffentlichten „Anthology of New-Netherland“ eine werthvolle Ergänzung fand. Die in diesen beiden Werken enthaltenen Uebersetzungen sind durchgängig gelungen und ist auch auf die sie begleitenden historischen Notizen große Sorgfalt verwendet worden.

In den letzten Jahren seines Lebens war Murphy mit der Ausarbeitung einer „History of Early Maritime Discovery in America“ beschäftigt; doch ist dieses Werk leider unvollendet geblieben. Nur ein größeres Kapitel desselben erschien in Buchform, nämlich „The Voyage of Verrazzano“ (1875).

John Foster Kirk, ein leider in Amerika wenig bekannter, dafür aber in Europa desto höher geschätzter Historiker, hat sich durch sein monumentales Werk über Karl den Kühnen von Burgund als Geschichtsforscher ersten Ranges dokumentirt.*)

Kirk wurde im Jahre 1824 zu Fredericktown in New-Brunswick geboren und erhielt eine gediegene klassische Ausbildung. 1842 ging er nach Boston und war elf Jahre lang der zuverlässigste Mitarbeiter Prescott's, von dessen Werken er auch vor einigen Jahren eine neue Ausgabe veranstaltete. Prescott hielt mit Recht große Stücke auf ihn und unterstützte ihn auch reichlich mit Rath und That bei der Ausarbeitung des genannten Geschichtswerkes.

Kirk machte zwei Reisen nach Europa und durchforschte besonders die Archive der Schweiz und Frankreichs fleißig; er setzte sich in den Besitz werthvollen, bis

---

*) History of Charles the Bold, Duke of Burgundy. 3 Bde. Philadelphia 1864.

jetzt unbenutzten Materials, wodurch er also seinem Werke dauernden Werth verlieh. Dasselbe erschien 1864 in drei starken Oktavbänden zu Philadelphia. Kirk hatte sich unstreitig ein schwieriges Thema gewählt; auch kann man es kein dankbares nennen, denn das Interesse für die betreffende Episode scheint so ziemlich eingeschlummert zu sein. Mit kräftigen Strichen zeichnet er seinen kriegsmuthigen, aber unbesonnenen, hartnäckigen und von wilder Herrscherbegierde besessenen Helden, der in seinem kühnen Bestreben, das Herzogthum von Burgund zu einem gallisch-belgischen Königreiche zu erweitern, elendiglich sein Leben einbüßte. Die Zustände Frankreichs ausgangs des 14. und anfangs des 15. Jahrhunderts werden anschaulich geschildert und das Bild des arglistigen und verschmitzten Ludwig des XI. ist vielleicht niemals getreuer gezeichnet worden.

Die Schlacht von Nancy, in welcher Karl der Kühne sein Leben verlor, wird mit dramatischer Lebendigkeit geschildert, so daß der Leser glaubt, er sei selber Zeuge jenes blutigen Gemetzels. Auch den mitwirkenden geschichtlichen Personen untergeordneter Bedeutung läßt Kirk volle Gerechtigkeit widerfahren, so daß wir also in seinem Werke eine Arbeit lobenswerthen Fleißes und gründlicher und gewissenhafter Forschung vor uns haben. Schade, daß wir von ihm nur dies eine Werk zu registriren haben!

Seit längeren Jahren ist Kirk Redakteur von Lippincott's „Monthly".

Henry Coppée, Präsident der Lehigh Universität von Pennsylvanien, zählt auch zu den Historikern der Neuzeit, denn er hat eine zweibändige „History of the

Conquest of Spain by the Arab-Moors (Boston 1881) erscheinen lassen. Er hatte sich während der Jahre 1846 bis 1848 in Mexiko aufgehalten und die dortigen Spuren der alten, muthigen Conquistadoren hatten ihm solches Interesse eingeflößt, daß er sich in seinen Mußestunden dem Studium jener interessanten Epoche widmete und sich in den Besitz werthvoller literarischer Hilfsmittel setzte. Die Eroberung Mexiko's hatte jedoch bereits in Prescott einen klassischen Darsteller gefunden, dafür aber war das spanische Mutterland reich an romantischen Perioden und so beschloß denn Coppée schließlich, sich die Eroberung Spaniens durch die Mauren zum Thema einer geschichtlichen Behandlung zu wählen. Hier brauchte er wenigstens nicht den Einfluß eines andern Amerikaner's, Washington Irving's nämlich, zu befürchten.

Coppée liefert in seinem Werke ein anschauliches, lebendiges Bild der Völker und Zustände Spaniens während der Glanzperiode der Mauren; seine Sprache ist anziehend und erfrischend und die Darstellung einzelner Episoden ist oft von dramatischer Wirkung. Leider aber ist dieses Werk durch ungemein zahlreiche Druckfehler entstellt und historische Treue kann man schon deshalb nicht darin erwarten, weil sich der Verfasser zu viel auf J. A. Condé's „Historia de la dominacion de los Arabes en España“ verlassen hat. Dieses Quellenwerk wimmelt von Irrthümern; Condé arbeitete nach arabischen Dokumenten, ohne jene Sprache gründlich zu verstehen. Er fälschte die Data hundertweis und erfand historische „Thatsachen“ tausendweis; aus einem Individuum machte er zuweilen zwei oder sogar drei verschiedene Personen. Hätte Coppée

sich mit den Ansichten der Orientalisten Renan, Fleischer und Drozy betreffs dieses Quellenwerkes rechtzeitig vertraut gemacht, so würde er es sicherlich nicht zu seinem hauptsächlichsten Führer gewählt haben. Außerdem hat er noch einige andere Werke von zweifelhafter Zuverlässigkeit benutzt; einige wirklich gediegene Werke hingegen, wie z. B. Lembke's und Schäfer's „Geschichte Spanien's“, die fünfte und sechste Abtheilung von Felix Dahn's „Könige der Germanen“ und R. St. Hilaire's spanische Geschichte, die Frucht fünfzigjähriger Studien, scheinen ihm ganz unbekannt geblieben zu sein.

Recht interessant und prächtig geschrieben sind die Kapitel über die arabische Civilisation in Spanien, aber auch hier hätte Coppée viel Gründlicheres liefern können, wenn ihm Schack's „Poesie und Kunst der Araber“ und Contreros' „Monumentos Arabes“ (Madrid 1878) bekannt gewesen wären.

Coppée hat außerdem die begleitenden Texte zu zwei, in Philadelphia erschienenen Prachtwerken, nämlich „Gallery of Famous English and American Poets“ und „Gallery of English and American Women famous in Song“ geschrieben. Auch ist er Verfasser einer englischen Literaturgeschichte (Philadelphia 1877), die insofern von den herkömmlichen, für den Schulgebrauch bestimmten Lehrbüchern abweicht, als er sein Thema mehr vom kulturhistorischen Standpunkte aus behandelt.

Henry Coppée wurde am 15. Oktober 1821 zu Savannah in Georgia geboren; er studirte auf dem Yale College und der Militärakademie zu Westpoint und diente während des mexikanischen Krieges im amerikanischen Heere. Nachdem er alsdann mehrere Jahre Lehrer der

französischen Sprache in Westpoint gewesen war, übernahm er die Professur der schönen Wissenschaften an der Universität von Pennsylvanien. Gegenwärtig ist er, wie bemerkt, Präsident der Lehigh-Universität.

Auf dem Gebiete der Kirchengeschichte hat der Verleger medizinischer Werke, Henry C. Lea zu Philadelphia, wirklich Ueberraschendes geleistet, besonders, wenn man dabei in Anbetracht zieht, daß demselben als Vorsteher einer der bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen Amerika's sicherlich die Zeit für tiefe und umfassende Lieblingsstudien sehr knapp zugemessen war. Und doch hat er seine an älteren kirchengeschichtlichen Werken so überaus reiche Privatbibliothek, über die sich in Nr. 9, 10 und 11, Vol. II von Robinson's „Epitome of Literature" (1878) ein bibliographischer Bericht befindet, mit einem Fleiße benützt, der einem stubenhockenden Professor Deutschlands zur Ehre gereicht hätte. Lea's „An Historical Sketch of Sacerdotal Celibacy in the Christian Church", ein umfassendes auf dem gründlichsten Studium der Originalquellen beruhendes Werk, ist bis jetzt das einzige Buch, das seinen Gegenstand vom ausschließlichen Standpunkte des objektiven Kirchenhistorikers behandelt. Die bisherigen die Ehelosigkeit der christlichen Geistlichen behandelnden Schriften, sind größtentheils polemischen Karakters. Lea aber gibt als vorurtheilsfreier Forscher ausschließlich historische Thatsachen.

Da sich das Christenthum hauptsächlich mit dem Himmel beschäftigt und das irdische Leben nur als eine Vorschule für denselben betrachtet, so hat es auch der biblische Spruch: „Habt nicht lieb die Welt" zu einer seiner Hauptlehren gemacht. Das Fleisch muß gegeißelt

werden, damit die Seele keinen Schaden nehme. Diese Weltverachtung war dem Judenthum und Heidenthum fremd und sah besonders gerade das erstere, in dem Besitze weltlicher Güter ein Zeichen der speziellen Gnade Jehovas. Die aus dem eben angeführten Bibelspruche resultirende christliche Askese trug bekanntlich gar sonderbare Früchte, besonders aber als Zeno, ein Bischof von Verona, im vierten Jahrhundert lehrte, daß es der größte Ruhm der christlichen Tugend sei, die Natur mit Füßen zu treten. Was also der himmlischen Aufgabe des Menschen hinderlich sei, müßte unterdrückt werden. In dieser Ansicht wurzelt nun auch die geistliche Ehelosigkeit, die bekanntlich auch im Apostel Paulus einen Vertheidiger fand, wohingegen das alte Testament jenem Stand bekanntlich abhold ist. Die Spartaner hielten die Hagestolzen unwürdig, der Republik zu dienen und ließen sie daher manchmal von Frauen öffentlich auspeitschen; Lycurgus schloß sie von allen Militär- und Civilämtern aus.

Lea stellte übrigens nur die Ehelosigkeit der christlichen Kirche und die der Einführung derselben vorhergehenden Streitigkeiten objektiv dar und seine Belesenheit in den älteren lateinischen, spanischen und französischen Historikern ist wahrlich erstaunlich. Seine zahlreichen Hilfsquellen hat er mit kritischer Schärfe benützt und wohl konnte daher der Engländer Lecky in seiner „History of European Morals“ sagen, daß ihm kein zweites Werk bekannt sei, das ein solch getreues Bild der moralischen Zustände des Mittelalters liefere. Gern hätten wir gesehen, wenn Lea auch dem physischen Einflusse, welcher mit der Befolgung der Ansicht des Apostels Paulus verknüpft ist, einige Worte gewidmet, was an der Hand

statistischer Thatsachen sein Werk sicherlich zu keiner Parteischrift gemacht hätte. Schon vor 2000 Jahren machte Hypokrates auf die Gefahren der Ehelosigkeit aufmerksam und Hufeland berichtet in seiner „Lebensverlängerungskunst“, daß alle Männer wie Weiber, die ein wirklich hohes Alter erreichen, mehr als einmal verheiratet waren. Die auf statistischen Angaben beruhenden Angaben des Dr. Stark, des Generalregistrators von Schottland, die so großes Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt machten, hätten da leicht benutzt werden können, wenn Lea überhaupt anders als eine Geschichte des Cölibates der Geistlichen hätte liefern wollen.

1878 ließ Lea die dritte, verbesserte Auflage seines im Selbstverlage erschienen Werkes „Superstition and Force“ erscheinen. Dasselbe enthält die Aufsätze „Der Rechtsbeweis durch den Schwur“, „Der Rechtsbeweis durch Zweikampf“, „Das Ordeal“ und „Die Tortur“. Auch dieses Werk ist eine wahre Schatzkammer historischer Nachrichten aus dem Mittelalter.

Auch das dritte Werk des Verfassers, „Studies in Church History“ (Philadelphia 1869), welches Aufsätze über die Entwicklung der päbstlichen Herrschaft, die Privilegien der Geistlichen und die Exkommunikation enthält, ist die Frucht jahrelangen Fleißes und geduldigen Quellenstudiums. Hier wie überall steht der Verfasser auf unparteiischem Standpunkte, der in der Darstellung der geschichtlichen Wahrheit seine Hauptaufgabe erblickt. Lea's „History of the Inquisition of the Middle Ages“ (3 Bde., New-York 1888) muß zu den bessern Werken gerechnet werden, die über jenes Thema existiren.

Frederick Douglas, der Demosthenes der schwarzen

Rasse Amerika's, legte einst in einer Rede den Negern dringend an's Herz, sich doch ja etwas mehr mit Politik zu befassen und sich durch gemeinsames Auftreten solche Bedeutung zu erringen, die sie infolge ihrer Verdienste um die Union und ihrer numerischen Stärke wohl beanspruchen könnten. Es gab eine Zeit, da wetteiferten republikanische Staatsmänner mit einander, um dem Neger einflußreiche politische Aemter zu verschaffen; sei es nun infolge der traurigen Erfahrungen, die man mit einigen machte, oder sei es infolge der stets wachsenden Zahl der anspruchsvollen weißen Aemterjäger — kurzum, die Stimmung gegen die Neger ist in der Neuzeit in das Gegentheil umgeschlagen und man gibt sich nicht einmal mehr die Mühe, sie mit billigen Versprechungen und Vertröstungen auf die Zukunft abzuspeisen. Der blutige Bürgerkrieg hat ihnen gegen den inneren Wunsch so mancher, vielleicht der meisten weißen Bürger die politische Gleichberechtigung gebracht; sie haben das passive und aktive Wahlrecht erhalten, was aber die Vertheilung der Aemter anbelangt, da läßt man sie gerne leer ausgehen und noch viel weniger will man von einer sozialen Gleichberechtigung etwas wissen. Die Irländer stimmen Mann für Mann das demokratische Ticket; sie gehen als eine kompakte Masse in den politischen Wahlkampf und sorgen dadurch dafür, daß sie bei der Austheilung der Beute nicht zu kurz kommen; der Neger hingegen bildet das zuverlässige Anhängsel der republikanischen Partei, kann aber gehen, nachdem er am Stimmkasten seine Schuldigkeit gethan hat. Wie einst sein Stammverwandter Simon von Cyrene, der Jesum das Kreuz nach Golgatha schleppte, so muß er sich jetzt wieder mit der untergeordneten Rolle des Dieners

seiner Befreier begnügen; im Rathe der politischen Herrscher aber darf er nicht sitzen und nicht an Onkel Sam's wohlbesetzter Tafel als Auserkorener theilnehmen. Daß er historisch berechtigt und auch geistig befähigt ist, seine Stimme im hohen Rathe unserer Republik erschallen zu lassen, ist ihm von seinen Bannerträgern oft genug plausibel gemacht worden; auch das große zweibändige Werk von George W. Williams „History of the Negro-Race in America“ (New-York 1883), hat im Grunde doch nur den Zweck, den Neger von seiner politischen Bedeutung auf's Neue zu überzeugen und ihn zu energischem und harmonischem Vorgehen zu begeistern. Der Verfasser, ein Advokat, führt sich auf dem Titelblatte als das erste Neger-Mitglied der Legislatur von Ohio ein. Daß es ihm mit der Ausführung seiner selbstgestellten Aufgabe, eine Geschichte der Neger-Rasse in Amerika zu liefern, die zugleich eine Ergänzung zu Henry Wilson's großartigem Werke „Rise and Fall of the Slave-Power“ bilden sollte, Ernst war und daß er dazu bereit war, jede öffentliche Thätigkeit einzustellen und seine ungetheilte Kraft diesem Unternehmen zu widmen, hat er bewiesen; denn er gab seine nicht unbedeutende juristische Praxis auf und reiste Jahre lang von Ort zu Ort, um in jeder öffentlichen Bibliothek ausgedehnte Quellenstudien anzustellen und dankte Gott bei jeder Gelegenheit, daß er ihm wenigstens so viele irdische Güter geschenkt hatte, um seine ganze Aufmerksamkeit der Ausführung seines Planes ungestört widmen zu können. Williams konsultirte über 12,000 Bände und unzählige Pamphlete und sein Fleiß muß unbedingt lobend anerkannt werden, wenn auch seine historischen Forschungen, besonders soweit sie die ursprüngliche

Heimat der Neger betreffen, nicht immer auf sicherer Basis beruhen. Trotz seiner bei jeder Gelegenheit ostentatiös zur Schau getragenen Frömmigkeit und Bibelgläubigkeit erlaubt er sich doch an einer Stelle den ketzerischen Ausspruch, daß die Bibel gerade nicht das zuverlässigste Lehrbuch der Ethnologie sei und versucht es auch, so gut er es nur vermag, die sklaverei-freundlichen Bibelstellen, welche so lange den stereotypen Text für die sonntäglichen Predigten der südlichen Pastoren bildeten, zu entkräften.

In dieser Hinsicht kann man seiner Behandlung, der im neunten Kapitel des ersten Buches Mose enthaltenen Stelle, in welcher Noah seinen Fluch über Ham in Canaan ergoß, eine gewisse Originalität nicht abstreiten. Die südlichen Prediger argumentirten, zuerst habe Ham in Canaan das Gebot der elterlichen Ehrfurcht verletzt und seine Nachkommen seien infolge dessen zur gerechten, ewigen Sklaverei durch den von Gott inspirirten Noah verdammt worden; späterhin hätten dieselben dem Götzendienst und Aberglauben gefröhnt und dadurch auf's Neue bewiesen, daß die Neger von Gott zur Sklaverei bestimmt gewesen seien. Williams ist nun entgegengesetzter Ansicht und beruft sich dabei natürlich ebenfalls auf die Bibel. Noah, sagt er, war früher ein gottesfürchtiger Mann, weshalb er auch einer der wenigen war, die Gott aus der Sintfluth errettete. Kaum aber war diese schreckliche Katastrophe vorüber, da gab er sein Predigeramt auf und ward ein Landmann, der Weinberge pflanzte und sogar von den Früchten derselben trank. Nachdem er nun eines Tages sich zur Ausschlafung eines Rausches niedergelegt und dabei vergessen hatte, seine Blöße zu bedecken, fand der bekannte Auftritt statt, als dessen Folge Ham von

ihm verflucht wurde. Noah hatte, als er seinen schrecklichen Fluch ausstieß, seine klare Besinnung noch nicht wiedererlangt; der Wein umnebelte immer noch seinen Verstand, und an eine Inspiration Gottes war in diesem Falle nicht zu denken.

Williams glaubt an die Einheit der menschlichen Rasse, sowie an eine gemeinschaftliche Ursprache und sucht dies durch Citate aus den Werken wissenschaftlicher Autoritäten seinen Lesern klar zu machen; denn diese Thatsache berechtigt ja nach seiner Ansicht zu der Hoffnung, daß man bald in den Vereinigten Staaten nicht mehr von Schwarzen und Weißen, sondern nur noch von amerikanischen Bürgern sprechen wird.

In der Einleitung seines Werkes zeigt er den Neger oder Aethiopier in seiner ursprünglichen Heimat und kommt dann allmälig auf die Entstehung des schmachvollen Sklavenhandels zu sprechen. Dann begleitet er seine Stammesgenossen nach Amerika und zeigt uns unter beständiger Hinweisung auf seine historischen Quellen, welches Schicksal denselben im Lande der Freien beschieden war. Wir sehen, wie der Neger im Unabhängigkeitskriege gegen England focht und von Whigs wie Tories gleich schlecht behandelt wurde. Ueberall und stets stand er für die Sache der Freiheit ein und zeigte sich als treuer, zuverlässiger Patriot; so auch im schrecklichen Bürgerkriege, der ihm endlich die so heiß ersehnte Freiheit brachte. Williams' Darstellung der Leiden der Sklaven in jener unheilvollen Zeit, besonders aber seine auf zuverlässigen Dokumenten beruhende Beschreibung des entsetzlichen Blutbades von Fort Pillow sind von wahrhaft erschütternder Wirkung.

Auf die vielen Neger, denen ein politisches Amt von

den Bürgern oder der Regierung der Vereinigten Staaten übertragen wurde und die dasselbe zur Ehre ihrer selbst und ihres Landes bekleideten, weist er mit Stolz hin und läßt es auch an der Aufzählung zahlreicher Beispiele, die beweisen sollen, daß der Neger auch in intellektueller Beziehung den Kaukasiern ebenbürtig ist, nicht fehlen. Dadurch ist sein Buch für den Kulturhistoriker zu einem werthvollen und interessanten Quellenwerke geworden.

Wenn man den Titel des gegen 800 Seiten starken Oktavbandes „Underground Railroad-Records" (2. Auflage, Philadelphia 1883) flüchtig ansieht, so ist man leicht geneigt zu glauben, man habe hier ein Buch vor sich, das von dem Bau irgend einer unterirdischen Eisenbahn handle; dem Titel gegenüber befindet sich jedoch das Bild des Verfassers William Still, eines kohlrabenschwarzen Negers nämlich, wodurch wir augenblicklich wieder an die, wie es scheint, ziemlich vergessene eigentliche Bedeutung des genannten Titels erinnert werden. Wenn in den Zeiten des Sklavenfanggesetzes ein Neger aus den Südstaaten entfloh und trotz aller Verfolgungen doch glücklich nach Canada kam, so hieß es gewöhnlich, er sei dahin auf der „unterirdischen Eisenbahn" gereist. Darunter verstand man nämlich eine weitverzweigte, geheime Verbindung amerikanischer Abolitionisten, die es sich zur moralischen Aufgabe gemacht hatten, flüchtigen Sklaven ein sicheres Versteck anzuweisen und dann von einer Stadt zur andern zu senden, bis sie auf dem freien Boden Canada's waren.

Still's Vater hatte sich die Freiheit mit ehrlicher Arbeit erkauft; seine Mutter hingegen hatte sie sich durch einen gelungenen Fluchtversuch erkämpft und beide ernähr-

ten sich in der Wildnis des südlichen New-Jersey mit Holzfällen und Ackerbau. Von ihren 18 Kindern war William das jüngste; er wurde 1821 geboren und kam 1844 mit einem Kapital von drei Dollars nach Philadelphia, um sein Glück zu probiren. Er war willens, irgend eine Beschäftigung zu ergreifen und ergriff auch mehrere, doch stellte sich keine einzige so recht lohnend heraus; hatte er doch außer gegen die Ungunst der Zeiten auch noch gegen das ihn als Neger beherrschende Vorurtheil anzukämpfen. Da er des Lesens und Schreibens ziemlich kundig war, so meldete er sich für die von der Anti-Sklaverei-Gesellschaft ausgeschriebene Schreiberstelle; er war auch in seiner Bewerbung erfolgreich und bekleidete dieses Amt über 14 Jahre. Dort hatte er nun die schönste Gelegenheit, interessantes Material für sein zum ersten Male im Jahre 1872 erscheinendes Werk zu sammeln. Dasselbe hätte er übrigens doch nicht geschrieben, wenn das Kohlengeschäft, das er seit 1860 betrieb, eines Jahres nicht so schlecht gegangen wäre und ihm mehr freie Zeit, als er wünschte, übrig gelassen hätte.

Still war ein geborener Kaufmann; er betheiligte sich an zahlreichen Spekulationen und hatte auch meistens Glück mit denselben. Sein Buch bildet eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker, denn es enthält eine dokumentarische Darstellung des segensreichen Wirkens einer humanen Organisation, deren Existenz jetzt, wie gesagt, so ziemlich in Vergessenheit gerathen ist.

Dr. William Wells Brown, ein zu Boston lebender Arzt, ist unstreitig der fleißigste und vielleicht auch der populärste Schriftsteller, dessen sich die Negerbevölkerung Nordamerika's rühmen kann. Er wurde im Jahre 1816

zu Lexington in Kentucky geboren; seine Mutter war eine Sklavin, sein Vater hingegen ein Sklavenhalter. Seine Kindheit brachte er meistentheils in Saint Louis zu, wo er als Laufbursche eines Journalisten beschäftigt wurde, bis er sich durch einen gelungenen Fluchtversuch nach dem Norden aus den Banden der Sklaverei befreite. Als Kellner auf einem den Eriesee befahrenden Dampfer hatte er Gelegenheit, anderen flüchtigen Sklaven zur Freiheit zu verhelfen und sie sicher über die amerikanische Grenze nach Kanada zu bringen, und als er sich späterhin in Buffalo niederließ, war sein erstes Werk die Gründung eines Vigilanz-Komités, das entlaufene Sklaven mit Kleidung, Nahrung und den Mitteln zur Weiterreise versah.

Brown nahm jede Gelegenheit zu seiner Ausbildung wahr, denn er wollte unter jeder Bedingung den Beweis liefern, daß die afrikanische Rasse der kaukasischen ebenbürtig sei, sobald man der ersteren nur die Mittel und Gelegenheit zur ungehinderten Ausbildung gewähre. So kam es denn, daß er die Aufmerksamkeit der Abolutionisten Neuengland's auf sich zog und den Auftrag erhielt, einige Vorlesungen über die Sklaverei und die verderbliche Wirksamkeit derselben zu halten. Dieses Auftrags entledigte er sich nun mit bewunderungswürdigem Geschicke, sodaß er in gesinnungstüchtigen Kreisen ein gern gesehener Gast und gern gehörter Redner war. Als Anti-Sklaverei-Agitator wurde er dann nach England gesandt, woselbst er ebenfalls Vorträge, die ein gewaltiges Aufsehen hervorriefen, hielt. Dann studirte er Medizin und verfaßte eine Anzahl Schriften. Er hielt sich sechs Jahre lang in England auf und veröffentlichte unter Anderem ein Werk über seine Erfahrungen in der europäischen Gesellschaft

und eine Erzählung aus dem amerikanischen Sklavenleben, welche den Titel: „Clotelle, or the President's Daughter“ führt und die zahlreiche Leser fand.

Als Brown 1854 nach Amerika zurückkehrte, wurde ihm zu Philadelphia und Boston die Ehre eines öffentlichen Empfanges zu Theil. Er ließ sich in der letztgenannten Stadt permanent nieder und widmete die freie Zeit, die ihm seine ärztliche Praxis gewährte, der Agitation für die Befreiung der Sklaven im Süden und für die Ausbildung der Neger im Norden. Auch interessirte er sich, wie die meisten gebildeten Neger, für das Prinzip der Temperenz und brach, wo es galt, eine gewaltige Lanze dafür. Seine beiden Dramen: „The Dough Face“ und „The Escape, or, Leap for Freedom“ hatten, wie auch seine zweite Reiseschrift „Sketches of Places and People Abroad“ (1854) nur schnell vorübergehenden Erfolg. „The Black Man“ (1863) hingegen erlebte zahlreiche Auflagen, ist aber jetzt längst aus dem Buchhandel verschwunden.

Als Dr. Brown 1871 seinen Geburtsstaat Kentucky besuchte, hatte er das Unglück, den Kuklux in die Hände zu fallen, und er wäre sicherlich aufgehängt worden, wenn ihn nicht ein günstiger Zwischenfall gerettet hätte. Der Hauptmann jener Geheimbündler lag nämlich am Delirium tremens leidend in seiner Wohnung und als sie Dr. Brown in dieselbe führten, damit das gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil bestätigt würde, tobte und wüthete jener Kuklux dermaßen, daß er gar nicht merkte, was um ihn vorging. Dr. Brown erbot sich nun, ihm Linderung zu verschaffen, doch müsse man ihm zur vollständigen Rettung des Kranken einige Stunden Zeit lassen. Die Verschwörer

gingen auch darauf ein und ließen einen der ihrigen als Wache zurück. Dieser sprach jedoch während der Kur der Whiskeyflasche so tapfer zu, daß er bald in einen tiefen Schlaf fiel und sich der Arzt durch die Flucht seinem vorzeitigen Tode entziehen konnte.

Von Dr. Brown's Werken haben namentlich drei, nämlich „My Southern Home“ (Boston 1880), „The Negro in the American Rebellion“ (1868) und „The Rising Son“ (1874), einen ausgedehnten Leserkreis gefunden und sind, vom Standpunkt des Kulturhistorikers aus betrachtet, literarische Leistungen, denen man ihre Anerkennung nicht versagen darf. Der Inhalt des hier zuerst genannten, höchst anziehend geschriebenen Buches besteht hauptsächlich aus den Erinnerungen des Verfassers an sein früheres Sklavenleben; was er darin erzählt, theilt er als Augen- und Ohrenzeuge mit. Er entrollt uns höchst komische, aber auch höchst traurige Bilder aus dem Sklavenleben; sein Buch ist reich an sonderbaren Abenteuern, Eulenspiegeliaden und Bubenstreichen. Ueber den Aberglauben der Neger und der weißen Südländer gibt er uns einige merkwürdige Aufschlüsse und die zahlreich eingestreuten Lieder im Negerdialekt verleihen diesem Werke noch einen besonderen, und zwar keinen geringen Reiz. Auch von der Organisation der sogenannten „Underground Railroad“ *) entwirft er eine kurze Schilderung.

„The Negro in the American Rebellion“ hat den Zweck, der Welt zu zeigen, wie sich der Neger seine Frei-

*) Ueber jene Episode siehe ferner: „The Reminiscenses of Levi Coffin, the reputed President of the Underground Railway“. Cincinnati, Verlag von Robert Clarke & Co.

heit mit der Büchse in der Hand verdiente. Den jenem Kriege vorhergehenden Aufständen der Neger widmet der Verfasser mehrere Kapitel und zeigt sich dabei als solch enthusiastischer Bewunderer des Heroismus seiner Stammesgenossen, daß er häufig vergißt, der geschichtlichen Wahrheit die Ehre zu geben; denn gar oft färbt er die Thatsachen so, wie er sie gern haben möchte. Sein „Rising Son", ein Werk, dem einige werthvolle biographische Notizen von hervorragenden schwarzen Künstlern, Journalisten, Politikern, Theologen und Medizinern beigegeben sind, soll eine Kulturgeschichte der Neger in Afrika und Amerika sein. Auch hier ergeht sich der Verfasser in unhaltbaren historischen Spekulationen und zeigt besonders, daß es ihm an den nöthigen, ethnologischen Vorkenntnissen zur Abfassung eines derartigen Werkes gebricht. Wenn er die Matrosen des Schiffes, das zuerst mit Sklaven in den Jamesfluß fuhr, auf Sauerkrautfässern sitzend vom „Farderland" sprechen läßt und sie also zu Deutschen macht, so zeigt er, daß er über die Bedeutung des Wortes „Dutch" dieselbe Ansicht wie der ungebildetste weiße Eckensteher Amerika's hat.

Ohne Geld keine Civilisation, wenigstens so lange nicht, bis die Sozialisten alle bestehenden Verhältnisse von Grund aus umgewandelt haben. Arme Leute bauen weder Eisenbahnen, noch gründen sie Lehranstalten, noch legen sie werthvolle Bibliotheken an. Geld heißt die Parole der Jetztzeit. Was die Amerikaner Astor, Girard, Peabody und Johns Hopkins erarbeitet und erspart haben, ist der gesammten Nation zu Gute gekommen. Dem Amerikaner also die Dollarjagd vorzuwerfen ist unverzeihlich, denn dies beruht auf Nichtbeachtung der gegebenen Zu-

stände. Erst das Geld und dann das Vergnügen. So dachte auch der 1830 in Ohio geborene George Hubert Bancroft, als er im Jahre 1856 nach San Franzisko übersiedelte, sich daselbst dem Buchhandel widmete und damit bald solche pekuniäre Erfolge erzielte, daß er schon vier Jahre darnach den Anfang zu seiner nun aus 40,000 Bänden bestehenden Bibliothek, die mindestens einen Werth von 275,000 Dollars repräsentirt, machen konnte. Diese Bibliothek, welche hauptsächlich Schriften über die Aboriginer der Pacific-Staaten enthält, steht, seitdem die des New-Yorker Thomas W. Field*) unter den Hammer gekommen ist, einzig in ihrer Art da. Bancroft ließ keine wichtige Bücherauktion des In- und Auslandes unbeachtet; er hatte seine Agenten in Wien, London, Paris, Leipzig, Madrid und Mexiko, die weder Mühe noch Geld scheuten, ihm seltene Werke zu verschaffen.

Die stürmischen Jahre in Mexiko zur Zeit des Präsidenten Juarez waren Bancroft insofern günstig, als sie eine Masse werthvoller Schriften und seltener Manuskripte, die bisher in Klosterbibliotheken vergraben lagen, auf den Markt brachten; aus der reichhaltigen Bücherei des unglücklichen Maximilian kaufte Bancroft allein gegen 3000 Bände.**)

Der Zweck dieses Sammelns war vorläufig, eine erschöpfende Geschichte der Eingeborenen, die westlich von den

*) Siehe darüber: „An Essay towards an Indian Bibliography. Being a Catalogue of Books, relating to the History, Antiquities, Languages, Customs, Religion, Wars, Literature, and Origin of the American Indians, in the Library of Thomas W. Field.“ New-York 1873.

**) Eine ausführliche Beschreibung der Bancroft'schen Bibliothek befindet sich im „Sacramento Daily Record“ vom 1. Januar 1873.

Felsengebirgen von Panama bis Alaska, einschließlich Mexiko und den Staaten Centralamerika's, zu liefern. Es war dieses sicherlich eine Aufgabe, die ebenso dankbar, wie mühevoll und die außerdem mit ganz außerordentlichen Unkosten verknüpft war.

Bancroft, der selbst jahrelang täglich 10 bis 12 Stunden an seinem Schreibpult stand, hatte beständig eine große Anzahl tüchtiger Mitarbeiter in seinem Solde und einer derselben klassifizirte auch die reiche Bibliothek so praktisch, daß das nöthige Material ohne besonderen Zeitverlust gleich aufzufinden war.

Kein Opfer schien Bancroft überhaupt von der Ausführung seiner Lieblingsidee abzuschrecken. Es ging ihm wie dem schwärmerischen Lord Kingsborough, der, nachdem er das erste mexikanische Manuskript in der Bodleian Library erblickt hatte, über 30,000 Pfund Sterling für das Studium der Eingeborenen Mexiko's opferte. Die einmal gerufenen Geister ward er nicht mehr los. So gings auch fernerhin dem Amerikaner Prescott und dem Mexikaner Joaquin Garcia Icazbalcata.

Das Bancroft'sche Werk, „The Native Races of the Pacific States", umfaßt fünf Bände, von denen jeder 800 Seiten stark ist. Unter den Pacific-Staaten versteht er, wie bereits angedeutet, die Landstrecke westlich von den Felsengebirgen, die vom Aequator bis beinahe zum Nordpol reicht, also ein Territorium, das ziemlich den zehnten Theil des gesammten Festlandes der Erde in sich schließt. Er gibt darin nur die eigentlichen Aboriginal-Geschichte, also eine Schilderung der primitiven Zustände, wie sie vor dem Eindringen der weißen Pioniere existirten. Jene Länderstrecke beherbergte früher Millionen Menschen,

die Hunderte von Nationen repräsentirten und die alle Stufen der Barbarei und Civilisation vertraten.

In der Einleitung zum ersten Bande beschäftigt sich Bancroft mit der Entstehung des Menschengeschlechtes, also mit einem Thema, das noch lange nicht zu einem befriedigenden Abschluß gekommen ist. Auch in Bezug auf die Abstammung der amerikanischen Eingeborenen haben die verschiedenartigsten Anschauungen ihre gelehrten Vertreter gefunden. Einer sieht in ihnen die Nachkommen phönizischer Kaufleute; einem Anderen sind sie die verlorenen Stämme Israel's; ein Dritter verlegt ihre ursprüngliche Heimat nach Skandinavien — kurzum, es gibt weder ein europäisches noch ein asiatisches Land, in dem die Wiege der Indianer nicht gestanden haben soll. Acosta, der sich neun Jahre lange in Peru mit ethnologischen Studien beschäftigt hatte, kam zu der Ueberzeugung, daß Amerika das salomonische Ophir sei, was auch neuerdings wieder von dem österreichischen Geologen Falb behauptet wurde. Dann soll Amerika die Atlantis der Griechen sein und die Indianer müßten daher die natürlich etwas veränderte Sprache Homer's reden. Daß übrigens einige griechische Vokabeln mit amerikanischen übereinstimmen, kann man, beiläufig gesagt, in Julius Platzmann's philologischer Spielerei „Amerikanisch-asiatische Etymologie“ (Leipzig 1871) der Kuriosität wegen nachlesen. Bancroft betrachtet jedoch alle diese Theorien als Phantasiegebilde, die nur zu oft die Satire herausfordern.

Bancroft's Werk ist nicht im trocknen und abschreckenden Gelehrtenstil der Waitz-Gerland'schen „Anthropologie

der Naturvölker" geschrieben, sondern seine Schreibweise ist elegant, klar und anziehend.

Der zweite Band behandelt die civilisirten Nationen, also die Nahuas und Majas, deren Regierungsform, Erziehung, Besteuerungssystem, Handel, Architektur, Künste, Kriegsführung und sozialen Gebräuchen er herrliche Kapitel widmet. Der dritte Band beschäftigt sich mit den Mythen und Sprachen der betreffenden Völker; er gibt die Schöpfungs-, Thier- und Naturmythen ziemlich ausführlich und vertritt dabei im Ganzen die Anschauung, die Dr. Brinton in seinem gehaltreichen Werke, „The Myths of the New World", so klar entwickelt hat. Die Abtheilung über die Aboriginalsprachen läßt jedoch noch Vieles zu wünschen übrig. Dies ist überhaupt ein Gebiet, das noch zu wenig erforscht worden ist. Der vierte reich illustrirte Band behandelt die Alterthümer und der letzte die Urgeschichte jener Nationen.

Das ganze Werk ist schon vielfach bitter angegriffen worden; denn wer darin nach schwachen Stellen sucht, kann sie leicht auffinden. Trotzdem aber hat es seinen großen Werth als gut geordnetes Sammelwerk von Nachrichten, die sonst nur höchst selten den Geschichtsforschern zugänglich sind.*) Diese fünf Bände bilden übrigens nur eine Abtheilung des umfangreichen Werkes „The Pacific States"; dasselbe ist auf 39 Bände berechnet, von denen bereits die meisten erschienen sind. Auf jeden einzelnen näher einzugehen, würde natürlich hier viel zu weit führen.

*) Siehe die Broschüren: „A Brief Account of the Literary Undertakings of H. H. Bancroft". San Francisco 1882 und „The early American Chroniclers." By H. H. Bancroft. Libid. 1883.

Wie Gibbon unter den Ruinen Rom's zuerst von der Idee beseelt wurde, die Geschichte des römischen Reichs zu schreiben, so faßte auch der verstorbene J. W. Foster an einem schönen Sommermorgen beim Anblick der merkwürdigen, sich über mehrere Meilen erstreckenden Erdwerke bei Newark, Ohio, den lobenswerthen Plan, die Fragen, welche diese stummen Denkmäler einer entschwundenen Rasse jedem denkenden Menschen aufdrängen, zum Gegenstande eingehenden Studiums zu machen. Foster war damals noch ein junger Mann; aber der einmal empfangene Eindruck wirkte so mächtig auf ihn, daß er fast sein ganzes Leben der Aufklärung jenes historischen Mysteriums widmete und daß er das Studium desselben als den Centralpunkt aller seiner wissenschaftlichen Bestrebungen ansah, wie sein großes Werk „The Mississippi Valley" und zahlreiche kleinere Arbeiten zur Genüge beweisen. Das Gesammtresultat seiner Aboriginalforschungen liegt uns nun in dem Werke „Prehistoric Races of the United States" *), einem von der Verlagshandlung schön ausgestatteten, 415 Seiten starken und mit 72 gut gearbeiteten Illustrationen geschmückten Oktavbande vor. Foster hat darin mit großem Fleiße alle bezüglichen Quellen sondirt und alle für sein Thema wichtigen Funde genau beschrieben und die Ergebnisse übersichtlich zusammengestellt, so daß sein Werk als das einzige vollständige Compendium auf diesem Gebiete gelten kann.

Die Spuren der Hügelerbauer (Moundbuilders) lassen sich von den großen Seeen des Nordens bis nach Mexiko und Central-Amerika verfolgen; ihre Tumuli füllen haupt-

*) Chicago: S. C. Griggs & Co.

sächlich die fruchtbaren Thäler des Mississippi und Ohio, aber zu welchen Zwecken dieselben ursprünglich dienten, ist schwer zu sagen. Einige scheinen als Begräbnisplätze, andere als Festungen und noch andere als Versammlungsplätze für religiöse Feierlichkeiten bestimmt gewesen zu sein. Die in den Mounds gefundenen Töpferwaaren lassen auf größere Kunstfertigkeit als die der jetzigen Indianer schließen; ebenso auch die zahlreichen aus Kupfer verfertigten Instrumente. Ueber den Ursprung jener merkwürdigen Mounds wissen die heutigen Indianer gar nichts zu sagen und daß dieselben von einem ganz anderen Volksstamme herrühren, ist eine längst ausgemachte Sache. Da man nun ähnliche Erdwerke in Yukatan beobachtet hat, so sind viele Alterthumsforscher der Ansicht, daß die Hügelerbauer von dort nach Norden gewandert seien, welche Ansicht auch dadurch bestärkt wird, daß, wie Dr. Brinton philologisch nachgewiesen hat, die im Anfange des 18. Jahrhunderts ausgerotteten Natchez in Louisiana Nachkommen der Mayas in Yukatan waren.

Foster widmet den Künsten, dem Bergbau, den Sitten und der muthmaßlichen Religion der Moundbuilders lange und interessante Kapitel; und nachdem er die Ansicht ausgesprochen hat, daß ihr Ursprung wahrscheinlich in Brasilien zu suchen sei, kommt er zu folgenden Schlüssen:

1) der Ursprung dieser Rasse datirt sich bis zu einem unerforschlichen Zeitabschnitt zurück, und alle Versuche, sie auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, können nur als Konjekturen betrachtet werden;

2) in Bezug auf Schädelform scheinen die Hügelerbauer mit dem Volke, von dem die Civilisation Mexiko's und Central-Amerika's herrührt, zusammen zu gehören;

3) die Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche der amerikanischen Ureinwohner mit denen einiger Rassen der alten Welt muß als das Resultat ihres Verhältnisses zur Umgebung und nicht als überliefertes Erbe betrachtet werden; dieser Punkt ist in ethnischer Beziehung also nur von geringer Bedeutung;

4) während sie das Mississippithal bewohnten, zeigten sie, daß ihr Familien- und Staatsleben gänzlich verschieden war von dem der Indianer, in deren Besitz sich Amerika bei der Entdeckung durch die Europäer befand. Ihre Baudenkmäler beweisen, daß sie einen gewissen Grad von Civilisation besaßen; sie lebten an bestimmten Plätzen in Gemeinschaft, bebauten das Feld und betrachteten den Ackerbau als eine hauptsächliche Nahrungsquelle. Sie trugen regelmäßig gewebte und gesponnene Kleider; sie modellirten Thon und schnitten in die härtesten Steine ziemlich naturgetreue Bilder von Thieren und Menschen ein. Sie machten aus Kupfer eine Menge nützlicher Instrumente, gruben Asbest, Quarz und Schiefer, woraus sie Schmucksachen, Haushaltungsgegenstände und Jagdgeräthe verfertigten. Ihnen war, nicht wie den Indianern der Werth des Salzes als Heilmittel unbekannt; sie sammelten das Salzwasser der Salinen in irdene tragbare Gefäße. Sie errichteten eine sich über mehrere hundert Meilen erstreckende Vertheidigungslinie gegen die Angriffe ihrer Feinde. Sie hatten eine nationale Religion, welche in der Verehrung der Elemente bestand. Auf der Platform ihrer Erdwerke standen Tempel und auf den höchsten Punkten derselben brannten Wachtfeuer. Allem Anschein nach haben sie auch Menschen auf ihren Altären geopfert. Der Umfang ihrer Bauten, welcher auf langjährige Arbeit

schließen läßt, kann nur durch die Billigkeit der Lebensmittel, ausgedehnte Handelsverbindungen und durch eine strenge Regierung, welche auf der unbedingten Subordination der Massen beruhte, erklärt werden;

5) die auf vielfachen Schädeluntersuchungen beruhende Behauptung von Morton, daß alle Stämme Amerika's vom nördlichen Eismeer bis zum Cap Horn, einerlei ob ausgestorben oder nicht, keine physischen Unterschiede zeigten und daß alle zu ein und derselben Rasse gehören, ist entschieden falsch; denn ebenso deutlich wie in der alten Welt sind hier die beiden Abtheilungen der Dolicocephalen und Brachycephalen zu unterscheiden, wovon man füglich die ersteren als die Autochthonen betrachten kann, von denen die Civilisation ausging.

John Wells Foster wurde im Jahre 1815 zu Brimfield, Mass., geboren; er studirte auf der Wesleyan Universität zu Middlesey, Conn., und widmete sich späterhin der Advokatur, die er jedoch bald mit dem Studium der Naturwissenschaften, besonders dem der Geologie, vertauschte. Im Jahre 1837 wählte ihn Professor Mathea, der zum Staatsgeologen von Ohio ernannt worden war, zu seinem Gehilfen, und wies ihm Mittel-Ohio zu seinem Wirkungskreise an. 1845 besuchte er im Auftrage mehrerer Bergbaugesellschaften den Lake Superior und 1847 wurde er und Professor J. D. Whitney, der jetzige Staatsgeologe von Californien, unter der Leitung des Dr. Jackson von der Regierung beauftragt, jene an Mineralien so reiche Gegend genau zu erforschen. Die Ergebnisse der vereinigten Forschungen beider erschienen unter dem Titel „Foster and Whithney's Report on the Lake Superior Region“, ein von Agassiz so sehr gerühmtes Buch, das

auf Beschluß des Congresses gedruckt wurde. Späterhin betheiligte sich Foster lebhaft an der Politik, machte jedoch solche bittere Erfahrungen, daß er ihr bald für immer den Rücken kehrte und seine Lieblingsstudien wieder mit erneutem Eifer aufnahm.

Mit 1858 hatte er Chicago zu seiner Heimat gemacht, wo er an der Universität die Stelle als Professor der Naturgeschichte bekleidete. Er starb am 28. Juni 1873.

Lewis H. Morgan, einer der tüchtigsten amerikanischen Ethnologen, ist im Jahre 1818 zu Aurora im Staate New-York geboren. Nachdem er das Union-College zu Shenectady absolvirt hatte, widmete er sich zu Rochester dem Studium der Jurisprudenz und fing nach Beendigung desselben an, als Advokat zu praktiziren. Zugleich war er ein glücklicher Spekulant und gewann durch den Bau einer Eisenbahn von Marquette in Michigan bis zur eisenreichen Gegend am südlichen Ufer des Obernsee's und durch verschiedene Minenspekulationen so viel Geld, daß er sich bald von allen Geschäften zurückziehen und sich seinem Lieblingsstudium, der Ethnologie, widmen konnte.

Er schrieb mehrere Aufsätze über die Organisation der Irokesen, und veröffentlichte dieselben 1851 unter dem Gesammttitel „The League of the Ho-de-no-sau-nee, or Iroquois". Dieser gegen 500 Seiten starke, reich illustrirte Oktavband, der Ely S. Parker, einem gebildeten Seneca-Indianer, gewidmet ist, verschaffte ihm den Ruf, einer der gründlichsten Kenner der amerikanischen Aboriginer zu sein. Dieses Werk beruhte auf langjährigen Originalforschungen; wir finden darin interessante Berichte über die Religion, die Sitten und die Organisation der Irokesen und kann dieses nun sehr selten gewordene Buch

als das erste wissenschaftliche Werk seiner Gattung, das in Amerika erschien, bezeichnet werden.

Morgan besuchte jahrelang den Lake Superior jeden Sommer und machte sich bei dieser Gelegenheit auch mit den dort wohnenden Tschippewä-Indianern bekannt. Dort fand er zu seinem größten Erstaunen, daß, obgleich jene Rothhäute in sprachlicher Hinsicht durchaus keine Verwandtschaft mit den Irokesen verriethen, ihre Regierungsform jedoch ganz genau dieselbe sei und dies führte ihn zu der Ansicht, daß die politische Organisation aller Indianerstämme und überhaupt aller Naturvölker der ganzen Erde die nämliche sei. Er sandte Zirkulare nach allen Richtungen der Windrose, um sich Material zur Bekräftigung seiner Theorie zu verschaffen und so entstand dann sein großes Werk „Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family", welches den 17. Band der vom Smithsonian-Institut zu Washington herausgegebenen „Contributions to Knowledge" bildet.*) Dieses Werk ist ein Monument unermüdlichen Fleißes; ob aber die darin niedergelegten Ansichten sich vor dem Forum fernerer Forschungen siegreich behaupten werden, ist eine andere Frage; das genannte Institut wenigstens scheint, einer kurzen einleitenden Bemerkung zufolge, denselben gerade keinen großen Glauben beizumessen.

Am Lake Superior interessirte sich Morgan auch noch für einen Vierfüßler, den Biber nämlich, und ging demselben auf Weg und Steg nach. Aus diesen Beobachtungen entstand das große Werk „The American

*) Siehe: Friedrich Engels, „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats", Zürich 1884.

Beaver and his Works", das 1868 in Philadelphia erschien, und von den Zoologen sehr günstig aufgenommen wurde.

1877 publizirte er „Ancient Society; or, Researches on the Lines of Human Progress from Savagery, through Barbarism to Civilization", ein aus vier Abschnitten bestehendes Werk, das erstens von dem Wachsthum der Intelligenz durch Erfindungen und Entdeckungen, zweitens von der Entwicklung der Regierungsformen, drittens von der Entwicklung der Familie und viertens von dem Eigenthumsbegriffe handelt. Darin zeigt er sich als Anhänger der Darwin'schen Evolutionstheorie und verficht die Ansicht einer einheitlichen Abstammung des Menschengeschlechtes. Seine Abhandlung über die ältesten Institutionen der Römer und Griechen verdient besondere Beachtung; im Allgemeinen aber hat dieses Werk zahlreiche Gegner gefunden. Ferner schrieb er das ebenfalls vom Smithsonian-Institut veröffentlichte Werk „Houses and House-Life of the American Aborigines" (1881), welches seine neuesten, durch ausgedehnte Reisen unterstützte Forschungen enthält.

Morgan starb am 17. Dezember 1881 zu Rochester. Seine Theorien, soweit sie auf die Nahuas, Mayas und Azteken Bezug haben, sind von Hubert H. Bancroft in der Broschüre „The Early American Chroniclers" (San Francisco 1883) bekämpft worden.

Jahn Gilmany Shea (geb. 1824), ein aus New-York stammender katholischer Geschichtsforscher, ist Verfasser von „A History of the Catholic Missions among the Tribes of the United States", „The Legendary History of Ireland" und anderer historischer Werke; auch edirte

er eine für Philologen höchst wichtige Serie amerikanischer Vocabularien und Grammatiken.

Francis Parkman, geb. 1823 in Boston, hat die Rolle, welche die Franzosen während der Kolonialzeit in Amerika spielten, zum Gegenstand gründlicher Forschungen gemacht und darüber die fein stylisirten Werke „Pioniers of France in the New World", "The Jesuits in North America", „The old Regime in Canada", „La Salle and the Discovery of the Great West", „Count Frontenac and New France" u. s. w. veröffentlicht. Außerdem schrieb er „The Oregon Trail" and „The Conspiracy of Pontiac". Alle diese Werke sind im Verlage von Little, Brown & Co. in Boston erschienen.*)

Als Historiker sind noch rühmlich zu erwähnen B. T. Da Costa („The Northmen in Maine", „The Columbian Discovery of America by the Northmen"), Samuel Drake („Indian Biography", „Annals of Witchcraft in the United States", „History of Five Years' French and Indian War"), und J. Lossing („Pictorial Field Book of the Revolution" u. s. w.).

Als der tüchtigste Kenner der Sprachen und Mythologie der amerikanischen Aboriginer ist Dr. Daniel G. Brinton in Philadelphia zu betrachten; seine Werke „The Myths of the New World" (New-York 1868) und „American Hero Myths" (Philadelphia 1882) sind höchst wichtige Beiträge zur vergleichenden Mythenforschung. Von der von ihm edirten „Library of Aboriginal American Literature", für welche Horatio Hale und der aus

---

*) Die drei zuerst genannten Werke sind in deutscher Uebersetzung im Verlag von H. Lüstenöder in Berlin erschienen.

der Schweiz stammende Ethnologe A. S. Gatschet Beiträge geliefert haben, sind bis jetzt acht Bände erschienen.

Als Dr. Karl Hermann Berendt, ein um die Ethnologie der Mayas hochverdienter deutscher Forscher, starb, beeilte sich Dr. Brinton, Berendt's Manuskripte und sonstigen wissenschaftlichen Sammlungen so schnell wie möglich käuflich an sich zu bringen und sie seiner an amerikanischen Sprachwerken ohnehin reichen Bibliothek einzuverleiben. Daß er sich aber dieser seltenen Schätze nicht allein freuen, sondern sie dem großen Publikum zugänglich machen wollte, war bei einem Manne, wie Dr. Brinton, eine selbstverständliche Sache. Zur Herausgabe derselben associirte er sich also mit den bewährten Ethnologen Horatio Hale, A. F. Bandelier, A. S. Gatschet und Andern und der erste Band der so entstandenen „Library of Aboriginal American Literature“ verließ Ausgangs 1882 die Presse.

Dr. Brinton geht von der unbestreitbar richtigen Ansicht aus, daß wenn das Studium der amerikanischen Ethnologie auf einer haltbareren Basis ruhen soll, wir vor allen Dingen die geistigen Erzeugnisse der Ureinwohner, welcher Art dieselben auch sein mögen, zu sammeln und sie in ihrer ursprünglichen Fassung wieder zu geben haben. Seine Absicht ist daher, in der genannten Bibliothek nur solche literarische Denkmäler zu reproduziren, die Eingeborene zum Verfasser haben, und welche die zuverlässigste Auskunft über die religiösen, ästhetischen und geschichtlichen Zustände des betreffenden Urvolkes bieten. Derartige literarische Erzeugnisse sind bekanntlich sehr selten und befinden sich nur in den Händen weniger Forscher; wurde bisher ein derartiges Dokument durch

den Druck veröffentlicht, so war es entweder für Privatzirkulation bestimmt, oder es erschien in den Publikationen irgend einer gelehrten Gesellschaft, wodurch die Erlangung desselben für viele Forscher immer mit Umständlichkeiten verknüpft war.*)

Seitdem Dr. Brinton sein ausgezeichnetes Werk: "The Myths of the New World" veröffentlichte und damit einen äußerst werthvollen Beitrag zur vergleichenden Mythologie lieferte, haben die Amerikaner auf diesem Gebiete insofern fleißig weiter gearbeitet, als es sich besonders die Beamten des Smihsonian-Institutes eifrig angelegen sein ließen, Sammlungen der Sagen einzelner Indianerstämme veranstalten zu lassen und sie zu veröffentlichen. Da jedoch die betreffenden Publikationen nur für Fachgelehrte bestimmt sind und sich auch das Brinton'sche Werk nur an dieselben wendet, so war eine populäre Darstellung der indianischen Mythologie, welche die karakteristischen Sagen nicht nur andeutete, sondern vollständig mittheilte, ganz an der Tagesordnung. Eine solche hat nun Ellen Russell Emerson in dem illustrirten Werke „Indian Myths“ geliefert (Boston 1884). Dieses umfangreiche Werk beschäftigt sich mit den Sternmythen, dem sagenhaften Ursprunge der Menschen, der Seelenwanderung und ähnlichen mythologischen Dingen der Rothhäute und da, wo es geht, werden diese Märchen mit verwandten, oder vielmehr ähnlichen und auf denselben natürlichen Ursprung zurückzuführenden Erzählungen

*) Seine kleineren ethnologischen und philologischen Arbeiten hat Brinton 1890 unter dem Titel „Essays of an Americanist“ in Philadelphia erscheinen lassen.

der Hindus, Egypter, Chinesen u. s. w. in vergleichende Verbindung gebracht. Die Verfasserin hat ihrem Lieblingsthema unstreitig eingehende Studien gewidmet und überhaupt ein interessantes und verdienstvolles Werk geliefert; ihre darin vertretenen Ansichten und kühnen Schlüsse werden nicht immer den Beifall der Fachgelehrten erringen.

George Bancroft, geboren am 3. October 1800 zu Worcester in Massachusetts, ist eine allgemein anerkannte Autorität für die Geschichte der Vereinigten Staaten. Allerdings enthält sein monumentales Werk nur die Geschichte der Kolonien und des Unabhängigkeitskrieges, aber die von ihm berührten Epochen sind mit einer Sachkenntniß, Gründlichkeit und Ausführlichkeit behandelt, daß den späteren Historikern in dieser Hinsicht wohl schwerlich noch etwas zu thun übrig bleiben dürfte.

Nachdem Bancroft 1817 vom Harvard College graduirt worden war, ging er auf mehrere Jahre nach Europa, studirte in Göttingen, Berlin und Paris und bereiste England, die Schweiz und Italien. Wieder nach seinem Vaterland zurückgekehrt, bekleidete er ein Jahr lang die Stelle als Lehrer des Griechischen an genanntem College und leitete auch mit seinem Freunde Dr. G. G. Cogswell die „Round Hill Classical Academy“ zu Northampton. Der erste Band seiner groß angelegten Geschichte der Vereinigten Staaten erschien 1834. Im Jahre 1838 wurde Bancroft zum Hafenkollektor von Boston ernannt, aber weder seine Thätigkeit als Politiker, noch als Beamter hinderten ihn an seinen historischen Studien und der Fortsetzung seines Werkes, dessen Vollendung er als seine Lebensaufgabe betrachtete.

1844 war Bancroft erfolgloser Candidat für die Gouverneursstelle seines Staates; doch wurde er im folgenden Jahre vom Präsidenten Polk zum Marineminister ernannt, in welcher Eigenschaft er seinen Einfluß zur Gründung der Seemannsschule zu Annapolis geltend machte. 1846 ging er als amerikanischer Gesandte nach England, woselbst er drei Jahre verblieb. Von 1867 bis 1871 war er Gesandter am preußischen Hofe. 1853 veröffentlichte er ein Bändchen nun längst vergessener Gedichte und 1855 stellte er seine in Zeitschriften erschienenen Aufsätze, sowie die Uebersetzungen einiger Gedichte Schiller's und Goethe's zusammen und gab sie unter dem Titel „Literary and Historical Miscellanies“ heraus. Außerdem übersetzte er Heerens, des Göttinger Professors Werk über die Politik Griechenland's.

Vor dem Erscheinen seiner amerikanischen Geschichte existirten in Amerika über dasselbe Thema die Werke von Marshall und Graham, die einigermaßen Bedeutung hatten, so daß es also Bancroft im Grunde nicht sehr schwer ward, das Feld für sich allein zu erobern. Leicht aber machte er sich diese Arbeit nicht im Mindesten; denn unermüdlich war er beständig auf der Jagd nach werthvollen, seltenen historischen Dokumenten und wenn er dieselben nicht in seinen Besitz bekommen konnte, so ließ er sich Abschriften davon machen; überhaupt scheute er vor keiner Mühe, Ausgabe und Arbeit zurück, sein Werk mit jeder neuen Auflage zu bereichern und zu verbessern. Die letzte Ausgabe in sechs Bänden wurde 1885 vollendet und erschien in dem Appleton'schen Verlage zu New-York.

Bancroft's Geschichtswerk ist das Werk eines Mannes von gründlicher philosophischer Bildung; sein Stil, den

man oft getadelt hat, ist klar und schwungvoll; die Schilderung der vorgeführten Karaktere und die Zeichnung der Landschaften sind anschaulich und packend. Der Patriotismus und die Freiheitsliebe des Verfassers, sowie dessen Verehrung demokratischer Institutionen wirken wohlthuend und begeistern den Leser zu idealen Bestrebungen, vorausgesetzt, daß er den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz und gar verloren hat. Bancroft ist ein Vorkämpfer der politischen wie der individuellen Freiheit und Selbstständigkeit und feiert daher auch in seinem Werke den Sieg des angeborenen Naturrechts über die tyrannischen Auswüchse der menschlichen Gesellschaft.

Richard Hildreth (1807—1865), der Verfasser des sechsbändigen Werkes „History of the United States from the Discovery of the Continent to the Close of the sixteenth Congress", ist ein ernster und gründlicher Historiker, der sich auch nie scheut, seiner Gesinnung unverhohlen Ausdruck zu geben. Winthrop Sargent (1825—), ein aus Philadelphia stammender Jurist, hat durch seine Werke „History of Braddock's Expedition", „The Loyalist Poetry of the Revolution", and „The Life of Major André", sich um die amerikanische Geschichtsforschung verdient gemacht.

James Parton (1822) ist ein fleißiger, aber nicht immer zuverlässiger Historiker; doch muß man ihm einräumen, daß er stets redlich bemüht ist, seine Helden, wie Benjamin Franklin, Thomas Jefferson, Aaron Burr, Andrew Jackson, Horace Greeley und General Butler von ihrer wahren Karakterseite zu zeigen und weder das Schlechte zu besänftigen noch das Gute zu stark hervortreten zu lassen. Sein zweibändiges „Life of Voltaire"

ist der werthvollste Beitrag, den Amerika zur Kenntnis der französischen Literatur geliefert hat. Außerdem edirte er die Anthologien „French Parnassus“ und „Humorous Poetry of the English Language“. Seine unter dem Namen „Fanny Fern“ schreibende Gattin war eine Zeitlang durch ihre würzigen, Tagesfragen behandelnden Artikel, von denen sie mehrere Bände zusammengestellt, eine der populärsten Schriftstellerinnen Amerika's.

McMasters groß angelegtes, Amerika behandelndes Geschichtswerk ist noch unvollendet.

Eduard A. Pollard machte sich als fleißiger, aber einseitiger Historiker der südlichen Konföderation („The Lost Cause“, „Life of Jefferson Davis“) u. s. w. bekannt.

A. J. Weisse's „The Discoveries of America to the Year 1525“ (New-York 1884) ist ein auf gründlichen Forschungen beruhender Beitrag zur Entwickelungsgeschichte Amerika's.

Eugene Schuyler, geboren 1840 zu Ithaca im Staate New-York, und von 1867—84 als amerikanischer Konsul und Gesandter abwechselnd in Moskau, St. Petersburg, Konstantinopel, Rom, Bucharest und Athen wirkend, ist Verfasser eines Werkes über Turkestan (2. Auflage, New-York 1885) und eines über „Peter the Great“ (2 Bände, New-York 1884), welch letzteres irgend einem russischen Spezialhistoriker zur Ehre gereichen würde.

Prof. Draper's „The Intellectual Development of Europe“, sowie das Werk „Conflict between Religion and Science“ sind in freisinnigem Tone verfaßt und haben in Amerika eine große Vertretung gefunden.

Prof. S. Wells Williams' „The Middle Kingdom“ (2 Bände, New-York 1883), in welchem China ausführlich

behandelt wird, hat nicht den erwarteten Beifall der Fachmänner gefunden.*)

Gen. James Grant Wilson, geboren 1831 zu Poughkeepsie, machte den amerikanischen Bürgerkrieg mit und veröffentlichte die Werke: „Biographical Sketches of Illinois Officers"; „Life and Campaigns of Gen. Grant" und „Sketches of Illustrious Soldiers". Außerdem gab er das zweibändige Sammelwerk „The Poetry of Scotland" heraus und schrieb das im anziehenden Plaudertone gehaltene, für die Geschichte der amerikanischen Literatur wichtige Werk: „Bryant and his Friends: from Reminiscences of the Knickerbocker Writers" (New-York 1886).

Charles Kendall Adams, früher Professor der Geschichte an der Michigan Universität und seit 1885 Rektor der Cornell Universität, hat außer einigen bedeutungsvollen und fortschrittliche Gesinnungen offenbarenden Flugschriften über das höhere Unterrichtswesen einen vortrefflichen bibliographisch-kritischen „Manual of Historical Literature" (New-York 1882), sowie das interessante politische Werk „Democracy and Monarchy in France" (Deutsch, Stuttgart 1875) geschrieben. In letzterem kurz nach dem deutsch-französischen Kriege verfaßten Werke vertritt er die Ansicht, daß die neuere Politik sowie der Karakter der Franzosen auf gewisse Doktrinen und Anschauungen zurückzuführen sei, die während der letzten hundert Jahre in Frankreich Wurzel gefaßt haben. In der Vorrede, die er speziell für seine deutschen Leser schrieb, erklärt er, daß, da die Laufbahn Napoleon's den

*) Siehe darüber Trübner's „American, European and Oriental Record" Nr. 191—192.

Amerikanern imponirte, sie nichts mehr überrascht habe, als der Siegesmarsch der Deutschen und die beispiellosen Niederlagen der französischen Armee. Ihn aber, den vorurtheilsfreien Geschichtskenner, überraschten diese Ereignisse durchaus nicht, kannte er doch beide Länder und ihre Bewohner aus eigener Anschauung. Dieses in klarer, fesselnder Sprache verfaßte Werk hat unstreitig viel dazu beigetragen, die Amerikaner ihrer Franzosenfreundschaft zu benehmen und ihren eingefleischten Deutschenhaß etwas zu mildern. Für diesen Liebesdienst gebührt Prof. Adams der Dank aller Deutschen, besonders aber derjenigen, die Amerika zu ihrer zweiten Heimat gemacht haben.



Nachdruck — Angelsächsisch — Schiller — Lessing — Dante.

Der Nachdruck europäischer Werke in Amerika, sei es nun in der Sprache des Originals oder in englischer Uebersetzung, hat die legitimen Verleger und Schriftsteller stets derart erbittert, daß sie nie von den Veranstaltern unautorisirter Ausgaben sprechen konnten, ohne Schimpfworte, wie „Räuber“, „Pirat“ u. s. w. zu gebrauchen. Solche Bezeichnungen sind nun am wenigsten dazu angethan, das von den professionellen Schriftstellern, also hauptsächlich von Novellisten, so heiß ersehnte internationale Verlagsrecht zu stande zu bringen, womit man sich hier übrigens so wie so nicht eilt; denn in gesetzlichem Sinne ist der amerikanische Nachdrucker eben so wenig ein Dieb, wie derjenige hier ein Jagdfrevler ist, der ohne einen europäischen Jagdschein dem Waidwerk huldigt. Für Amerika gelten eben einfach amerikanische Gesetze und da dieselben keine Bestimmung gegen Nachdruck europäischer Werke enthalten, so ist die Reproduktion ausländischer Schriften gesetzlich erlaubt.

Anders gestaltet sich diese Frage natürlich, wenn wir sie vom Standpunkte der Billigkeit und der Moral betrachten; denn es gibt, was man auch dagegen einwenden möge, ein literarisches Eigenthum, dessen Beeinträchtigung in civilisirten Ländern nicht geduldet werden sollte. Dahin zielende Verträge haben bereits mehrere europäische Staaten unter sich abgeschlossen; Amerika aber hat sich stets geweigert, derartige Verpflichtungen einzugehen, trotzdem es dadurch seinen eigenen Schriftstellern, denen doch sicherlich ebenfalls durch den europäischen Nachdruck ein empfindlicher Schaden erwächst, einen bedeutenden Vortheil gewährt hätte.

Der Nachdruck dahier wird durch den hohen, auf Büchern lastenden Eingangszoll begünstigt. Kein Wunder, daß Geo. Munro in New-York die Herausgabe einer „deutschen Library (!)“ unternahm, in der nur belletristische Arbeiten Aufnahme fanden, die er für den zehnten Theil des Preises der importirten Ausgaben liefert. Mit solchen Thatsachen vor Augen, läßt sich dem großen Publikum gegenüber schwer gegen den Nachdruck ankämpfen.

Außerdem hat derselbe auch seine kulturhistorische Bedeutung; denn es wird dadurch gesorgt, daß gute Bücher — schlechte leider auch — der großen Masse der amerikanischen Bevölkerung, die früher außer der Bibel und ihrem Gesangbuch selten ein anderes Buch zu Gesicht bekam, zugänglich gemacht werden. So ist durch die thätigen, alle Himmelsgegenden durchstreifenden Kolporteure mancher Hinterwaldfarmer im Handumdrehen in den Besitz einer Bibliothek gekommen, die vielleicht gediegenere Werke enthält, als die Bücher seines Pfarrers in seiner Heimat. Man sehe sich Deutschland an, wo die Klassiker so lange

durch ein Privilegium gegen den Nachdruck geschützt waren; hat dasselbe wohl der deutschen Nation Vortheile gebracht? Niemand wird dies ernstlich bejahen wollen, denn erst als die Veranstaltung von Konkurrenzausgaben erlaubt war, fanden Goethe's und Schiller's Werke überall Eingang.

Daß der Nachdruck deutscher Werke in Amerika entschieden zur Erhaltung des Deutschthums der Eingewanderten beigetragen hat, ist außer allem Zweifel und deshalb wird man auch in ganz Amerika schwerlich viele Deutsche finden, die für einen internationalen Verlagsschutz zu agitiren geneigt sind. Den Einwanderern der dreißiger Jahre waren Schiller und Goethe ebenso unbekannt wie Firdusi oder Hafis und als damals (1834) Radde in New-York das „Museum deutscher Klassiker“ in 24 Lieferungen herausgab, fand er bald heraus, daß er sich in eine verfehlte Spekulation eingelassen und den Bildungsstand seines Publikums ganz bedeutend überschätzt hatte. Er druckte also den „Schinderhannes“, den „bayrischen Hiesel“, „die vier Haimondskinder“ und ähnliche „Klassiker“ nach und siehe da, selten wurde ein Kolporteur mit dieser Waare abgewiesen; jene sogenannten Volksbücher fanden reißenden Absatz und bewirkten wenigstens das Gute, daß die Lust zum Lesen erweckt und besseren Schriften dadurch der Weg gebahnt wurde.

In den fünfziger Jahren druckte der thätige Verleger Thomas in Philadelphia den Goethe, Schiller, Hauf, Zschokke, Körner, Börne, Heine und Humboldt's „Kosmos“ in billigen Ausgaben nach und fand durch umsichtige Geschäftsführung auch einen lohnenden Markt dafür, so daß sich sogar Herr von Cotta veranlaßt fühlte, von einigen

Klassikern billige, nur für Amerika bestimmte Ausgaben zu veranstalten, um mit Thomas zu konkurriren. Hätte in früherer Zeit schon ein internationales Verlagsrecht existirt, so wäre es weder deutschen Verlegern noch Schriftstellern von Nutzen gewesen, denn die theuren Original-Ausgaben wären einfach ungekauft geblieben, da überhaupt das Feld für den deutschen Buchhandel dahier erst geschaffen werden mußte.

Die Verleger Englands, welche durch die Nicht-existenz eines internationalen Verlagsschutzes sicherlich in ungleich höherem Maße als Deutschland zu leiden haben, haben sich ruhig in die einmal bestehenden und vorläufig nicht zu ändernden Verhältnisse gefunden und suchen sich dadurch gegen Nachtheile zu schützen, daß sie entweder in New-York eine Kommandite errichten und durch dieselbe ihre Novitäten so schnell wie möglich auf den amerikanischen Markt bringen, oder daß sie amerikanischen Verlegern die Aushängebogen gegen eine gewisse Entschädigung zusenden, wodurch der hiesige Nachdrucker einen Vorsprung gegen seine Kollegen erlangt.

Der Nachdruck hat, dies wiederholen wir nochmals, seine positiven Verdienste, denn er schuf ein vorher gänzlich unbekanntes Bedürfnis nach literarischer Nahrung. Von Heine's Werken, die mit einer gediegenen literar-historischen Einleitung versehen zu Philadelphia nachgedruckt wurden, wurden innerhalb zweier Jahre 18,000 Exemplare abgesetzt; dieselben wurden von Leuten gekauft, von denen unter Tausenden noch nicht einmal zehn die importirte Ausgabe gekauft hätten.

Ein internationales Verlagsrecht kann nur durch einen Beschluß des Bundeskongresses geschaffen werden,

doch die Mitglieder desselben sind stets Politiker, welche die Wünsche des Volkes gut verstehen. Das Volk aber sagt: „Jetzt erhalten wir z. B. Tennyson's sämmtliche Werke für fünfzig Cents; im Falle eines derartigen Vertrages müßten wir mindestens das Sechsfache dafür bezahlen und das wäre gegen unser Interesse, das wir dem eines fremden Dichters nicht unterordnen. England mag sich dafür an einer billigeren Ausgabe Longfellow's erfreuen als wir".

Es ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, daß die Hauptlehranstalten Amerika's dem Studium der germanischen Philologie von Jahr zu Jahr mehr Aufmerksamkeit widmen und daß besonders in Uebereinstimmung mit dem von der ersten Versammlung (1869) amerikanischer Sprachforscher ausgedrückten Wunsche, die angelsächsische Sprache mit ihrer interessanten, für den Kulturhistoriker höchst wichtigen Literatur mit großer Vorliebe kultivirt wird. Man wollte, da man sich bisher hauptsächlich mit der Etymologie der Wörter lateinischen und griechischen Ursprungs beschäftigt hatte, auch die germanischen Elemente der englischen Sprache kennen lernen. Als Zeichen der akademischen Bildung oder der Bildung überhaupt sollte nicht allein gelten, wenn man angeben konnte, daß z. B. das englische Zeitwort to proceed vom lateinischen procedere, fruit von fructus u. s. w. abgeleitet sei, sondern man sollte auch wissen, daß z. B. bride mit dem angelsächsischen Verbum bredan (brüten) und king mit cinnan (können) in etymologischer Verwandtschaft stehe.

Die römischen Eroberer England's hatten den Urbewohnern der britischen Insel keine literarischen Schätze hinterlassen, wenigstens ist von denselben nichts bekannt

geworden; die germanischen, aus Jütland, Schleswig, Holstein (Angeln) und Friesland (Sachsen) stammenden Völker besiegten jedoch die Britonen nicht nur, sondern nöthigten ihnen auch ihre mitgebrachte Sprache auf und machten die Provinz Wessex mit der Hauptstadt Winchester zum dauernden Sitze ihrer Kultur. Die von ihnen geschaffene Literatur ist im Vergleiche mit den Leistungen ihrer germanischen Zeitgenossen immerhin eine reiche zu nennen; sie besteht aus Epen, Uebersetzungen und Paraphrasen profaner und religiöser Werke und aus einer Anzahl Gesetzsammlungen, die uns ein unverfälschtes Bild der ethischen Anschauungen jenes abgehärteten, rauhen, kriegerischen Volkes liefern.

An dem Ausdruck „Angelsächsisch“ haben nun manche Philologen und Literarhistoriker, wie z. B. Sweet, Freeman, Morris und Ten Brink Anstoß genommen; sie sagen, von Cädmon bis auf Tennyson sei in England nur eine Sprache, nämlich die englische, gesprochen worden und motiviren diese Ansicht damit, daß König Alfred, in dessen Regierungszeit die augusteische Periode der angelsächsischen Literatur fällt, den Ausdruck „angelsächsisch“ niemals gebraucht habe. Dies ist jedoch nichts anderes als eine müßige Haarspalterei, denn wenn wir heute von einer angelsächsischen Literatur sprechen, so weiß Jeder, welche damit gemeint ist und auch, daß sich dieselbe durch karakteristische Merkmale von der sogenannten altenglischen Literatur unterscheidet.

Das Hauptwerk der angelsächsischen Poesie ist das in Stabreimen abgefaßte Epos „Beowulf“, von dem sich nur eine, anscheinend aus dem zehnten Jahrhundert stammende Handschrift, welche leider durch eine Feuersbrunst

im vorigen Jahrhundert etwas beschädigt und dadurch den Textkritikern eine große Arbeit aufgebürdet wurde, im britischen Museum vorfindet. Dieses Epos, dessen Schauplatz dänisches Gebiet ist, gibt uns ein nur an wenigen Stellen durch einen christlichen Interpolator getrübtes Bild des Heldenlebens der ingväonischen oder ingäwonischen (wie Müllenhoff geschrieben haben will) Völker; wir erblicken darin unsere Vorfahren im Kriege, auf dem Meere, im Familienrathe und bei Festgelagen, ohne daß auch nur eine einzige Scene durch die Minne verherrlicht ist.

Die Existenz des betreffenden von zwei verschiedenen Händen herrührenden Manuskriptes wurde erst im Jahre 1705 bekannt, doch dauerte es noch über ein Jahrhundert, ehe die erste von dem Dänen G. J. Thorlekin edirte Ausgabe erschien. Dann folgten in England die Ausgaben von Kemble, B. Thorpe und Thomas Arnold, und in Deutschland die von C. W. M. Grein, M. Heyne und L. Ettmüller. Letzterer, der auch eine stabreimende Uebersetzung des „Beowulf" lieferte, versuchte hier auch die früher auf den Homer und das Nibelungenlied angewandte Liedertheorie zu verwerthen und das Gedicht mit offenbarer Willkür mehreren Verfassern zuzuschreiben; auch Müllenhoff huldigt im 14. Band von Haupt's Zeitschrift derselben Ansicht und erst 1877 fand sich Dr. Homburg zu Metz bemüßigt, diese Theorie in einer gediegenen Abhandlung auf Grund neuerer Forschungen zurückzuweisen und dem „Beowulf" das Prädikat eines einheitlichen Epos zu vindiciren.

Den alliterirenden Uebersetzungen des „Beowulf" durch die Deutschen Simrock, Grein, Ettmüller und von

Wollzogen hat England keine einzige gegenüber zu stellen, denn die von Kemble, Thorpe, Arnold, Wackerbarth und Lumsden verfaßten Uebertragungen ignoriren alle den Stabreim, sowie überhaupt das Metrum des Originals. Nach der Abfassung der „Vision of Piers Ploughman" scheint überhaupt die Alliteration in England in Mißkredit gerathen zu sein, denn Chaucer und nach ihm Shakespeare drücken sich mehrfach über dieselbe sehr wegwerfend aus und der Anwendung derselben in sprichwörtlichen Redensarten, wie wir sie im Deutschen noch so zahlreich antreffen, begegnen wir in der englischen Umgangssprache nur selten. Daß sich das Englische derselben aber immer noch gut fügt, haben z. B. James Russel Lowell in einem Theile seines Gedichtes „The Voyage to Vinland" und Thomas und Martha Holcomb in ihrer gemeinschaftlichen Uebertragung der Frithjofsage (Chicago 1877) bewiesen, in welcher sie nämlich „Ring's Drapa" gemäß dem Original stabreimend wiedergegeben haben. Demnach hätte man also erwarten sollen, daß das, was die Engländer nicht fertig brachten, oder was sie nicht versucht hatten, nämlich eine alliterirende Uebertragung des „Beowulf" zu liefern, einem Amerikaner gelungen wäre; allein das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur ist in Amerika erst neueren Datums und die einzige hier erschienene Uebertragung jenes Heldengedichtes ignorirte das Originalversmaß ebenfalls. Dieselbe stammt aus der Feder des Professors James M. Garnett und erschien 1882 zu Boston. Garnett, der seiner Bearbeitung Grein's Textausgabe zu Grunde legte, machte es sich zur Aufgabe, Zeile für Zeile zu übersetzen, denn die größtmögliche Treue war ihm die Hauptsache; da mischt er

denn nun Jamben, Trochäen, Daktylen und Anapäste ruhig durcheinander und bediente sich der Alliteration nur da, wo sie sich von selber ergibt. Doch befleißigt er sich, jeder Halbzeile zwei accentuirte Wörter zuzuertheilen und auch die Cäsur zu beobachten; allein mit dem Silbentone nimmt er es durchaus nicht genau und entschuldigt sich für diese Willkür damit, daß man in altenglischen Gedichten sich ähnliche Freiheiten erlaubt habe. Jedenfalls wird den amerikanischen Studenten, die sich mit dem Angelsächsischen beschäftigen, diese Uebertragung bei der immerhin schwierigen Lektüre des „Beowulf“ eine sehr willkommene Eselsbrücke sein.

Unseres Wissens bediente man sich bis vor Kurzem an den amerikanischen Hochschulen beim Studium der angelsächsischen Poesie meistentheils der Heine'schen Ausgabe des „Beowulf“; um nun aber nicht beständig auf das Ausland angewiesen zu sein, veranstalteten die Professoren James A. Harrison und Robert Sharp eine auf der vierten Auflage der Heyne'schen Bearbeitung beruhende Ausgabe, welche sie 1883 zu Boston als den ersten Band einer „Library of Anglo-Saxon Poetry“ erscheinen ließen. Beide Herren schmücken sich natürlich mit fremden Federn, was sie auch bereitwillig zugeben; daß sie aber durch die Publikation dieser Ausgabe dem Studium des Angelsächsischen zahlreiche Freunde gewonnen haben, muß, da darin ihr Hauptverdienst besteht, dankend anerkannt werden. Der zweite Band der genannten Bibliothek enthält Cädmon's „Exodus“ und „Daniel“, edirt mit einer orientirenden Einleitung und ausführlichem Glossar von Professor Theodore W. Hunt auf Grundlage der Grein'schen Ausgabe.

Die Grammatiken der angelsächsischen Sprache importirte man früher aus England; durch die Publikation der Sprachwerke von Shute, Carpenter, Corson und March ist man auch in dieser Hinsicht vom Auslande unabhängig geworden. Samuel M. Shute, Professor am Columbian College zu Washington, ließ seine Grammatik der betreffenden Sprache 1867 in New-York erscheinen und da sie damals die erste in Amerika publicirte war, so erlebte sie im Laufe weniger Jahre mehrere Auflagen. Sie beruht auf Heyne und Klipstein, läßt aber trotzdem gar Manches zu wünschen übrig und ist besonders die Auswahl der Lesestücke, nach welcher ein „Beowulf" überhaupt nicht zu existiren scheint, höchst mangelhaft. Dasselbe gilt auch von Hiram Corson's sonst verdienstvollem Werke „Handbook of Anglo-Saxon and Early English" (New-York 1871).

Auch des verstorbenen Carpenter's Werk „Introduction to the Study of the Anglo-Saxon Language" (Boston 1875) enthält keine Zeile aus dem „Beowulf", was sich vielleicht dadurch entschuldigen läßt, daß der Verfasser mit der Idee umging, von jenem Epos eine Separatausgabe zu veranstalten, wobei ihn jedoch ein frühzeitiger Tod überraschte.

Das wichtigste Lehrmittel der angelsächsischen Sprache gab 1870 Francis March, Professor am Lafayette College zu Easton in Pennsylvanien, heraus und da dieses verdienstvolle Werk durch seinen Titel hinlänglich karakterisirt wird, so lassen wir ihn hier unverkürzt folgen. Er heißt: „A Grammar of the Anglo-Saxon Language; in which its Forms are illustrated by those of Sanscrit, Greek, Latin, Gothic, Old Friesic, Old Norse, and Old

High German." Es ist dies Buch das Resultat langjähriger, mit Ausdauer und Vorliebe betriebener Studien und bildet das würdige Seitenstück zu den Sprachwerken eines Grimm, Bopp, Pott und Kuhn. Natürlich verwerthet auch March vorzugsweise die Resultate deutscher Forschungen und daß er seinen eigenen Rath, nach welchem derjenige, der aus dem Angelsächsischen ein Specialstudium mache, Tag und Nacht bei Grein in die Schule gehen müsse, gründlich befolgt hat, ersieht man aus einer jeden Seite seines Buches. Da er nicht erwarten konnte, daß man sein Werk für den allgemeinen Gebrauch an den höheren Lehranstalten verwenden würde, so ließ er in demselben Jahre einen „Anglo-Saxon Reader" erscheinen, dem er eine kurze, aber für die meisten Schüler genügende Grammatik nebst einem Vocabularium beigab. Durch dieses Werk hat er nun die Grammatiken eines Shute und Carpenter überflüssig gemacht; denn es enthält nach des Verfassers eigener Angabe so ziemlich Alles, was man in dem genannten Fache heutigen Tages mit Recht von einem akademisch gebildeten Manne verlangen darf. Seine große vergleichende Grammatik ist natürlich nur für den Fachphilologen bestimmt.

Auf den Reichthum und die Bedeutung der angelsächsischen Literatur scheint in Amerika zuerst der Dichter Longfellow in einem 1838 veröffentlichten Essay hingewiesen zu haben. Denselben ließ er späterhin mit einigen Abänderungen in seinem Sammelwerke „The Poets and Poetry of Europe" als Einleitung zu den darin veröffentlichten zahlreichen Uebersetzungen angelsächsischer Dichtungen reproduciren; auch nahm er ihn in seine gesammelten prosaischen Schriften auf.

Prof. Henry Shepherd fertigt die angelsächsische Literaturperiode in seiner „History of the English Language" (New-York 1874) mit einem kurzen, keine Originalstudien verrathenden Kapitel ab; dasselbe gilt auch von Prof. Gilmore's Werkchen „The English Language and its Early Literature" (New-York 1880); doch sind die Mittheilungen über die angelsächsische Literatur darin in knapper Fassung so praktisch und übersichtlich zusammengestellt, daß man mehr daraus lernen kann, als aus manchem dickleibigen Werke.

Von fleißigem und gründlichem Studium zeugt das Werk „Development of English Literature" von „Brother Azarias" (New-York 1879). Der Verfasser ist ein begeisterter Literaturkenner, leider aber steht er hier, wie auch in seiner früher erschienenen Schrift „The Philosophy of Literature" (Philadelphia 1874) auf dem beschränkten Standpunkt des engherzigen Katholicismus. Professor Hart's „Syllabus of Anglo-Saxon Literature" (Cincinnati 1881) ist eine auf Ten Brink's „Geschichte der englischen Literatur" beruhende Kompilation.

Wenn wir ferner noch einiger gediegenen, aus der Feder Garnett's und March's stammenden und in den beiden philologischen Zeitschriften Amerika's erschienenen Essays sowie des „Anglo-Saxon Dictionary" von Harrison und Baskerville (New-York 1885) rühmend gedenken, so haben wir unseres Wissens alles Nennenswerthe berührt, was dahier für die Verbreitung der angelsächsischen Sprache und Literatur geleistet worden ist.

Der für die deutschen Waffen so außerordentlich erfolgreiche Krieg mit den Franzosen hat insofern für die Verbreitung der deutschen Literatur im Auslande gewirkt, als sich Nationen, denen Deutschland bisher nur von einer

unvortheilhaften Seite bekannt war und die alle mehr oder minder von einem unverzeihlichen Vorurtheile gegen dasselbe eingenommen waren, sich veranlaßt fühlten, auch die geistigen Schätze eines Volkes, welches das Draufschlagen so gründlich verstand, näher kennen zu lernen. Dies gilt besonders von Amerika, wo der Pöbel, einerlei ob derselbe in der Hütte oder in einem Palaste wohnte, stets die Franzosen als die leuchtenden Sterne Europa's betrachtete, von denen man sich in Literatur, Kunst und feiner Lebensart leiten lassen müsse, wenn man überhaupt Anspruch auf Bildung machen wolle. Dazu kam fernerhin der Umstand, daß sich die Amerikaner daran gewöhnt hatten, Frankreich als dasjenige Land anzusehen, dem Amerika seine Unabhängigkeit verdankte, wohingegen Deutschland damals zahlreiche Söldlinge herüber schickte, um die junge Freiheit im Keime zu ersticken. Die Arbeiten Deutschlands auf allen Gebieten der Wissenschaft waren vor dem Jahre 1870 allerdings in Amerika den Fachgelehrten bekannt und wurden von denselben auch stets gründlich ausgebeutet; das größere Publikum aber fragte kopfschüttelnd: „Was kann aus Deutschland Gutes kommen?“ Jener Krieg belehrte sie also eines bessern und jeder seitherige Versuch, sie mit den Schätzen der deutschen Literatur bekannt zu machen, fand ein neugieriges und zahlreiches Publikum. Das Blut ist also immer noch ein ganz besonderer Saft.

Da sich nach dem deutsch-französischen Kriege das gebildete Deutschland mehr als je mit seinen alten Heldensagen beschäftigte, was auch nach psychologischen Gesetzen leicht verständlich ist, und die Wiederbelebung derselben

in allerlei Gestalten zu Tage trat, war es ebenfalls leicht erklärlich, daß diese Richtung auch ihre Wirkung auf andere Länder äußerte, und sich dieselben nun hauptsächlich mit der Siegfriedsage, wozu auch noch die erfolgreiche Aufführung der Wagner'schen Nibelungen-Tetralogie das ihrige beitrug, eingehend beschäftigten. Dem genialen Rhapsoden Jordan lauschten damals in Amerika nicht allein Deutsche, sondern auch die gebildeten Amerikaner drängten sich zu seinen Vorträgen und wagten mit ihm „verlassene Wege zu wandern." Die Namen Siegfried, Brunhilde, Krimhilde und Hagen übten einen unbeschreiblichen Reiz auf sie aus und trotzdem sie in der neuen Welt wohnten, in der sie so vieles Alte willig abgeworfen hatte, schien es, als entsännen sie sich doch, daß sie der mächtigen germanischen Nation angehörten und also auch theil hatten an den poetischen Erzeugnissen derselben.

Jeder Versuch nun, den Amerikanern das Verständnis der deutschen Literatur zu erleichtern, muß aus mehr als einem Grunde dankbar anerkannt werden, besonders aber, wenn derselbe von den Amerikanern selbst ausgeht. Einen solchen begrüßen wir in dem Werke „The Great Epics of Mediaeval Germany" (Boston 1882) von George Theodore Dippold, einem Professor an der Bostoner Universität, der sich vorher schon durch eine gelungene Uebersetzung des Geibel'schen Trauerspiels „Brunhilde" bekannt gemacht hatte.

Uhland sagt, daß die tausendjährige Nacht des Mittelalters von einigen hellglänzenden Sternen erleuchtet sei, und auf diese Sterne richtet unser Verfasser den Blick und macht seinen Landsleuten die Bedeutung derselben

klar. Den Epen des deutschen Mittelalters, wie das Nibelungenlied, Gudrun, Parzival, Tristan und Isolde läßt er eine ausführlichere und erschöpfendere Behandlung widerfahren, als dies vorher in irgend einem außerdeutschen Lande geschehen ist; daß dies Buch, welches ein würdiges Seitenstück zu den „Minnesingers of Germany“ von Kröger bildet, auf mit besonderer Vorliebe getriebenen, gründlichen Studien beruht, davon gibt jede Seite hinreichend Zeugnis. Etwas haben wir nur zu beklagen, nämlich daß sich der Verfasser viel zu viel nach den Urtheilen des geistreichen, aber höchst einseitigen Vilmar richtet.

Dippold gibt in diesem anziehend geschriebenen Werke eine übersichtliche Darstellung des mythologischen und historischen Inhaltes des Nibelungenliedes mit zahlreichen eingestreuten Uebersetzungen und bedient sich dabei stets der neuesten Forschungen, so daß also, trotz der bänderreichen Nibelungenliteratur Deutschlands, eine Uebersetzung dieses äußerst praktischen Buches durchaus nicht überflüssig wäre; denn was sich sonst der Deutsche aus zahlreichen Werken, Programmabhandlungen und Zeitschriften mühsam zusammensuchen muß, findet er hier in nuce faßlich zusammengestellt. Neuerdings hat auch Dippold ein lesenswerthes Buch über Wagners „Nibelungenring“ veröffentlicht.

Schiller, dessen sich in England Bulwer, Browning, Mangan, Carlyle und einige andere Schriftsteller angenommen und die Verbreitung seiner Werke durch Uebersetzung und Essays gefördert haben, scheint in Amerika nie so recht populär werden zu wollen, wenigstens nicht

in dem Grade, wie es Goethe geworden ist.*) Es haben sich hier allerdings mit ihm Bancroft, Brooks, Cranch,. Dwight, Hedge, Furneß und Boyesen beschäftigt, einen besonders bemerkenswerthen Eindruck und Einfluß haben sie aber mit ihren uneigennützigen Bestrebungen gerade nicht ausgeübt. Das Hauptverdienst in dieser Hinsicht hat sich unstreitig der deutsch-amerikanische Verleger J. Kohler in Philadelphia zuzuschreiben; derselbe veranstaltete nämlich außer zwei verschiedenen deutschen Ausgaben der Werke Schiller's auch noch eine von dem in Michigan verstorbenen Homöopathen Dr. Charles Hempel besorgte englische Ausgabe der „Complete Works“ in zwei stattlichen Oktavbänden; außer dem druckte er Johannes Scherr's bekanntes Werk über Schiller nach und ließ auch dasselbe durch Eliza Mc Clellan in's Englische übersetzen; dann ließ er auch von dem deutsch-amerikanischen Advokaten Wireman in Philadelphia eine Parallel-Ausgabe in deutscher und englischer Sprache von Schiller's Gedichten besorgen und alle diese mit großen Geldausgaben verknüpften Publikationen unternahm Herr Kohler hauptsächlich nur in Folge seiner Schwärmerei für den Dichter der „Glocke“ und nicht, wie man vielleicht glauben könnte, aus Spekulation.

Der Amerikaner John S. Dwight bemerkt in der Vorrede seines kleinen Bandes, welcher eine Anzahl Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte enthält („Select Minor Poems“, Boston 1839), daß Schiller, wenn er den Amerikanern näher gebracht würde, die literarischen Bestrebungen

---

*) Siehe „Goethe und die Wertherzeit. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika.“ Von Karl Knortz. Zürich 1885.

dahier neu beleben und denselben andere und zwar höhere Ideale vorhalten und sie dafür begeistern würde.

In der „Literary World" vom 12. Juli 1884 wird Schiller den Amerikanern hauptsächlich als Dichter der Freiheit empfohlen und die in der betreffenden Nummer enthaltene Bibliographie zeigt zwar, daß sich mehrere amerikanische Schriftsteller mit Schiller vorübergehend beschäftigt haben, daß sie sich aber keines nennenswerthen Erfolges rühmen konnten.

Von den in Amerika erschienenen, Schiller betreffenden Werken wollen wir hier nur die hauptsächlichsten anführen. „Wilhelm Tell" (Providence 1838), und „die Huldigung der Künste" (New-York 1846) wurde von dem um die deutsche Literatur in Amerika hochverdienten Charles J. Brooks übersetzt. William Peter übertrug „Wilhelm Tell" (Philadelphia 1840) und „die Jungfrau von Orleans" (Cambridge 1843); eine Auswahl der prosaischen Abhandlungen Schiller's übersetzte John Weiß (Boston 1845); A. J. W. Morrison übertrug den „dreißigjährigen Krieg" und den „Abfall der Niederlande" und gab beide Werke im Harper'schen Verlage zu New-York heraus. G. H. Calvert veröffentlichte 1845 zu Boston eine englische Uebertragung der Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe; am meisten aber befaßten sich die Amerikaner mit der „Glocke", von der drei englische Uebersetzungen, nämlich von S. A. Eliot, Dwight und Furneß existiren. Eine verbesserte bisher nie gedruckte Version aus der Feder des letztgenannten Verfassers befindet sich in Knortz' Anthologie „The Representative Poetry of Germany" (New-York 1885). Werke über Schiller und Goethe schrieben Thomas Chase (Philadelphia 1859) und Prof.

Boyesen (New-York 1879). Von Frau Elizabeth F. Ellet existirt ein Werk „Characters of Schiller“ (Boston 1837).

Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß die Verleger Schäfer und Koradi zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's ein theilweise aus Originalbeiträgen bestehendes Album herausgaben, daß sich Prof. Flagg von der Cornell-University durch eine Abhandlung über die „Braut von Messina“ in Göttingen den Doktorhut erwarb, und der von S. E. Casino in Boston veranstalteten vierbändigen Ausgabe von den „Works of Schiller“ gedenken, so haben wir alles Bemerkenswerthe angeführt, was über unsern Dichter in Amerika erschienen ist.

Währenddem sich in England, wie Prof. Buchheim in seiner Schulausgabe von „Minna von Barnhelm“ (London, Clarendon Preß) bibliographisch nachweist, die Uebersetzungen von „Nathan der Weise“ von Jahr zu Jahr mehren und man dem Dichter dieses didaktischen Drama's bereits zwei größere Werke gewidmet hat, nämlich eins von James Sime und das andere von der Deutsch-Engländerin Helen Zimmern, hat man sich im Allgemeinen in Amerika sehr wenig mit Lessing und seinen Schriften beschäftigt. Emerson hat in seinem mit großen Erwartungen herausgegebenen „Parnassus“ auch keine einzige Zeile von Lessing aufgenommen; Longfellow gibt in seinem Sammelwerke „The Poets and Poetry of Europe“ Menzel's überschwängliches Urtheil über den „Luther der deutschen Literatur“ und reproducirt nur die Ringfabel nach der Uebersetzung des Engländers W. Taylor; James Parton hingegen theilt in seiner Anthologie „The Humorous Poetry of the English Language“ eine große Anzahl Lessing'scher Epigramme mit und fügt die Bemerkung

(p. 675) hinzu, Lessing's Sinngedichte seien so oft von zahlreichen englischen Schriftstellern gestohlen worden, daß man sie schließlich zur englischen Literatur rechnen dürfe.

Schon die „Wolfenbüttel'schen Fragmente“ hatten zur Zeit ihres Erscheinens in England das Interesse für deren Herausgeber wachgerufen, und als sich dann derselbe in Folge seines Streites mit dem Hamburger Pastor Goetze, der so gerne eine Lanze für christliche Orthodoxie brach, in die Lage versetzt sah, zur Sicherstellung gegen unangenehme Folgen, sich einige Nothpfennige bei Seite zu legen, arbeitete er sein früher nur flüchtig skizzirtes Toleranz-Drama aus und nur wenige Jahre nach der Veröffentlichung desselben erschien auch schon (1781) eine englische Uebersetzung des „Nathan“, die jedoch keinen dauernden Eindruck gemacht zu haben scheint. Erst durch das Aufsehen, das Goethe's „Werther“ erregte, fühlte man sich in England veranlaßt, dem literarischen Streben der Deutschen größere Aufmerksamkeit zu schenken und damit auch die Bedeutung Lessing's allmählig zu würdigen.

Von allen Schöpfungen Lessing's ist keine in England so populär geworden, wie „Nathan der Weise“, die in der so gründlich kommentirten Ausgabe Buchheim's nun in allen höheren Lehranstalten, an welchen man deutsche Literatur pflegt, gelesen wird.

Amerika hat den Leistungen der Engländer betreffs Lessing's gar wenig gegenüber zu stellen; in Journalen, welche dann und wann etwas Platz für europäische Literatur haben, begegnen wir seinem Namen nur höchst selten. Und doch ist sein „Nathan“ dahier nicht so ganz unbekannt, und als Ellen Frothingham 1867 zu New-York ihre englische Uebertragung desselben erscheinen ließ,

fand dieselbe eine solche liebevolle Aufnahme, daß schon nach vier Jahren eine dritte verbesserte Auflage gedruckt werden mußte. Durch Frl. Frothingham's höchst verdienstvolle Uebertragung des „Nathan", der auch eine kurze biographische Einleitung beigegeben ist, drang nun Lessings Name auch in Kreise, in denen man ihn früher nie gehört hatte. Dieses Werk enthält auch Kuno Fischers Essay über den „Nathan", leider jedoch nur in sehr kondensirter Form, indem von den 130 Seiten des Originals nur ungefähr der vierte Theil wiedergegeben ist.

Auch eine Uebersetzung des „Nathan" in englischer Prosa besitzt Amerika; dieselbe erschien 1869 in New-York und stammt aus der Feder von Dr. Isidor Kalisch. Frl. Frothingham veranstaltete auch eine Uebertragung des „Laokoon".

Ein besonderes Werk über Lessing hat die amerikanische Literatur nicht aufzuweisen; doch verfaßte E. P. Evans von A. Stahr's „Leben und Werke Lessing's" eine im Ganzen gelungene Uebersetzung und ließ sie 1866 zu Boston in zwei Bänden erscheinen. James Russel Lowell widmete dieser Arbeit in der „North American Review" (April 1867) einen längeren Essay (wiederabgedruckt in dessen Werk „Among my Books"), in welchem er Lessing eine begeisterte Lobrede hält. Mit Stahr's Werk ist er übrigens höchst unzufrieden und sagt, dasselbe sei eine Panegyrik, aber keine Biographie.

Bayard Taylor's matte Vorlesung über Lessing ist in seinen von George H. Boker herausgegebenen „Studies in German Literature" (New-York 1879) enthalten.

Die in Henry Holt's Verlag zu New-York erscheinende und von Professor W. D. Whitney für den Schulgebrauch

edirten „German Texts“ enthalten auch einige Stücke von Lessing, nämlich „Nathan der Weise“, „Minna von Barnhelm“ und „Emilie Galotti“. Die Herausgabe des erstgenannten Werkes besorgte der Deutsch-Amerikaner H. C. C. Brandt, aber in durchaus unbefriedigender Weise; die Einleitung ist kurz und trocken, und lassen die Anmerkungen sehr viel zu wünschen übrig, sodaß also diese Ausgabe weit, ja sehr weit hinter der Buchheim'schen zurücksteht. Noch ungenügender ist die von einem Ungenannten besorgte Ausgabe der „Emilie Galotti“, die ohne jede Einleitung ist und der überhaupt nur vier Seiten Anmerkungen beigegeben sind. „Minna von Barnhelm“ hat Whitney selber edirt und sich darin der möglichsten Kürze befleißigt, sodaß also der Verleger eher in seinem Interesse gehandelt haben würde, wenn er Buchheim's mit der größten Sorgfalt verfaßte Ausgabe der beiden Hauptdramen Lessing's einfach in Amerika nachgedruckt hätte. Die von W. C. Wrankmore in dem oben genannten Verlage veröffentlichte Uebersetzung von „Minna von Barnhelm“ muß als gelungen bezeichnet werden; da derselben Anmerkungen in deutscher Sprache beigegeben sind, um die Schwierigkeiten des Originals zu illustriren, so wird diese Ausgabe sicherlich manchem amerikanischen Studenten des Deutschen als sogenannte Eselsbrücke willkommen sein.

Seitdem unserem Altmeister Goethe ein so überaus glücklicher Wurf mit seinem „Faust“ gelungen ist, hat die große Leserwelt ganz und gar vergessen, daß sich noch zahlreiche andere Dichter an jener dankbaren Sage die Anwartschaft auf Unsterblichkeit verdienen wollten. Erschienen doch schon zu Lebzeiten Goethe's über zwanzig

verschiedene poetische Behandlungen jenes Themas; doch wer bekümmert sich um dieselben heute noch? Höchstens der Literaturforscher, dessen unerquickliche Aufgabe es ist, Alles zu lesen, das zur Zeit der Abfassung eine flüchtige Beachtung hervorrief. Auch nach Goethe ist es von mehreren Dichtern, wie Ferdinand Stolte, Hermann D'Artis von Bequignolles, dem hessischen Förster Adolf Müller, dem Deutsch-Amerikaner Karl Edwin Mölling u. s. w. versucht worden, dem deutschen Sagenstoffe neue poetische Seiten abzugewinnen; aber dieselben stellten sich eine höchst undankbare Aufgabe, denn obgleich ihren Werken eine begrenzte literarische Bedeutung nicht abgesprochen werden darf, so halten dieselben doch den in diesem Falle sehr nahe liegenden Vergleich mit dem Goethe'schen Meisterwerke nicht aus.

Auch die Engländer haben sich schon früher für jene deutsche Sage begeistert. Christopher Marlowe, der Vorläufer Shakespeare's, schrieb eine Fausttragödie, die, trotzdem der Held derselben ein jeder edleren Regung unfähiger Sensualist ist, der nur deshalb der Zauberei oblag, damit er mittelst derselben seine thierischen Lüste befriedigen konnte, doch heute noch mit Genuß gelesen werden kann, denn sie ist unstreitig das Werk eines talentvollen Dichters.*) Das alte Faustwerk von Spieß wurde schon früh in's Englische übersetzt. Von Goethe's „Faust" hat Amerika zwei vortreffliche Uebersetzungen aufzuweisen und auch das Faustwerk von A. v. Reichlin-Meldegg ist durch Richard J. Chittenden im Auszuge in das Englische übertragen worden.

*) Siehe: „Hamlet und Faust". Von Karl Knortz. Zürich 1888.

Daß auch Adalbert von Chamisso einen „Faust“ schrieb, daran wurden wir erst wieder erinnert, als Henry Phillips jr. aus Philadelphia, ein Mann, der sich in engeren Kreisen durch einige numismatographische Arbeiten und ein Bändchen Uebersetzungen aus deutschen und spanischen Dichtern bekannt gemacht hat, eine englische Uebersetzung desselben lieferte. Chamisso's „Faust“ quält sich mit der Lösung des ewigen Welträthsels ab und verlegt sich schließlich auf die Zauberei, als das letzte Hülfsmittel zur Erlangung seines Zweckes. Er beschwört einen guten und bösen Geist und hält Wechselgespräche mit denselben. Da die Antwort des ersteren, daß es den Menschen verwehrt sei, vom Baume der Erkenntnis zu kosten, ihn nicht befriedigt, verschreibt er letzterem seine Seele gegen das Versprechen, seinen Durst nach Wahrheit zu stillen. Doch nur der Tod lüftet den Schleier, der auf dem Welträthsel liegt und Faust, der nun einmal in die Macht des bösen Geistes gerathen ist, begeht schließlich Selbstmord.

Chamisso's „Faust“ erschien 1803 und wie wenig Werth man ihm beilegt, geht daraus hervor, daß selbst die bedeutendsten literar-historischen Kompendien desselben mit keinem Worte gedenken, wofür wir die Verfasser derselben auch nicht im Mindesten tadeln wollen.

Chamisso war bisher in Amerika ausschließlich als Verfasser des „Peter Schlehmil“ bekannt; ihn als Faustdichter in weiteren Kreisen einzuführen, scheint Phillips' Aufgabe nicht zu sein, denn er hat seine Uebersetzung nur in 200 Exemplaren für Privatcirculation drucken lassen. Die Uebersetzung ist treu und hält sich streng an die Versmaße des Originals. Wir müssen gestehen, daß uns einige dunkle Stellen des Originals erst beim Durchlesen

dieser Uebersetzung klar geworden sind; es ging uns somit wie einem namhaften Kritiker, der dasselbe im Hinblick auf die Taylor'sche Uebersetzung des zweiten Theiles von Goethe's „Faust" konstatirte.*) — Henry Phillips hat sich außerdem durch sein Bändchen „Poems translated from the Spanish and German" (Philadelphia 1878) als gewandter Uebersetzer bewiesen.

Im Jahre 1881 wurde zu Cambridge eine amerikanische Dante-Gesellschaft mit dem Dichter Longfellow als Präsidenten in's Leben gerufen, und nach dem Jahresbericht von 1888 zählt dieselbe bereits hundert Mitglieder, wovon natürlich nicht Alle aus dem Studium Dante's eine Lebensaufgabe gemacht haben. Amerika hat im Grunde nur sechs Männer, die auf das Prädikat „Dante-Kenner" Anspruch haben, aufzuweisen; und zwar erstens George Ticknor, welcher schon im Jahre 1831 den Studenten des Harvard-College (niemals gedruckte) Vorlesungen über den großen Florentiner hielt; dann Dr. Parsons, einen ehemaligen Bostoner Zahnarzt, der 1867 eine verdienstvolle, in Terzinen verfaßte Uebersetzung des „Inferno" herausgab; drittens Professor James Russell Lowell; viertens Professor Charles Eliot Norton, den Uebersetzer der „Vita Nuova"; fünftens den anfangs 1882 verstorbenen Dichter Longfellow, dessen reimlose Uebertragung der „Göttlichen Komödie" einen großen Leserkreis gefunden, das Interesse an dem Italiener aber nicht merk-

*) Die deutsch-amerikanische Literatur, über die der Leser in diesem Kapitel wohl einige Notizen erwartet, hat der Verfasser in einem längeren Aufsatz im „Evangel. histor. Jahrbuch", Pittsburgh 1878, geschildert.

lich verallgemeinert hat, da diese Uebersetzung mehr des Amerikaners, als Dante's wegen gekauft wurde; und sechstens, Professor Fay, dessen „Concordance to the Divina Commedia" eines der besseren Hilfsmittel zum Studium Dante's bildet.

Die amerikanische Dante-Gesellschaft nun hat sich die Aufgabe gestellt, durch die Gründung einer Bibliothek, welche die wichtigsten Kommentare und Ausgaben der „Göttlichen Komödie" enthalten soll, einen Zentralpunkt für die Verehrer des großen Italieners zu schaffen, und hat dadurch bereits den Anfang gemacht, daß ein Mitglied seine werthvolle Sammlung zur allgemeinen Benutzung im Bibliotheksgebäude des Harvard-College deponirt hat. Durch Longfellow's Bemühungen ging man auch mit der Absicht um, den von Benvenuto da Imola verfaßten Kommentar, dessen Manuskript sich in der Libreria Laurenziana zu Florenz befindet, abschreiben und drucken zu lassen. Dieses wichtige Werk stammt nämlich aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, und der Verfasser, ein Freund Boccaccio's, und ein gründlicher Kenner der Welt und Literatur seiner Zeit, hatte Gelegenheit gehabt, manche interessante Nachrichten betreffs der von Dante erwähnten Personen zu sammeln. Dieser Kommentar ist in lateinischer Sprache verfaßt. Einen Auszug aus demselben veröffentlichte 1730 Muratori im ersten Band seiner „Antiquitates Italicae Medii Aevi"; er hat zwar jene die „Göttliche Komödie" betreffenden Stellen nicht ignorirt, sondern nur Das gegeben, was mehr für den professionellen Historiker von Interesse war. Auch die 1855—56 zu Imola erschienene italienische Uebersetzung ist so fehlerhaft, daß eine getreue Wiedergabe des Originals von

allen Dante-Forschern dringend gewünscht wurde. Den Kommentar zum „Inferno" hatte Longfellow nun auf seine Kosten abschreiben lassen, auch war betreffs der Publikation desselben schon mit einem Bostoner Verleger ein Abkommen getroffen worden, als die Nachricht kam, daß der als Dante-Kenner allgemein geschätzte Lord Vernon bereits die Vorbereitungen zur Veröffentlichung des betreffenden Werkes getroffen habe, worauf also die Amerikaner ihr Vorhaben aufgaben. Lord Vernon starb jedoch vor der Ausführung seines lang gehegten Planes, und nur die Nachricht, daß sein Sohn dazu die Mittel hergeben wolle, beruhigte die amerikanische Dante-Gemeinde.

Die amerikanische Dante-Gesellschaft hat auch Dante's Todtenmaske, welche dem berühmten Portrait von Giotto so sehr ähnelt, nachbilden und unter ihre Mitglieder vertheilen lassen. Professor Norton schrieb über diese Maske einen längeren Essay, den Longfellow im ersten Bande seiner Dante-Uebersetzung im Auszug mittheilt.

Longfellow fing schon 1827 an, wie aus seinem Werke „Outre Mer" hervorgeht, sich mit Dante zu beschäftigen, und in seinen 1839 erschienen „Voices of the Night" veröffentlichte er mehrere Auszüge aus einzelnen Gesängen der „Göttlichen Komödie". Er adoptirte schon damals das Prinzip der reimlosen, möglichst wörtlichen Uebersetzung, das er bekanntlich späterhin auch konsequent beibehielt. Vergleicht man diese ersten Uebersetzungsversuche mit den betreffenden Stellen seiner späteren vollständigen Uebertragung, so sieht man, daß er fleißig daran gefeilt hat, um dem Wortlaute des Originals noch gerechter zu werden.

1843 schrieb er in einem Privatbriefe, daß er jeden

Morgen vor dem Frühstück einige Verse Dante's übertrage; dieses sei sein Morgengebet, das der Arbeit des Tages ihre Weihe verleihe. 1859 beabsichtigte er, eine Einleitung in das Studium Dante's zu schreiben, unterließ es jedoch. 1863 aber, als er sich mehr als je nach einer beschaulichen Ruhe sehnte, griff er ernstlich zum Dante und übersetzte den „Inferno". Lowell und Norton mußten alsdann jeden Mittwochabend bei ihm zubringen; er las ihnen die Gesänge der Reihe nach vor, und dann ging es an ein lebhaftes Kritisiren und Kommentiren, dessen Resultate natürlich der Longfellow'schen Bearbeitung zu Gute kamen. 1865 wurde der „Inferno" gedruckt, und fünf Exemplare gingen gleich nach Florenz als amerikanischer Gruß zur 600jährigen Gedenkfeier Dante's ab. 1867 war die Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" vollständig. In demselben Jahre gab auch Norton seine Uebersetzung der „Vita Nuova", und Dr. Parsons seine bereits erwähnte Uebersetzung des „Inferno" heraus. Letzteres Werk ist unstreitig viel poetischer, als das Longfellow'sche, das, was auch immerhin die unbedingten Bewunderer dieses Dichters sagen mögen, äußerst trocken und pedantisch ist; das Feuer des Originals ist hier zu oft zu einem wärmelosen Dämmerschein geworden. Ungenießbar wird diese Uebersetzung fernerhin noch dadurch, daß darin zu viele Wörter gebraucht werden, die von den Lexikographen längst als veraltet bezeichnet worden sind. Man nehme z. B. die Stelle:

„Per me si va nella cita dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente";

Diese lautet bei Longfellow:

„Through me the way is to the city dolent;
Through me the way is to eternal dole;
Through me the way among the people lost."

Abgesehen von der fürchterlich prosaischen Wiedergabe, wie fremdartig wirken die Wörter „dole" und „dolent" auf uns! „Dole" wurde allerdings von Chaucer und Spenser im Sinne von „geistigen Leiden" gebraucht; aber schon zur Zeit Shakespeare's war dieses Wort eine große Seltenheit geworden. „Dolent" kommt in dem Schauspiele „Perkin Warbeck" von Ford mehrfach vor; seit Jahrhunderten aber schlummert es in den Rumpelkammern vergessener Wörter, und zwar mit Recht. Longfellow aber gefielen einmal derartige Wörter, besonders wenn sie mit dem Ausdruck des Originals etymologisch verwandt waren.

Der zweite Jahresbericht der amerikanischen Dante-Gesellschaft (1883) hat dadurch bleibenden Werth erhalten, daß ihm ein Abdruck des, zuerst 1671 erschienenen, wichtigen Werkes „Le vite di Dante e del Petrarca, scritte da Leonardo Aretino" beigegeben ist.

Der um die Verbreitung der deutschen Philosophie in Amerika thätige Dr. W. T. Harris ließ 1889 in New-York die verdienstvolle Schrift „The Spiritual Sense of Dante's Divina Commedia" erscheinen.



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

I.

Wenn man den Bürger der nordamerikanischen Freistaaten fragt, was man eigentlich unter dem „Süden“ versteht, so wird er uns gewöhnlich die Staaten nennen, die sich einst durch einen hartnäckigen, blutigen Krieg von der Union trennen wollten. Dem Südländer genügt jedoch diese Antwort nicht; sein Vaterland muß größer sein und so rechnet er dann Alabama, Arkansas, den Distrikt Columbia, Georgia, Florida, Kentucky, Louisiana, Maryland, Mississippi, Missouri, Nord- und Südcarolina, Tennessee, Texas, Virginien und Westvirginien dazu. Wenn wir aber in diesem Kapitel von einer Literatur des Südens sprechen, so verstehen wir hauptsächlich die Schriften solcher Autoren darunter, in denen die specifisch südlichen Gesinnungen, die den nördlichen diametral zuwider laufen, einen mehr oder weniger beredten Ausdruck gefunden haben. Und jene südlichen Gesinnungen bestehen in einem beständigen Klagen über die vom Norden angebahnte Centralisation, welche die Institutionen der er-

lauchten Vorfahren gefährdet; sie bestehen fernerhin in einer Befürwortung des Freihandels, also eines Principes, dessen Verwirklichung unter den obwaltenden Verhältnissen in ganz kurzer Zeit die Industrie des Nordens zerstören würde; dann aber auch vertritt der südliche Schriftsteller das Recht der Secession und vergöttert den General Lee, den er über alle Helden der Weltgeschichte stellt.

Da wir die berühmtesten Dichter des Südens wie Henry Timrod, Abram J. Ryan, P. H. Hayne, Sidney Lanier und E. A. Poe bereits ausführlich besprochen haben, so bleibt uns hier nur noch eine kleine Nachlese übrig.

Theodore O'Hara, ein Südländer von irischer Abkunft, ist nur durch die beiden Gedichte „The Bivouac of the Dead“ und „The Old Pioneer“ bekannt; ersteres wird sehr hoch geschätzt und die dafür schwärmenden Enthusiasten gehen sogar so weit, es über Gray's bekannte Elegie zu stellen.

Col. George W. Ranck, der Verfasser einer Geschichte der Stadt Lexington in Kentucky, gab 1875 zu Baltimore ein kleines Schriftchen über O'Hara heraus, dem wir folgende biographische Notizen entnehmen.

O'Hara wurde am 11. Februar 1820 zu Danville in Kentucky geboren; sein Vater hatte wegen politischer Umtriebe Irland verlassen müssen und suchte sich in der neuen Heimat so gut zurecht zu finden, wie es eben ging. Er war ein sehr strenger Katholik, zugleich aber auch ein klassisch gebildeter Mann, der die Heranbildung seines Sohnes für die oberste Classe der Sankt Josephs Academie zu Bardstown selber übernehmen konnte. Theodore erhielt besonders in der griechischen Sprache eine solche

gründlche Ausbildung, daß man ihm die Stelle als Lehrer des Griechischen an jenem Institute anbot; doch zog er es vor, sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Nach Beendigung seiner Studien nahm er an einigen kriegerischen Unternehmungen Theil, redigirte mehrere politische Journale und als der große Bürgerkrieg ausbrach, zog er sein Schwert zur Vertheidigung der Rechte des Südens. Er war eine Zeitlang Oberst im zwölften Alabama-Regimente und gehörte auch auf kurze Zeit zum Stabe des Gen. A. S. Johnston. Der Schluß jenes Krieges fand ihn wie viele seiner Kameraden, gänzlich mittellos; O'Hara wußte sich jedoch Kredit genug zu verschaffen, um sich mit einem Freunde gemeinschaftlich dem Baumwollenhandel widmen zu können. Aber das Unglück folgte ihm auf Weg und Steg; eine Feuersbrunst raubte ihm Alles, was er sich wieder erspart hatte, und bald war auch sein zerrütteter Gesundheitszustand nicht mehr fähig, ferneren Schicksalsschlägen trotzen zu können. Er starb am 6. Juni 1867 auf einer Plantage bei Guerrytown in Alabama. Seine sterblichen Ueberreste wurden 1874 infolge eines Beschlusses der Legislatur von Kentucky nach Frankfort gebracht und auf dem dortigen Kirchhofe beerdigt.

Seine Elegie „The Bivouac of the Dead“ war ursprünglich als Festgedicht zur Einweihung eines Denkmals bestimmt, das im Jahre 1847 die Kentuckier den im mexikanisch-amerikanischen Kriege gefallenen Soldaten setzten. Theile aus diesem besonders im Süden sehr populären Gedichte werden sehr häufig bei öffentlichen Veranlassungen citirt; eine Stelle daraus ist auf einem Soldatenmonument zu Boston eingegraben: „Die Todten

haben auf dem ewigen Feldlager des Ruhmes ihre stillen Zelte aufgeschlagen; kein feindlicher Alarm noch ein trüber Mitternachtsgedanke an die Zurückgebliebenen quält und stört sie; der Lärm der Kanonen ist auf immer verstummt und die Schwerter sind vom Rost zerfressen. Die Leiber der Helden ruhen glücklich in ihrem Geburtslande und werden von dessen Sonne beschienen.“ Jeder Zeile dieses Gedichtes merkt man es an, daß die Feile sorgfältig gebraucht wurde; ein bemerkenswerther Reichthum an originalen Gedanken ist jedoch nicht zu entdecken. Die Punkte, welche zu einem Vergleiche mit Gray's „Elegy in a Country Churchyard“ herausfordern, sind unbedeutend und erzwungen; aber den Südländern fehlt durchgängig jedes bescheidene Maß, wenn es gilt einen ihrer Lieblinge zu verehren. Jeder Soldat des Bürgerkrieges war ein mustergiltiger Held und jeder südliche Dichter, dem einige Verse gelungen sind, muß mindestens über einen prominenten Dichter Europa's gestellt werden. Gray und O'Hara besingen allerdings die Stätte des Friedens; bei ersterem aber finden wir die wahre, melancholische Kirchhofsstille, bei letzterem hingegen immer noch zu viel Kriegslärm. Gray's Elegie ist auch schon dadurch wirksamer, daß sie eine größere Mannigfaltigkeit bietet; sein Landkirchhof birgt nicht nur Soldaten, sondern alle Stände und Klassen. Gray sagt:

„The paths of glory lead but to the grave“,

doch ist er dem Kriegswesen abgeneigt; O'Hara hingegen verherrlicht es. Gray drückt allgemeine Gefühle, O'Hara aber nur die speciellen eines Soldaten aus.

O'Hara's „Alter Pionier“ behandelt das Urwaldsleben Daniel Boone's, eines Jägers von Kentucky, dessen

auch Byron im achten Gesang seines „Don Juan“ in einigen Versen gedacht hat. Boone ist gewissermaßen der officielle Heilige von Kentucky; er war ein westlicher Druide, der die wilden Thiere auf den Gipfeln der Berge opferte. Der indianische Kriegsruf und die Stimme des Panthers erschreckt ihn nun nicht mehr; der rothe Mann ist weiter gezogen und hat seine Jagdgründe dem Blaßgesichte überlassen. Der letzte Vers jenes Gedichtes hat jetzt keine Berechtigung mehr, denn das, was darin befürwortet wird, nämlich die Errichtung eines Denkmals für Boone, ist bereis zur Ausführung gelangt.*)

„Seen and Heard“ betitelt sich eine 1869 zu Baltimore erschienene Gedichtsammlung, die Morrison Heady zum Verfasser hat. Derselbe wurde 1829 in Spencer County im Staate Kentucky geboren und erblindete in seinem sechzehnten Lebensjahre; einige Jahre danach verlor er auch das Gehör. Er erhielt eine gewöhnliche Dorfschulbildung und schreibt seit seiner Erblindung mit einer selbsterfundenen Maschine. Heady ist unstreitig ein talentvoller, sprachgewandter Dichter, der sich infolge seiner körperlichen Gebrechen stark zur Melancholie neigt. Das längste Gedicht jener Sammlung für den Titel „Yoonemskota“; es ist dies eine indianische Idylle, deren Sprache leider zu viel an sein Vorbild, den „Hiawatha“ von Longfellow nämlich, erinnert. Die Handlung an und für sich ist uninteressant, auch nimmt dieselbe einen viel zu langsamen Verlauf. Heady kennt natürlich das indianische Leben nur vom Hörensagen und hat sich, darnach

*) Ueber O'Hora siehe ferner die Mai-Nummer (1890) des „Century Magazine“.

zu urtheilen, sonderbare Begriffe davon gemacht. Seine übrigen Gedichte bestehen theils aus visionären Träumereien, theils aus matten philosophischen Expectorationen.

„Eden Dell, or Love's Wanderings; and other Poems“ von Geo. W. Warder (Kansas City 1878) ist das Werk eines Mannes, den der Tod seiner Gattin und eines Kindes bewog, zur Harfe zu greifen, um seinem Schmerze poetischen Ausdruck zu verleihen. Seine Klagelieder predigen die stille Ergebung in den Willen Gottes und verkünden die tröstliche Gewißheit, daß, da die menschliche Seele unsterblich sei, es auch dereinst ein Wiedersehen gebe. In dieser Hinsicht ist besonders das Gedicht „I turn another leaf of time“ das gelungenste zu nennen.

Im Allgemeinen besteht jedoch jenes Buch fast nur aus gehaltloser Phrasendrescherei und Warder besitzt überhaupt das Talent, mit sehr vielen Worten sehr wenig, nie aber etwas Neues zu sagen. Das aus 22 Gesängen bestehende Epos „Eden Dell“ nimmt den Haupttheil seines Werkes ein. Es besingt die Rosenzeit der ersten Liebe mit ihren überschwänglichen Schwüren ewiger Treue. Truman Gray, der optimistische Held, zieht mit zwei Kameraden hin nach dem fernen Westen, um das Glück zu erjagen. Seine Gefährten theilen seine Weltanschauung nicht und nennen die Liebe Lüge und die Welt Betrug. Gray wird in den Sierren Goldgräber und dann wegen seiner Schätze erschlagen. Die Räuber werden gefangen und nach kurzem Prozesse gehängt; Gray kommt jedoch wieder zu sich und bemerkt, daß ihn eine dunkeläugige Spanierin inzwischen liebevoll gepflegt hat. Der Geliebte derselben wird darob vom Teufel der Eifersucht erfaßt und nachdem er einen erfolglosen Mordangriff auf sie

gemacht hat, erschießt er sich, und Juanita und Gray wandern weiter. Bald werden sie von Indianern überfallen, gefangen genommen und beraubt. Gray geht späterhin zur See, bereist Europa und die Küsten Asiens, leidet Schiffbruch und wird natürlich noch zur rechten Zeit gerettet. Ethel, seine zurückgelassene Jugendgeliebte, wird inzwischen von einem französischen Abenteurer umworben; doch da sie ihr Eigenthum plötzlich durch eine Feuersbrunst verliert, findet es jener am gerathensten, seine Werbungen aufzugeben und einen anderen Schauplatz aufzusuchen, um sein Netz nach einer reichen Erbin auszuwerfen. Ethel wird Lehrerin, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; Gray kehrt endlich wohlbehalten zurück und die ganze Geschichte löst sich schließlich in Wohlgefallen auf. Ethel hat, wie die ewig junge Helena und Chrimhilde, von ihrer Schönheit inzwischen nichts verloren und kann wie früher immer noch mit Juno, Hebe, Diana, Venus und anderen klassischen Schönheiten verglichen werden; Warder vergißt es auch nie, diesen Umstand seinen Lesern stets aufs Neue ins Gedächtnis zurück zu rufen; Gray heiratet sie selbstverständlich und das niedergebrannte Haus seiner Gattin wird wieder aufgebaut.

Warder ist nichts als ein gedankenloser Reimer; er singt oder krächzt vielmehr meistentheils von Liebe, und wir glauben nicht, daß selbst der allerverliebteste Jüngling sich an seinen langweiligen Versen erbauen wird. Als ächter Südländer verherrlicht er natürlich auch Jackson, Breckenridge und andere Größen der verflossenen Conföderation.

„Wild Flowers“ (New-York 1877) ist eine Sammlung von Gedichten, die den Deutschamerikaner Chas. W. Hub-

ner zum Verfasser haben. Hubner, oder vielmehr Hübner, ist am 16. Januar 1835 zu Baltimore geboren; seine Mutter, eine fromme und gebildete Deutsche, machte ihn frühzeitig mit den Klassikern des alten Vaterlandes bekannt und nährte besonders seine Liebe für Gellert's und Schiller's Gedichte. Während des Bürgerkrieges stand Hubner in den Reihen der Südländer und nach Beendigung desselben redigirte er mehrere südliche Zeitungen. Gegenwärtig gehört er zum editoriellen Stabe der zu Atlanta im Staate Georgia erscheinenden Wochenschrift „Christian Index and Baptist". Sein erstes Werk „Souvenirs of Luther" erschien 1872 und rief keine besondere Beachtung hervor.

Den größten Theil seiner „Wilden Blumen" nimmt das dreiactige Drama „The Maid of San Domingo" ein. Dieses Stück spielt im Jahre 1803, also zu einer Zeit, in der sich die Sklaven von San Domingo im Aufruhr gegen die übermüthigen Franzosen befanden. Die Kreolin Barbican, die Hoango's, des Anführers Haus bewirthschaftet, spricht kein Wort, ohne ihrem bitteren Franzosenhaß Ausdruck zu verleihen und läßt sich darin keineswegs durch die Versöhnung athmende Worte ihrer Tochter Tonie beirren. Gustav, ein schweizerischer Officier in französischen Diensten, kommt in Sturm und Regen an ihre Thüre und bittet um Einlaß, der ihm auch gern gewährt wird; gab es doch wieder dadurch für die Alte eine Gelegenheit, einen verhaßten Eindringling heimlich auf die Seite zu schaffen. Unklugerweise bittet er auch noch um Nahrung für seine zehn Kameraden, die sich in der Nähe versteckt hatten, was ihm ebenfalls bereitwillig gewährt wird. Tonie jedoch beschließt, ihn unter jeder

Bedingung zu retten, denn sie war gleich beim ersten Anblick für den schmucken Officier eingenommen; überhaupt entwickelt sich das Liebesverhältnis zwischen diesen beiden auffallend schnell.

Der fürchterliche Hoango kommt nun; Tonie bindet vorher ihren Geliebten und bittet ihn ihr zu vertrauen. Hoango will ihn augenblicklich erschießen, auf Tonie's Bitten schickt er jedoch erst nach dessen Kameraden. Daß Hoango bei diesem äußerst plumpen Verfahren keinen Argwohn gegen Tonie hegt, nimmt uns eben so sehr wunder, wie das Benehmen der fünf Franzosen in Goethe's „Hermann und Dorothea", die sich so ohne Weiteres von der Heldin jener Idylle in die Flucht schlagen lassen.

Von Tonie geführt umzingeln die Franzosen Hoango's Mördergrube und der Eigenthümer wird von der Jungfrau erschossen. Ihre Mutter begeht aus Verzweiflung Selbstmord; der Schluß läßt sich leicht denken. Es wäre übrigens nicht mehr als billig gewesen, wenn Hubner auf dem Titelblatt „seines" Drama's die Bemerkung, daß es eine englische Bearbeitung des Trauerspiels „Toni" von Theodor Körner sei, gesetzt hätte; dadurch hätte er sich wenigstens nicht in den Geruch eines Plagiators gebracht.

Hubner's sonstige Gedichte behandeln alltägliche Stoffe, wie Abendstern, Veilchen, Frühling, Herbst, Blumen u. s. w., ohne besonderes Glück, wie denn überhaupt die ganze Sammlung nicht den geringsten literarischen Werth hat. 1879 ließ er in seinem Wohnorte das lyrische Drama „Cinderella", eine versificirte Bearbeitung des Märchens vom Aschenbrödel, erscheinen und 1880 gab er ebendaselbst eine aus Zeitungsartikeln zusammengestellte Schrift

über den modernen Communismus heraus, in welcher er den Socialismus, der nur mit Mord und Brand seinem Ziele nachstrebt, als den gefährlichsten Gemeinschaden der Neuzeit hinstellt. Die socialistischen Umtriebe sind jedoch für Amerika nicht so gefährlich wie der Verfasser glaubt; der Socialismus ist einfach eine Frucht des Proletariats und hat nur in dem Lande Berechtigung, wo es dem besten und fleißigsten Arbeiter mit Aufbietung aller seiner Kräfte nicht möglich ist, ein menschenwürdiges Auskommen zu erschwingen. Hier aber ist vom Arbeiter zum Kapitalist oft nur ein kleiner Schritt. Außerdem ließ Hubner einen Band „Poems and Essays“ 1881 in New-York erscheinen.

„Southern Voices“ (Philadelphia 1872) betiteln sich die Gedichte des William H. Holcombe, eines in New-Orleans lebenden homöopathischen Arztes, der auch zugleich ein warmer Verehrer der Werke Swedenborgs ist und auch einige Schriften zur Verbreitung der Ansichten jenes Geistersehers veröffentlicht hat. Seine Gedichte sind die Produkte eines zarten religiösen Gemüthes, das sich mehr mit dem Jenseits als dem Diesseits beschäftigt. Er sehnt sich nach dem Millennium, das die Schlachtfahnen vermodert und die Kanonen verrosten läßt und als Vorkämpfer dieses herrlichen Zustandes besingt er die südlichen Generäle Jackson und Lee! Er freut sich, daß die tapferen Söhne des Südens es vorzogen, unter dem kühlen Rasen zu liegen als unter dem Fuße nördlicher Tyrannen zu schmachten; denn der Glaube ist aus der Welt verschwunden und die Gerechtigkeit trauert, weil ihre Stätte eine Diebshöhle geworden ist. Verzweifelnd fragt er Gott, wie lange er dieses noch ansehen

könne, ohne mit dem Schwerte drein zu schlagen, oder Feuer vom Himmel regnen zu lassen? Er ist des Arbeitens, Spielens, Hoffens und Fürchtens müde und wünscht dem Tode in das Antlitz zu schauen. Doch Gottes Wege, meint er an einer anderen Stelle, seien schwer zu verstehen. Wenn der Allmächtige aber immer das Recht beschützt, so sollten sich die orthodoxen Südländer doch leicht in ihr Schicksal fügen. Häufig aber zweifelt Holcombe an der moralischen Weltordnung und gibt sich einem Pessimismus hin, der einem Anhänger von Schopenhauer und Hartmann zur Ehre gereichte. Das mystische Gedicht „The Dead Soul“ ist ächt swedenborgisch; mit der Erhabenheit der äußeren Natur kontrastirt der Verfasser die Dunkelheit eines engen Thales, in dem die Eulen schreien und unzählige Schlangen sich bewegen; in dieser Freischütz-Wolfsschlucht liegt eine Seele, die für die Schönheit des Universums erstorben ist. Diese Seele steht in der Gewalt eines bösen Geistes, dessen Fuß in einem Grabe wurzelt; sie ist das Opfer der Leidenschaften. Ist sie aber wirklich todt? Die Liebe ist doch ewig; die größte Bitterkeit birgt noch Süße und der kälteste Krystall noch Wärme. Herrlich ist der Glaube an die Auferstehung, welche die schlafenden Kräfte zu edlerer Thätigkeit erweckt. Auch jene Seele erwacht wieder zu einem neuen Dasein; sie athmet, weint und betet. Die Seele ist die Welt und alles Existirende ist nur ein Ausfluß ihrer Gedanken. Nur durch Liebe zu Gott wird sie zum edlen Gedichte und frommen Gebete.

Holcombe's balladenähnliche Gedichte sind ohne besondere Bedeutung. In seinen gehässigen Kriegsliedern kommt auch der den Südländern so geläufige Ausdruck

„Hessian cur“ vor, was sich schwer mit dem sonst so sanften Geiste des Verfassers reimen läßt. Daß diese Gedichte besonders von den Swedenborgianern so überaus hoch geschätzt werden, nimmt uns nicht im mindesten wunder; Holcombe ist ein tieffühlender Dichter und Alles, was er schreibt, trägt den Stempel der innersten Ueberzeugung an sich.

Die Gedichtsammlung „The Forest Pilgrims, and other Poems“ (New-Orleans 1867) hat M. F. Bigney zum Verfasser; derselbe stammt aus Neuschottland, wohnt aber seit vielen Jahren in New-Orleans, woselbst er als Journalist thätig ist. Das Gedicht „Die Waldpilger“ beruht auf einer alten Tradition, nach welcher einer der ersten puritanischen Ansiedler Neuenglands, der mit der ihm in der Kolonie widerfahrenen Behandlung unzufrieden war und deshalb mit seinem Sohne und seiner Tochter der Civilisation Valet sagte, die Alleghenies überschritt und auf seiner Wanderung von den Indianern erschlagen wurde. Jener alte Puritaner war seinen Glaubensgenossen nicht fromm genug gewesen und sah sich moralisch genöthigt, ein anderes gelobtes Land aufzusuchen. Er kam zu einem alten Häuptling, der ihm die Friedenspfeife reichte und ihm ein Stück Land zur Benutzung anbot. Dies Anerbieten nahm er dankend an, pflanzte Korn und unterrichtete die Rothhäute im Christenthum. Letzterer Umstand gab nun Veranlassung zum Streite; viele Indianer, denen die Religion der Blaßgesichter ein Stein des Anstoßes und Aergernisses war, beschlossen in einer Rathsversammlung den Tod der weißen Eindringlinge. Die aus einem Sohne und einer Tochter bestehen-

den Kinder des gastlichen Häuptlings entflohen mit den Fremden und fanden bei einem anderen Chief freundliche Aufnahme. Doch bald wurden sie auch dort von ihren Feinden ereilt und ermordet. Dieser Stoff ist sicherlich ein dankbarer; Bigney ist es jedoch nicht gelungen, denselben wirkungsvoll zu gestalten.

Die meisten anderen Gedichte dieser Sammlung sind Gelegenheits-Gedichte, welche mit einigen Naturbildern abwechseln, die größtentheils eine matte religiöse Färbung zur Schau tragen. Sein Gedicht „Wonders of Nature“ erinnert zu deutlich an Bryant's „Thanatopsis“ und das Gedicht „Niagarra“ hält keinen Vergleich mit einem ähnlichen des talentvollen Richard E. Day aus. „The Song of Labor“ ist eine ächte amerikanische Würdigung des moralischen Werthes der Arbeit. Eine interessante Beigabe ist die Uebersetzung des didaktischen Gedichtes, das der Japanese Kram Yengib über seine Reisen und Beobachtungen in den Vereinigten Staaten veröffentlichte. Alle Christen, heißt es darin, entnehmen ihre Lehren einem und demselben Buche; trotzdem aber sind ihre Glaubensansichten himmelweit von einander verschieden. Wenn ein Christ betet, bittet er sicherlich auch seinen Schöpfer, er möge an dem Andersdenkenden Rache üben; jede Sekte ist nämlich der festen Ansicht, daß ihre Lehren alleinseligmachend seien. Christum stellt der Japanese sehr hoch; seine einfachen und erhabenen Lebensregeln seien aber leider durch dogmatischen Wirrwarr in das Gegentheil verkehrt worden; Christus stellte die Ausübung der Liebe als sein höchstes Gebot hin, seine heuchlerischen Anhänger hingegen predigen nichts als Haß. Christi Lehren seien zu edel für die Menschheit und haben daher

eine systematische Heuchelei erzeugt. Die Priester nehmen sich der Seelen an wie der Todtengräber der Leichen; sie predigen nur für Geld und verkaufen ihre Dienste wie der Kaufmann seine Waare. Sie sind voll Dünkels und sprechen mit Gott wie mit Ihresgleichen und sagen ihm, wen er segnen und wen er bestrafen solle. Die Lehre des Christenthums und das Leben der Christen bilden die größten Kontraste. Jener Japanese sah also das, was Jeder von uns täglich sehen kann; aber man hat sich von Jugend auf so an den Anblick der professionellen Heuchelei gewöhnt, daß sie einem zuletzt als ganz natürlicher Zustand erscheint.

Auch auf die Regierung der Union ist der Japanese schlecht zu sprechen. Die Gesetze werden jährlich geändert, so daß sie der großen Masse niemals recht bekannt werden können. Die Presse ist käuflich und macht, je nachdem sie bezahlt wird, das Schwarze weiß oder umgekehrt. Schließlich bittet der Japanese Buddha, der ihm natürlich über Alles geht, um Verzeihung dafür, daß er überhaupt die nordamerikanischen Freistaaten besucht hatte.

Die Rügen, die er dem Christenthum, wie es sich ihm darstellte, ertheilt, gelten übrigens auch für den Buddhismus; denn die einfachen Lehren Buddha's sind im Laufe der Zeit durch die Priesterschaft so verwirrt, verwickelt und breitgetreten worden, daß sie dem Geiste jenes Religionsstifters eben so feindlich gegenüber stehen, wie der dogmatische Wirrwarr und die systematische Verstandsmörderei vieler Christen dem Geiste Jesu Christi.

„A Cluster of Poems, for the Home and the Heart“ (New-York 1878) lautet der Titel der Gedichte des geistlichen Schulmannes A. Means. Derselbe ist ein Haupt-

licht der Methodisten und bekleidete auch eine Zeitlang das Präsidentenamt am Emory-College zu Oxford in Georgia. Seine Gedichte mögen für seine vielen Freunde von Interesse sein, das größere Publikum jedoch wird sie unbeachtet lassen. Means ist keine poetische Natur und die Themen, die er reimlings behandelt, sind solche, wie sie nur in pietistischen Kreisen kultivirt werden. Als ächter Südländer schimpft er selbstverständlich in sehr unchristlicher Weise auf die Nordländer, besonders aber auf Sherman's Schaaren, die da Atlanta dem Erdboden gleich machten. Die biblische Sintflut wird „wissenschaftlich“ besungen; da dieselbe eine allgemeine war, so bedeckte sie natürlich auch Amerika und es wundert uns, daß Means wie Josiah Priest aus Albany in seinem Werke „American Antiquities and Discoveries in the West“ (Albany 1834) den Noah nicht auch zu einem Yankee machte.

Die Gedichte des Theophilus H. Hill erschienen 1869 zu New-York. Der Verfasser wurde im Jahre 1836 zu Raleigh in Nordcarolina geboren und ist seines Zeichens Advokat. Seine Verse sind ungezwungen, einfach und hinterlassen im Ganzen einen günstigen Eindruck.

„A Collection of Poems“ (Richmond, Va. 1859) betiteln sich die Gelegenheitsgedichte des Journalisten James Barron Hope zu Norfolk. Sie strotzen von virginischem Lokalpatriotismus, was bei den Dichtern des betreffenden Staates ein Ding ist, das sich von selbst versteht. Uebrigens ist Hope ein belesener, gebildeter und denkender Mann, der es versteht seine Gedanken in eine ansprechende Form zu kleiden. Sein Festgedicht zur Einweihung der Statue Washington's zu Richmond ist eine Apotheose des

Heilandes der Union; er deutet darin bereits auf den ausbrechenden Bürgerkrieg hin und schwört, daß kein Virginier sich eine Dornenkrone auf das Haupt setzen lassen werde.

Außer dieser Gedichtsammlung publicirte Hope eine in Frankreich spielende Novelle, ein Bändchen historischer Skizzen und „Leoni di Monti, and other Poems" (1857). Das sich in letzterer Sammlung befindliche Gedicht „The Charge at Balaklava" bildet ein bevorzugtes Declamationsstück der Jugend und hat dem Verfasser auch eine lobende Anerkennung von seiten der Königin Victoria eingetragen.

Von Robert Josselyn besitzen wir drei Werkchen, nämlich „The Faded Flower, and other Poems" (Boston 1848), „A Satire on the Times" (St. Louis 1873) und „The Coquette, a Domestic Drama in 5 Acts" (Austin, Texas 1878). Mehrere Gedichte aus dem erstgenannten Büchlein, wie „The Young Widow" und „The Girl with the Calico Dress" haben seit über dreißig Jahren die Runde durch alle amerikanischen Zeitungen gemacht, aber selten wurde dabei der Name des Verfassers genannt. Josselyn stammt aus Massachusetts; er ist im Jahre 1810 geboren, studirte Jurisprudenz, practicirte einige Jahre als Advokat im Staate Mississippi und bekleidete auch mehrere öffentliche Aemter. Seit dem Bürgerkriege wohnt er in Austin im Staate Texas. In der genannten Satire bekämpft er die Corruption der Politik, die Heuchelei des Christenthums und die Demoralisation des ganzen menschlichen Lebens. Besonders werden Präsident Grant, dessen Administration ein wahrer Schandfleck für die Union war, und der Geistliche H. W. Beecher, der practische Verehrer der freien Liebe, derb gegeißelt. Diese Satire erschien ur-

sprünglich im Oktoberheft 1871 der „Southern Review“ und glaubte sich der Redakteur derselben moralisch verpflichtet, die starke Ausdrucksweise des Verfassers zu entschuldigen. Dies war jedoch höchst überflüssig, denn als Satire ist jenes Gedicht doch noch zu zahm und milde.

„The Coquette“ spielt theils in Vermont und theils in New-York. Die handelnden Personen sind: ein reicher Kaufmann und seine kokettirende Tochter, ein armer Farmer und dessen Sohn, der sich zu etwas Höherem bestimmt glaubt, und der daher eine überschwängliche, seinen Eltern unverständliche Sprache führt; dann kommen ein städtischer Dandy, Spieler u. s. w. Die Kokette sehnt sich nach einer starken Sensation; am liebsten möchte sie sehen, wenn sich ihr zu Liebe ein junger Mann erschösse. Während eines Landaufenthaltes in Vermont wird sie mit dem romantisch angehauchten Farmerssohn bekannt und läßt sich von ihm die Zeit angenehm vertreiben. Dieser beschließt nun, nach New-York zu gehen, um sich dort Reichthümer zu erwerben, damit er die Schöne als Gattin heimführen könne. Dort angekommen, wendet sie ihm jedoch den Rücken; der verliebte Jüngling ergibt sich dem Trunke und fällt professionellen Spielern in die Hände, die ihn um Alles berauben. Die Folge davon ist eine Schlägerei, in der er zum Mörder wird. Doch als das Todesurtheil über ihn ausgesprochen wird, erwacht die alte Liebe wieder in der Kokette, und sie bietet durch ihre einflußreichen Verwandten Alles auf, vom Gouverneur Begnadigung für ihn zu erlangen. Sie ist auch endlich erfolgreich; doch als sie dem Gefangenen die frohe Botschaft bringt, hat derselbe Gift genommen und liegt bereits im Sterben, was solchen niederschlagenden Eindruck

auf sie macht, daß sie sich ersticht. Damit endet diese Tragödie, die einige Scenen enthält, welche auf der Bühne ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

W. C. Richardson, der Verfasser des „Caspar, a Romaunt“ (Tuscaloosa, Ala. 1873) ist im Jahre 1823 im Staate Kentucky geboren und ist gegenwärtig Professor der englischen Literatur an der Universität des Staates Alabama. Das genannte Gedicht ist im saloppen Stile Byron's gehalten; es enthält sarkastische Seitenblicke auf die moderne Zeitströmung, wodurch aber sehr häufig der Faden der uninteressanten Erzählung verloren geht. In der Kühnheit der Reime steht Richardson seinem englischen Vorbilde nicht nach; leider machen dieselben jedoch den zu deutlichen Eindruck des Gesuchten und Forcirten.

Die Gedichte von Samuel Selden (Norfolk, Va. 1880) erschienen kurz nach dessen Tod. Selden war Arzt, der in seinen Mußestunden der Poesie huldigte. Er sympathisirt mit der Armuth und dem Elend und trägt überhaupt stets humane Gesinnungen zur Schau, die den Leser für die Abwesenheit poetischer Gedanken entschädigen müssen.

Die Gedichte des Arztes Frank O. Ticknor (Philadelphia 1879) versah Paul H. Hayne mit einer lobhudelnden Einleitung. Ticknor war persönlich ein sehr beliebter Mann; er wohnte auf einem Landgute bei Columbus in Georgia, das er Torch Hill nannte, weil daselbst früher einmal beim Scheine von Fackeln ein Gefecht mit Indianern stattgefunden haben sollte. Er ist ein enthusiastischer Verehrer Virginiens und nennt dessen Bewohner

„The knightliest of the knightly race
That, since the days of old,
Have kept the lamp of chivalry
Alight in hearts of gold;
The kindliest of the kindly band
That, rarely hating ease,
Yet rode with Spotswood round the land,
And Raleigh round the seas;

Who climbed the blue Virginian hills
Against embattled foes,
And planted there, in valleys fair,
The lily and the rose;
Whose fragrance lives in many lands,
Whose beauty stars the earth,
And lights the hearths of happy homes
With loveliness and worth.“

Die Abtheilung „Songs of Home“ enthält einige lyrische Kleinigkeiten, die nicht zu verachten sind. Seine zahlreichen Kriegslieder, die der Augenblick gebar und die früher in südlichen Zeitungen erschienen, wären besser der Vergessenheit überantwortet worden.

Der gelehrte Albert Pike, auf den die Südländer so große Stücke halten, ließ seine „Hymns to the Gods, and other Poems“ nur für Privatcirculation drucken. Pike wurde im Jahre 1809 zu Boston geboren, studirte kurze Zeit am Harvard-College, widmete sich dann dem Lehrerstande und practicirte späterhin als Advokat im Süden. Während des Bürgerkrieges focht er in den Reihen der Konföderirten und nach Beendigung desselben siedelte er nach Washington über, wo er bis zu seinem

vor wenigen Jahren erfolgten Tode als Redakteur freimaurerischer Schriften thätig war. Seine erzwungenen eiskalten Hymnen sind an Hera, Demeter, Aphrodite, Apollo, Artemis und einige andere Götter und Göttinnen des klassischen Alterthums gerichtet.

Das schönste lyrische Gedicht, das im Süden entstanden ist, ist unstreitig Wilde's „Summer Rose, or the Lament of the Captive". Da ihm die Autorschaft mehrmals streitig gemacht wurde, so sah sich 1871 die „Georgia Historical Society" in Savannah gezwungen eine kleine Schrift über diese Frage zu publiciren und Wilde's Ehre zu retten. Hauptsächlich nimmt dieses Pamphlet Wilde gegen O'Kelly aus Innisfallen in Irland in Schutz, den seine Landleute als den Verfasser des betreffenden Gedichtes hinstellten. Aus diesem O'Kelly möchten die Irländer überhaupt gerne eine Größe ersten Ranges machen; aber, wir müssen gestehen, wir haben in den vielen uns zu Gebote stehenden Werken über englische Literatur noch nicht einmal seinen Namen erwähnt gefunden. Die Schlußzeile jenes Gedichtes

„But none shall e'er lament for me"

hat O'Kelly in

„Who but the Nine shall mourn for me?"

umgeändert, was seiner Bescheidenheit auch gerade kein günstiges Zeugnis ausstellt. Die Stelle „Tampa's desert strand", worunter die Küste Florida's gemeint ist, hat er durch „Lehinch's desert strand" ersetzt und infolge dessen behaupten seine Freunde, er habe jenes Gedicht in der Bucht von Lehinch in der irländischen Grafschaft Clare verfaßt. Auch wurde dieses Gedicht eine Zeitlang für eine Uebersetzung aus dem Griechischen gehalten; aller-

dings existirt auch eine griechische Version davon, aber dieselbe ist nichts als eine zur scherzhaften Mystification verfaßte Uebertragung des englischen Originals.

Statt jeder weiteren Bemerkung über das Wilde'sche Gedicht, bringen wir dasselbe hier zum Abdruck.

„My life is like the summer rose,
That opens to the morning sky;
But, ere the shades of evening close,
Is scattered on the ground—to die:
But, on the rose's humble bed
The sweetest dews of night are shed;
As if she wept such waste to see:
But none shall weep a tear for me.

My life is like the autumn leaf,
That trembles in the moon's pale ray;
Its hold is frail, its date is brief,
Restless and soon to pass away:
Yet, when that leaf shall fall and fade,
The parent tree shall mourn its shade;
The winds bewail the leafless tree;
But none shall breathe a sigh for me.

My life is like the print, which feet
Have left on Tampa's desert strand;
Soon as the rising tide shall beat,
Their track will vanish from the sand:
Yet, as if grieving to efface
All vestige of the human race,
On that lone shore loud moans the sea:
But none shall e'er lament for me.“

Margaret J. Preston ist unstreitig eine der begabtesten Dichterinnen des Südens, kann sich jedoch nur einer sehr bescheidenen Popularität rühmen. Trotzdem sie seit langen Jahren für mehrere Journale Beiträge lieferte, hat sie doch niemals in der literarischen Beschäftigung die Arbeit erblickt, die sie mit Brod und Butter versehen sollte. Preston's Mädchenname war Junkin; sie stammt aus Lexington in Virginien, woselbst ihr Vater Präsident des Washington College war. Derselbe sympathisirte beim Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges lebhaft mit dem Süden, weshalb er seine Stelle aufgeben mußte; seine Tochter theilte eine ähnliche Gesinnung mit ihrem Gemahle, dem Obersten Preston vom militärischen Institut in der genannten Stadt und dann mit dem Gemahle ihrer Schwester, dem später so berühmt gewordenen General „Stonewall" Jackson, welche beide Hab, Gut und Blut im Interesse der südlichen Konföderation vergeudeten.

Von Margaret J. Preston's Gedichtsammlungen sind zu nennen: „Old and New" (Philadelphia 1870), „Cartoons" (Boston 1876) und „Beechenbrook", ein kleines auf einem Thema des amerikanischen Bürgerkrieges beruhendes Epos, dem eine Anzahl Kriegslieder beigegeben sind.

Die Sammlung „Old and New" enthält zum größten Theile Gedichte religiösen Karakters. Die erste Abtheilung trägt den Titel „From Hebrew Story" und behandelt nur alttestamentliche Themen, wie Ruth, Jephtha's Tochter, Bathseba, David, Joab u. s. w. Den Hauptgedanken des Buches Ruth berührt jedoch Preston in ihrem betreffenden Gedichte mit keiner Silbe. Die Verheiratung der Juden mit Frauen anderer Nationen, war stets ein strei-

tiger Punkt und in dieser Hinsicht hat das Buch Ruth, über das sich A. v. Humboldt in seinem „Kosmos“ sehr günstig ausspricht und das Goethe in seiner orientalischen Studienperiode eines der lieblichsten Muster idyllischer Gemälde nannte, den Werth einer Tendenzschrift, in der dargethan wird, daß die Heiligkeit der Liebe alle nationalen und religiösen Vorurtheile zu besiegen weiß. Boas, der Stammvater David's, heiratete eine Moabitin, also die Angehörige eines Volksstammes, der von den Juden ganz besonders gehaßt wurde. Diese Idee poetisch auszubeuten, hat Frau Preston nicht im Entferntesten verstanden; was sie gibt ist nur ein im Grunde genommener nichtssagender Monolog Ruth's. „Jephtha's Tochter“ ist unstreitig ein viel gehaltvolleres Gedicht, das aus jeder Zeile liebevolle Hingabe an den behandelten thränenreichen Stoff athmet. Heftigen Leidenschaften und tiefer Trauer den passenden Ausdruck zu verleihen, ist jedoch nicht Preston's Sache; noch viel weniger versteht sie altbekannten Stoffen neues poetisches Leben einzuhauchen. Und das ist denn doch in diesem Falle die erste Erfordernis eines ächten Dichters.

Das bisher Gesagte gilt auch für die auf griechischen Sagen beruhenden Gedichte, die meistens in reimlosen Jamben abgefaßt sind. Das erste behandelt Alcyone, die Gattin des Ceyx, die sich, um sich mit ihrem ertrunkenen Gemahle zu vereinen, in das Meer stürzt, worauf beide in Eisvögel verwandelt werden. Preston's Gedicht läßt jedoch kühl bis in's Herz hinan; es fehlt ihr eben zu sehr an dem Feuer der Inspiration, um selbst den ergiebigsten und dankbarsten Stoff schwung- und wirkungsvoll behandeln zu können. Die „Flucht der Arethusa“ ist das

einzige Gedicht dieser Abtheilung, in welchem sich die Dichterin des Reimes bedient hat. Auch in der Abtheilung „Ballads and other Verse“ befindet sich kein einziges, wirklich zum Herzen sprechendes Gedicht. Auch wirken darin die vielen, an den Haaren herbeigezogenen Wörter griechischen und lateinischen Ursprungs höchst störend; die Verfasserin scheint beständig Websters' großes Dictionär konsultirt zu haben, um für gangbare angelsächsische Ausdrücke jedesmal seltene und ungewohnte Wortbildungen anwenden zu können. Nur wenige von ihren Familienscenen sind vom ächten weiblichen Geiste durchdrungen; ihre Balladen sind im Verhältnisse zu ihrem Stoffe viel zu ausgedehnt und befriedigen daher den Leser nicht. Am besten sind noch ihre sorgfältig gefeilten Sonnetten.

Die in „Cartoons“ mitgetheilten Legenden haben einen gewissen katholisirenden Anstrich; in dem Gedichte „Bacharach Wine“ zeigt die Dichterin, daß sie, was bei den Amerikanerinnen eine große Seltenheit ist, die Gabe des Humors besitzt und dieselbe prächtig zu verwerthen versteht.

Das erzählende Gedicht „Beechenbrook“ (Baltimore 1872) wurde während des hartnäckigen Bürgerkrieges geschrieben und fand im Süden eine ungemein günstige Aufnahme. Es ist jeder Südländerin, welche jener Krieg zur Wittwe machte, gewidmet; auch heißt es in jener Widmung, daß es für das dem Süden zugefügte Unrecht überhaupt kein Vergessen gebe. Der Inhalt jenes Büchleins ist einfach. Ein Virginier greift zu den Waffen und zieht ins Feld zur Vertheidigung einer gerechten (?) Sache. Seine Familie läßt er zu Hause; seine Gemahlin ermahnt ihn beim Abschiede tapfer zu kämpfen, denn sie wolle ihn lieber gleich den alten Helden auf dem Schilde nach Hause

gebracht sehen, als erlauben, daß er zu feige sei, sein Blut für die Freiheit zu vergießen. Mit der südlichen Freiheit hatte es aber bekanntlich eine eigene Bewandtnis. Die Erlebnisse jenes Kämpfers im Felde sind ohne besonderes Interesse; was jedoch jener Erzählung poetischen Reiz verleiht, ist die darin besungene Liebe zwischen Mann und Weib.

Manche Aehnlichkeit mit Preston's Gedichte haben die „Lotos-Flowers“ von Frau Chambers-Ketchum (New-York 1877). Diese Dichterin erwähnt der südlichen Konföderation, ihrer Bestrebungen und Mißerfolge nur selten und das spricht zu ihren Gunsten. Und doch ist sie im Herzen eine ächte Südländerin. Sie wurde in Kentucky von virginischen Eltern geboren, lebte jedoch meistentheils im Staate Louisiana; sie war zweimal verheiratet und ihr letzter Gemahl, Leonidas Ketchum, fiel in der Schlacht von Shiloh. Als die nördlichen Truppen Memphis einnahmen, mußte die Dichterin, die damals als Redactrice eines politischen Blattes daselbst thätig war, jene Stadt wegen ihrer geharnischten Gedichte „Nec Temere, nec Timide“ und „The Bonny Blue Flag“ verlassen. Ihre „Lotosblumen“ sind die Erzeugnisse eines zarten, gefühlvollen Herzens; die Sprache ist durchgängig eine edle und gewählte und ein romantisch-religiöser Duft schwebt über jedem Gedicht. Sie trägt ihre ausgedehnte Belesenheit gerne zur Schau, doch berühren ihre eingestreuten fremdsprachlichen Phrasen nicht so unangenehm wie bei Preston. Dadurch daß sie es verstanden hat, mehr Handlung in ihre längeren Gedichte zu bringen, ermüden uns dieselben nur selten beim Durchlesen. Sie sind alle aus tiefem Gefühlsleben hervorgegangen und

tragen daher nur selten den Stempel des Gemachten und Erzwungenen an sich. Sie bedient sich auch gerne der reimlosen Jamben, eines Versmaßes, das sich im Englischen mit der größten Leichtigkeit anwenden läßt. Trotzdem fast jedes Gedicht eine religiöse, aber keine konfessionelle Färbung trägt, hat die Verfasserin doch noch eine besondere Abtheilung religiöser Lieder ihrem Buche einverleibt; nun, eine amerikanische Dichterin, die nicht einen Beitrag zu irgend einem Kirchenliederbuch geliefert hat, ist eine der größten Seltenheiten. Die Frauen sind in Amerika hauptsächlich die Hüterinnen der in zahllosen Sekten zertheilten christlichen Religion; sie sind die zuverlässigste und opferfreudigste Leibgarde der Pfaffen, was letztere bekanntlich trefflich zu würdigen wissen. Frau Chambers-Ketchum, welche sich neuerdings in die katholische Kirche aufnehmen ließ, ist auch die Verfasserin einiger elegant geschriebenen Novellen. Ihre letzte Gedichtsammlung führt den Titel „Christmas Carillons" (New-York 1888).

Das Bändchen „Autumn-Dreams by Chiquita" (New-York 1870) hat Frau Eppie B. Castlen zu Macon in Georgia zur Verfasserin. Diese Sammlung, die größtentheils aus Gelegenheitsgedichten besteht, mag für die Freunde der Dichterin eine ganz willkommene Gabe gewesen sein; die amerikanische Literatur ist jedoch durch die Herausgabe derselben in keiner Weise befördert worden. Castlen sagt mit einer englischen Schriftstellerin, daß eine Frau ohne Poesie einer Landschaft ohne Sonnenschein gleiche; sie hat da nach unserer Ansicht vollkommen Recht, aber es wäre in diesem Falle besser gewesen, sie hätte sich ausschließlich an der Lektüre gediegener Poesien anderer Verfasser erbaut, als daß sie selber einen Gang

nach dem für sie unerreichbaren Parnaß wagte. Die von ihr mitgetheilten an sie gerichteten Gedichte ihrer Verehrer und Verehrerinnen zeigen deutlich, daß man ihr in Bezug auf ihr dichterisches Talent das Köpfchen arg verdreht hat.

„The Lover's Revenge, and other Poems" (Macon 1876) ist eine poetische Gabe des Frl. J. Thigpen, einer zu Clinton im Staate Georgia lebenden Lehrerin, die hauptsächlich unter dem Pseudonym „Jessie Linn" schreibt. Hin und wieder ist der Verfasserin ein lyrischer Wurf gelungen, im Ganzen jedoch sind ihre Gedichte werthlos. Ihre der Bibel entnommenen Stoffe, wozu natürlich auch die unvermeidliche Tochter Jephtha's gehört, entbehren auch jeder poetischen Inspiration.

Unter aller Kritik aber ist die Gedichtsammlung „Cactus; or, Thorns and Blossoms" (New-York 1879) von Frau Elisabeth O. Donnelly. Und doch tritt diese Frau mit den größten Prätensionen auf und hat auch ihr Buch durch A. Means, den Präsidenten von von Emory College in Georgia einführen lassen, was ihr aber nicht viel helfen wird, da jener Geistliche selber als geistloser Dichter zu bekannt ist. Der Inhalt dieses Buches besteht aus satyrischen, religiösen und der Sache des Temperenz gewidmeten Gedichten nebst einigen Memorialversen, die man alle zusammengereimte Prosa nennen kann. Im ersten Gedichte „Has she any tin?" (Hat sie Geld?), das die Verfasserin für die Schlußfeierlichkeit oder die sogenannten „Commencement Exercises" einer Lehranstalt zu Madison in Georgia schrieb, geißelt sie die Tendenz der Zeit, die den höchsten Vorzug in dem Besitze materieller Güter sieht. Die Liebe ist Unsinn und

findet daher ausnahmsweise nur noch im Herzen eines bleichwangigen Pensionatzöglings Raum. Das Geld nur allein ist etwas Reales, das alle geistigen und körperlichen Fehler naturalisirt. In Donnelly's Satyren ist leider zu wenig Kraft und Saft und die oft angewandten, nur den Südländern geläufigen Slang-Phrasen ersetzen durchaus noch lange nicht die zur Satyre gehörigen Schärfe.

Ihre Temperenz-Gedichte sind gegen den Genuß geistiger Getränke gerichtet. Unter Temperenz versteht der Amerikaner nicht etwa mäßigen Genuß des Weines, Bieres u. s. w., sondern vielmehr gänzliche Enthaltsamkeit von denselben. Jene Temperenzler wollen daher mit allen möglichen Mitteln alle öffentlichen Trinklokale, alle Bierbrauereien und Schnapsbrennereien unterdrücken, damit das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde. Sie haben zu diesem Zwecke bereits eine ziemlich reichhaltige Literatur geschaffen und vertheilen ihre Traktätchen millionenweis. Donnelly's Gedichte sind jedoch am wenigsten geeignet, den Anbruch der erwarteten Kaltwasserperiode zu beschleunigen.

In den Gedichten „Flowers of Hope and Memory" (Richmond 1861) begegnet man doch, wenn auch äußerst selten, einem wirklich poetischen Gedanken. Die Verfasserin, Frau Cornelia Jordan, wurde 1830 zu Lynchburg in Virginien geboren und erhielt ihre Bildung in einer Klosteranstalt, was sich auch deutlich in einigen ihrer Gedichter abspiegelt. Ihre „Blumen" sind theils kleineren Hausgärten, theils Gräbern entsprossen. Sie sympathisirt mit allen Mühseligen und Beladenen und alle ihre Ge-

dichte sind von einer wohlthuenden, melancholisch-philantropischen Gesinnung durchdrungen. Einige ihrer Naturbetrachtungen erinnern lebhaft an Bryant. Ihr Gedicht „Richmond: her Glory and her Graves“ (Richmond 1867) verherrlicht die ehemalige Hauptstadt der Rebellen und ihre Helden in der überschwänglichsten Weise und das gehaltlose „Christmas Poem“ (Lynchburg 1865) ist nur zur Unterhaltung ihrer Kinder geschrieben und wir hoffen, daß es wenigstens diesen bescheidenen Zweck erfüllt hat.

Frau **Mary Bayard Clarke** zeigt sich in ihren „Mosses from a Rolling Stone; or, Idle Moments of a Busy Woman“ (Raleigh, N. C. 1866) als eine begabte Dichterin. Ihre längeren, südliche Landschaften und Begebenheiten besingenden Gedichte sind voll Wohllauts und Schwung und die eingestreuten Uebersetzungen aus dem französischen und italienischen werden dem Geiste der Originale gerecht.

Frau Clarke's „Clytie and Zenobia; or, the Lily and the Palm“ erschien 1871 in New-York. Es ist dies ein kleines erzählendes Gedicht, das einen mythologischen Stoff mit anerkennenswerthem Geschick behandelt.



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

II.

Wenn man die Masse der in Amerika während der letzten 20 Jahre veröffentlichten poetischen Werke betrachtet, muß man unwillkürlich die alte Ansicht, daß wir in einem materialistisch gesinnten Lande und Zeitalter leben, für unbegründet halten. Allerdings hört man neuerdings in den Erzeugnissen der Lyriker auch das Dampfroß brausen, die Maschinen schnarren und den Abendwind durch Telegraphendrähte ziehen; aber dies zeigt doch nur, daß sich die Poesie auch in unseren veränderten socialen Verhältnissen zurecht finden kann. Der Dichter ist Träger des Volksgeistes, oder sollte es wenigstens sein; die Phantasiewelt der alt-klassischen Periode und des romantischen Mittelalters ist verblaßt und paßt nicht mehr in unsere moderne Weltanschauung; dafür aber ist dem Dichter eine neue an Aufgaben und Thaten reiche Welt erschlossen, deren scheinbare Disharmonien er durch seine himmlische Gabe zu versöhnen hat.

Die Zahl der amerikanischen Dichter und Dichterinnen ist wirklich eine viel größere als sich unsere Literarhisto-

riker träumen lassen und wenn erstere hin und wieder nur mit der zu erwartenden Bescheidenheit aufträten, könnte man ihnen ihre poetischen Sünden schon leichter verzeihen.

Wir werden hier nun gelegentlich auch einige Dichterlinge besprechen, die durchaus keinen Anspruch auf literarische Berücksichtigung haben; aber die unverschämten Prätensionen, mit denen sie vor das Publikum treten, und die schmeichelhaften Kritiken, die sie sich zu verschaffen und zu verbreiten wußten, zwingen uns, ihnen die gebührende Zurechtweisung angedeihen zu lassen. Wir werden uns nicht besonders bemühen, die hier zu besprechenden Werke zu klassificiren oder einen Uebergang von dem einen zum andern gewaltsam zu erzwingen.

Da liegt uns denn zuerst vor „The Woman and the Queen: a Ballad, and other Specimens of Verse“ (Cambridge 1875) von Arthur W. Austin, einem Bostoner Kaufmann, der sich nicht allein als ein großer Verehrer, sondern auch als respektabler Kenner der griechischen und römischen Lyriker dokumentirt. Den Stoff zu seinem Hauptgedicht, das im Stile der altenglischen Volksballaden gehalten ist, hat er Wharton's „History of English Poetry“ entnommen. Austin wandelt gern auf klassischem Boden und überhaupt da, wo der menschliche Genius Erhabenes und Schönes geschaffen hat. Seine Uebertragungen aus den erotischen Ergüssen der Griechen und Römer sind sehr frei gehalten, was schon durch den dabei angewandten Reim bedingt war; aber sie lesen sich recht angenehm, wie denn überhaupt das ganze Bestreben des Verfassers einen wohlthuenden Eindruck macht.

„Echoes of Song“ (Springfield, Ill. 1878) betiteln

sich die Gedichte von Lucy J. Washington, der Gattin eines Geistlichen. Der Inhalt besteht aus geistlosen Reimereien über Vögel, Blumen, Schmetterlinge und derartige alltägliche Themen, an denen sich unsere Dichterlinge vorzugsweise vergreifen; auch enthält das Büchlein einige für die weiblichen Wasserapostel geschriebene Temperenzlieder und sonstiges im hausbackensten Englisch abgefaßtes Weibergeschwätz, so daß man unwillkürlich diese unverzeihliche Verschwendung an Papier bedauern muß.

Die „Heart Echoes" (New-York 1885), von Helen A. Manville, einer in Wisconsin lebenden Dame, sind gefühlvoll und formgewandt.

In „The Voices" (Boston 1870) gibt Warren Summer Barlow seine Ansichten von Gott, der Welt und dem Menschen zum Besten; es zerfällt jenes Buch in die Stimme der Natur, die Stimme des Kiesels, die Stimme des Aberglaubens und die Stimme des Gebetes. Das ganze Werk, das einen poesielosen Pantheismus predigt, ist in jenem trocknen Tone geschrieben, den man bald satt wird; dadurch aber, daß der Verfasser mitunter derb gegen den dogmatischen Unsinn der orthodoxen Geistlichkeit auftritt, erwirbt er sich wenigstens das Verdienst, ein Streiter auf dem Gebiete der Gewissensfreiheit zu sein. Die „Stimme des Kiesels" verkündet das Humboldt'sche Wort, daß die Natur Einheit in der Mannigfaltigkeit sei; die Schöpfung ist ein hoher Gedanke, welcher der göttlichen Liebe und Weisheit entsprungen ist. Diese und ähnliche Ideen wiederholt Barlow bei jeder Gelegenheit; überhaupt gleicht vieles dem langweiligen hochtönenden Phrasenschwall amerikanischer Liberalitätsprediger, die eine vorgeschriebene Zeitabtheilung wohl oder übel ausfüllen müssen.

Barlow erkennt das Recht der individuellen Geistesrichtung an und zwar auf den stichhaltigen, die größte Toleranz predigenden Grund hin, daß auf der ganzen weiten Welt keine zwei Menschen existiren, die sich physisch oder psychisch absolut ähnlich sind.

Die „Stimme des Aberglaubens“ nimmt ziemlich zwei Drittel des Buches ein. Die Glaubensbekenntnisse, heißt es darin, lästern Gott und sprechen dem gesunden Menschenverstand Hohn, weshalb sich die Menschheit endlich von der Priesterherrschaft befreien sollte. Barlow gibt darin eine weitschweifige Versification der Schöpfungsgeschichte und des ersten Sündenfalles; warum aber, fragt er, hat Gott jenen fatalen Baum des Paradieses nicht ausgerottet und so sein Lieblingsgeschöpf vor dem zeitlichen und ewigen Tode geschützt? Mit der Zahl der Menschen wuchs auch die Schlechtigkeit derselben, so daß die Sintflut kommen mußte. Noah, als einer der wenigen Frommen, wird gerettet und nachdem er sich irgendwo angesiedelt hatte, pflanzt er Weinstöcke und genießt von den Früchten derselben mehr als es einem anständigen Manne zukommt. Adam wurde durch Essen und Noah durch Trinken zum Sünder; Gott aber begünstigte dadurch die Ausübung der Sünde, daß er dazu stets eine Gelegenheit bot.

Späterhin sehen wir Abraham als auserkorenen Liebling Gottes; daß aber auch dieser kein mustergültiger Frommer war, hat die Bibel unverhohlen dargelegt. Daß Lot's Frau wegen eines mitleidsvollen Blickes zur Salzsäule verwandelt wurde, nennt Barlow eine unverzeihliche Grausamkeit. Besonders schlecht ist er auf die alten jüdischen Patriarchen zu sprechen. Der fromme Jakob

log und betrog bei jeder Gelegenheit, die ihm materiellen Vortheil versprach und gilt trotzdem heute noch in jüdischen wie in christlichen Tempeln als ein Vorbild der Frömmigkeit und Gottergebung; sein ehrlicher, treuherziger und gutmüthiger Bruder hingegen, dem selbst die Bibel nicht die geringste Schlechtigkeit nachzusagen hat, ist heute noch nicht in der „öffentlichen" Meinung gerechtfertigt. Heißt es doch von Jakob „er war ein frommer Mann" und das genügt, um jede andere Ansicht „unter die Bank zu würgen".

In diesem häufig an den Freidenker Ingersoll erinnernden Stile bespricht Barlow die Hauptbegebenheiten des alten und neuen Testaments. Sein Buch liegt uns in der achten Auflage vor und scheint demnach große Verbreitung gefunden zu haben, was rücksichtlich der Thatsache, daß wir hier im Lande der hirnverbranntesten, heterogensten Sektirerei und des albernsten Buchstabendienstes wohnen, sicherlich von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Eine Religion — und dies ist ungefähr die Quintessenz des Barlow'schen Werkes — die noch hartnäckig an alten Märchen und Wundergeschichten klebt, hat keine Existenzberechtigung; da, wo man die Vernunft aus Tempeln verbannt, macht man dieselben zur Mördergrube des Verstandes.

In der „Stimme des Gebetes" spricht sich Barlow energisch für die Einführung des Frauenstimmrechts aus! — Alles, was er überhaupt vorzubringen hat, ist im Grunde nichts anders als seichtes, billiges, rationalistisches Zeug, das sich viel besser in Prosa ausnehmen würde.

„Poems early and late" (Chicago 1876) betiteln sich die Gedichte des Geistlichen H. N. Powers, des Ver-

fassers des religiösen, ziemlich verbreiteten Prosawerkes „Through the Year". Powers vertritt darin eine anmuthreiche Religiosität; es ist hier nichts Gekünsteltes und Gemachtes, sondern Alles, was der Verfasser vorzutragen hat, ist selbst erkämpft und erlebt. Diese Gedichte heimeln uns an; da ist weder süßliche Gefühlsduselei noch krankhafter Pietismus, sondern ächte Herzenskeuschheit und männliche Gesinnung. Es befinden sich darunter einige lyrische Perlen, auf die ein Longfellow stolz sein könnte; seine Naturbilder zeigen, daß er Bryant's Werke emsig studirt hat.

„The Wreathed Cross and other Poems, Aesthetic and Religious" (Easton, Pa., 1879) lautet der Titel der Gedichte des Geistlichen D. Y. Heisler, der in orthodoxen Kreisen hauptsächlich durch seine Schriften „The Fathers of the German Reformed Church in Europe and America" und „Life-Pictures of the Prodigal Son" bekannt ist. Heisler hat hier nichts anders als Beiträge für ein zukünftiges Gesangbuch der reformirten Kirche geliefert; denn alle seine Ergüsse drehen sich um den Refrain des in den amerikanischen Kirchen vielgesungenen Liedes „Nearer, my God, to thee!"

Henry Peterson (geb. 1818 zu Philadelphia und seit dreißig Jahren daselbst als Journalist thätig) ließ 1863 in seiner Vaterstadt einen Band „Poems" erscheinen, den er seinen Collegen von der Presse gewidmet hat. Es ist darin viel Kriegslärm aus der damaligen bewegten Zeit enthalten; auch tritt der Verfasser, wo es nur angeht, gegen die sich verallgemeinernde Korruption auf und zeigt sich überhaupt als ächter Kämpe für Freiheit und Gleichheit. Einige dieser Gedichte sind jedoch im Grunde

genommen nichts anders als gereimte Leitartikel. In dem längeren aus drei Abtheilungen bestehenden Lehrgedicht „The Rivals“ schildert er den Kampf einer idealen, schwärmerischen Natur gegen die prosaischen Elemente der heutigen Gesellschaft und sucht diese beiden Extreme schließlich dadurch zu versöhnen, daß er die Vertreter derselben für einen Gegenstand interessirt, wodurch die feindlichen Ansichten zu einer friedlichen, beiden Theilen gerecht werdenden Lösung gelangen.

Peterson's didaktisches Gedicht „The Modern Job“, das der Verfasser selber für ein epochemachendes Werk hält, erschien 1869. Sein Hiob heißt mit vollem Namen Job Goodman und wohnt im Montgomery County des Staates Pennsylvanien. Die Tugend desselben war durch zahlreiches Vieh und durch sieben vielversprechende Kinder, nämlich vier Söhne und drei Töchter, belohnt worden. Trotzdem er nun sonst ein redlicher Mann war, war er doch dem dortigen Pastor nicht fromm genug, denn er ging ihm zu selten in die Kirche und legte auch keinen hohen Werth auf den orthodoxen Wort- und Formenkram; denn die Werke gingen ihm über den Glauben. Auch verehrte er seinen Gott mehr in der freien Natur als in der dumpfen Schwüle der Kirche. Er war wohlthätig, sein Wort war einem Eide gleich und kein Armer ging unbeschenkt aus seinem Hause; aber trotz alledem war er in den Augen der Gläubigen kein frommer Christ. In seiner Nähe lebte oder vegetirte vielmehr ein mißgestalteter, trotziger und menschenhassender Zwerg Namens Judas. Seine Hütte stand auf Job's Eigenthum; er bebaute ein kleines Stück Land und fing sich Fische zu seinem Unterhalte. Bedürfnisse hatte er sehr wenige. Die Leute der

Nachbarschaft mieden seinen Blick wie der Teufel das Crucifix; seine nähere Bekanntschaft zu machen, fiel Keinem im Traume ein. Judas war mit sich und der Welt zerfallen; aber seine Menschenfeindlichkeit muß doch nicht so sehr intensiv gewesen sein, denn er rettete einst Job's Tochter von dem Wassertod. Als ihn einstens der neue Prediger in seinem apostolischen Amtseifer besuchte, entpuppte er sich im Gespräche als ein eifriger Verfechter der Darwin'schen Entwicklungs-Theorie, worauf der fromme Mann Gottes so schnell wie möglich das Weite suchte.

Als sich Hiob für die Errettung seiner Tochter bedanken will, lacht ihn der Zwerg aus und sagt, er hätte sie lieber ertrinken lassen sollen; denn je weniger Menschen, desto weniger Unglück gäbe es auf der Welt. Dann sprechen beide über die göttliche Weltordnung; Job dankt seinem Schöpfer für die ihm erwiesenen Wohlthaten; Judas hingegen fragt den unbekannten Gott spöttisch, wofür er ihm danken solle. Darauf zieht sich ein schweres Gewitter zusammen und Job eilte besorgt nach Hause. Die Unterhaltung, die Judas darnach mit der geretteten Miriam führt, gibt uns einen interessanten Einblick in die geistige Entwicklungsgeschichte des Misanthropen und als ihm nun jenes Mädchen eine Haarkette nebst goldenem Kreuz zum Geschenke macht, wird er zu Thränen gerührt.

Job wird vom Zorne Gottes heimgesucht; seine Heerden sterben hin und seine Felder tragen nicht mehr. Ein Sarg nach dem andern wird aus seinem Hause getragen und den letzten trugen er und Judas zur kühlen Gruft. Job mußte Haus und Hof verkaufen und war ein gebrochener, kranker Mann. Als er nun zum letzten Male in seinem Wohnhause saß, kam Judas zu ihm und

offerirte dem heimatlosen Greise seine bescheidene Hütte. Zwei Geistliche traten ein, um Job noch vollends die Hölle heiß zu machen. Er muß unstreitig irgend eine geheime schwere Sünde begangen haben, denn sonst hätte ihn Gott nicht so exemplarisch heimgesucht; nun solle er also seine Reue kund thun und sein Gewissen erleichtern. Dabei wird zugleich der in der Nähe wohnende katholische Geistliche in den Abgrund der Hölle verwünscht, wie das so die christliche Brüderlichkeit der Gottesdiener von selber mit sich bringt. Job erwidert, jeder Priester behaupte im Besitze der unfehlbaren Wahrheit zu sein; wer solle nun entscheiden? In diesem äußerst langweiligen Gespräch vertritt Job den rationalistisch-humanen Standpunkt und nöthigt schließlich die Geistlichen zum Abzuge.

Nun erzählt Judas einen Traum, den er in der letzten Nacht gehabt hatte. In demselben hatte er sich mit dem Erzengel Michael über Religionsphilosophie und einige Fragen der amerikanischen Politik unterhalten. Auf seine Frage, warum dann Gott nicht das Böse auf Erden ausrotte, tritt der Teufel ein und erklärt, daß jedes Geschöpf, Thier wie Mensch, nach seiner individuellen Natur handle; der Vogel singe und der Tiger zerreiße das sanfte Schaf, weil es so in ihrer Natur liege; ein eigentliches Uebel aber existire nicht in der Welt. Das lange, einförmige und ermüdende Gespräch ist im Grunde genommen nichts Anderes als eine Breittretung des Shakespeare'schen Spruches: „An sich ist weder Etwas gut noch böse, das Denken macht es erst dazu!"

Job wohnt bei Judas bis an sein Ende und gewinnt denselben für seine Lebensregel, daß die Aufgabe

des Menschen darin bestehe, täglich besser und vollkommener zu werden.

Eine neue Serie „Poems“, welche auch den „Modern Job“ enthält, ließ Peterson 1883 in Philadelphia erscheinen; sein Schauspiel „Caesar“ (1879) ist eine der besseren dramatischen Dichtungen Amerika's.

Die „Poems“ der Brüder Samuel und Charles Sumner (New-York 1877) bilden einen stattlichen Band von 500 Seiten. Sie bestehen meistens aus gänzlich werthlosen Gelegenheitsgedichten, welche die Verfasser am besten dem Papierkorb einverleibt hätten.

Die „Out-of-door Rhymes“ (Boston 1872) der Eliza Sproat Turner, einer in Philadelphia wohnenden Dame, machen keinen üblen Eindruck; die Sprache ist leicht und ungekünstelt und Alles ist von einer optimistischen Weltanschauung durchdrungen. Die Dichterin besingt Themen aus dem täglichen Leben und weiß denselben mitunter interessante Seiten abzugewinuen. Ihre Bilder aus der stillen Häuslichkeit sind keusch und mitunter von einer originellen naiven Färbung. Daß sie auch einige matte religiöse Lieder bringt, versteht sich bei einer Amerikanerin von selbst.

Die Bostoner Frauenrechtlerin und Verehrerin des Philosophen Kant, Julia Ward Howe, ist Verfasserin mehrerer Bände Gedichte, die sich in den schöngeistigen Kreisen Neuenglands einer beachtenswerthen Popularität erfreuen. Frau Howe interessirt sich leidenschaftlich für Politik und Tagesfragen; dem Ewig-Weiblichen „das uns hinan zieht“, leiht sie nur höchst ausnahmsweise ihre Stimme. Sie ist eine vielseitig gebildete und viel gereiste Frau und als solche nicht gewohnt, ihr Licht unter den

Scheffel zu stellen. Ihre Gedichte, so sorgfältig sie auch gefeilt sind, lassen mit wenig Ausnahmen, kühl bis in's Herz hinan; denn es herrscht in allen das gedankliche oder, wie Vischer sagt, das gnomische Element zu sehr vor. Die dem ächten Liede eigen sein sollende edle Einfalt und frische Natürlichkeit gelangt nur äußerst selten zum wirksamen Ausdruck. In der Sammlung „Words for the House“ (Boston 1856) ist das Gedicht „Fanny Kemble's Child“ wegen seines Gedankenreichthums und seiner kraft- und schwungvollen Sprache besonders bemerkenswerth; überhaupt ist dies Buch das einzige poetische Werk der Verfasserin, worin sie mitunter zarte, ächt weibliche Seiten angeschlagen hat. Ihre „Later Lyrics“ (Boston 1866) enthalten auch eine Anzahl Kriegsgedichte. Daß sie eine eifrige Spaziergängerin auf dem Gebiete der speculativen Philosophie ist, kann sie nirgends verleugnen; Vortheil aber hat dies ihren poetischen Bestrebungen nicht sonderlich gebracht.*)

Jede Seite des Buches „Poems by Stuart Sterne“ (New-York 1874) zeigt deutlich, daß wir es hier mit den Schöpfungen eines ächt deutschen Gemüthes, und zwar mit denen einer Frau zu thun haben; und wenn wir zur näheren Information Adolf Strodtmann's „Amerikanische Anthologie der Gegenwart“ (Hildburghausen 1870), in der sich einige Gedichte Stuart Sterne's in ziemlich gelungener deutscher Uebertragung finden, nach-

*) Frau Howe ist die Wittwe des 1876 verstorbenen Dr. Samuel G. Howe, des langjährigen, verdienstvollen Direktors der Perkins'schen Blindenanstalt zu Boston, dessen Biographie sie für den 45. Jahresbericht jenes Instituts bearbeitet hat.

schlagen, sehen wir diese Ansicht vollkommen bestätigt; denn unter jenem Pseudonym birgt sich die 1848 in Dresden geborene Fräulein Getrude Blöde, Tochter des verstorbenen deutsch-amerikanischen Journalisten Dr. G. Blöde.

Ihre Gedichte, die zum großen Theil in volksthümlichem Tone gehalten sind, sind durchgängig Deutsch gedacht und wenn sich auch hin und wieder Anklänge an amerikanische Denkweise und Verhältnisse finden, so wird der Grundkarakter dadurch doch wenig beeinträchtigt. Alle sind von dem einen Gedanken getragen: gänzliche, wenn auch hoffnungslose Hingabe an den Gegenstand der Liebe.

Diese Lieder treten sämmtlich anspruchslos und bescheiden auf, und jede Effekthascherei ist ihnen fremd; die Resignation der Dichterin ist eine edle, die nicht, wie bei den neuesten Weltschmerz- resp. Verzweiflungs-Dichtern in disharmonischen, pessimistischen Klagetönen, sondern in friedlichen ruhigen Akkorden zum Abschluß kommt. Sie hat sich in das Unvermeidliche gefunden und sich mit ihrem Schicksal versöhnt; trotzdem ihr dasselbe keinen andern als den allerdings zweifelhaften Trost auf die Freude des Jenseits gewährte, so ist dieser doch ihr Eins und Alles und sie klammert sich fest an ihn, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm. Sie wünscht den Tod herbei und läßt ihren Grabesgedanken und ihrer Kirchhofssehnsucht fast auf jeder Seite freien Lauf. Die Natur und ihre mannigfachen Erscheinungen ruft in ihr keine kindliche Heiterkeit hervor, und ein erfrischender Humor wird gänzlich vermißt. Auch die vielen religiösen Anklänge sind nicht geeignet, den Gedichten einen andern als düstern Gesammtkarakter zu verleihen. Die Sonette und das

längere erzählende Schlußgedicht „Cornelius“ zeugen von großer Sprachgewandtheit und enthalten manchen schönen poetischen Gedanken. — Außerdem schrieb sie „Angelo, A Poem“ (1878), „Giorgio, and other Poems“, und „Beyond the Shadow“ (1888).

Von John A. Dorgan, dem talentvollen Dichter der „Studies“, die uns in der dritten Auflage (Philadelphia 1866) vorliegen, wissen die Amerikaner gar wenig zu berichten; ja sehr viele kennen ihn noch nicht einmal den Namen nach. In Deutschland machte Adolf Strodtman seiner „Amerikanischen Anthologie“ zuerst auf ihn aufmerksam und in Amerika nahm sich seiner Caspar Butz in den von ihm herausgegebenen Monatsheften liebevoll an. — Dorgan, der in seiner Vaterstadt Philadelphia 1867 im Alter von 31 Jahren an der Schwindsucht starb, war von irländischer Abstammung; er widmete sich dem Notariatsgeschäfte und trieb nebenbei fleißig philosophische und ästhetische Studien. Er war der deutschen Sprache so weit mächtig, daß er mehrere Gedichte deutscher Lyriker übersetzen konnte.

Dorgan ist ein ächter, tief fühlender Dichter, der seine Feder in sein Herzblut taucht. In seinen gedankenreichen Ergüssen, zeigt der Weltschmerz leider sehr oft sein trübes Angesicht und man merkt denselben zu sehr an, daß sie dem Krankenlager entsprungen sind. Er wühlt mit Wollust in seinem Schmerze und gibt alle Hoffnung auf Genesung auf. Trotzdem ist seine Sprache markig und schwungvoll wie die Leopardi's und er will es mit aller Gewalt ertrotzen, daß man in der Zukunft seinen Namen zu den besten zähle. Er sehnt sich nach dem Tode und nennt sich einen Theil der Nacht, die er in melan-

cholischen Tönen besingt. Da er sich mit dem Gedanken an seinen nahen Tod innig vertraut gemacht hat, so hat auch die Welt noch wenig Reize für ihn und gerne wendet er sich düsteren Phantasiegebilden zu.

In seinem von Caspar Butz*) trefflich übersetzten Gedichte „The New Poet" läßt er den Dichter der Zukunft nicht in Purpur erscheinen; nein, Kummer und Noth sollen ihn durch sein ganzes Leben begleiten und ihm die Sympathie für alle Weinenden nachhaltig einimpfen. Seine Pflicht ist es, bis an sein Ende das Schwert gegen alles Böse zu ziehen; er liebt und leidet mehr als die anderen Menschenkinder und ist mit den Thränen vertrauter als mit dem Lächeln. Der Haß gibt ihm zum Grabe das Geleite und sein Name wird in späteren Zeiten Ehrfurcht, Mitleid und Liebe erwecken. Sein Leben wird edel sein wie sein Lied.

Andere bemerkenswerthe Gedichte Dorgan's sind „Tannhäuser" und „The Rest of Boodh". In allen zeigt er sich im diametralen Gegensatze zum herrschenden Zeitgeiste; er träumt, phantasirt und weint zu viel.

„The Song of Iron and the Song of Slaves; with other Poems" (Philadelphia 1863) betitelt sich das Werkchen des wenig gekannten und seit Jahren verstorbenen Kane O'Donnel. Sein „Eisenlied" ist ein Lobgesang auf die Hochöfen und Eisenindustrie Pennsylvaniens; in demselben schaffen die Bergleute, die prosaischen Zwerge der Jetztzeit das ehrliche Metall an das Tageslicht; die Schmelzöfen schicken den Rauch zum Himmel und an

*) Siehe dessen „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners." Chicago 1879.

tausend Ambossen regen sich unzählige Hände. Es ist dies ein schwungvoller Sang, der die Macht und Wichtigkeit der Industrie verherrlicht. Im „Sklavenliede“ bekundet sich der Verfasser als bitterer Feind aller Unterdrückung und als ehrlicher Freund der freien Arbeit und Arbeiter; nichts ist ihm verhaßter als die aufgeblasene Geld-Aristokratie, deren Paläste unter den Thränen entrechteter Menschen entstanden sind. O'Donnel's Lieder sind leicht und sangbar und daß er es prächtig versteht, sich mit den Fröhlichen zu freuen, zeigt sein den Wein verherrlichendes Gedicht „King Ruli“.

1875 erschienen zu Philadelphia die „Poems“ der Clara J. Moore. Die Verfasserin tritt sehr bescheiden auf und hat auch alle Ursache dazu, denn ihre Produkte sind gar armselig. Sie bestehen meistentheils aus Gelegenheitsgedichten, die ursprünglich für Privatzirculation bestimmt waren und es auch hätten bleiben sollen. Ihre matten Kriegslieder haben schwerlich zu einer Heldenthat begeistert und zu den hin und wieder versuchten Naturschilderungen fehlt ihr überhaupt die allergeringste Anlage.

1876 gab Frau Moore in ihrer Vaterstadt Philadelphia die Novelle „On Dangerous Ground“ *) heraus, welche vier Auflagen erlebte, trotzdem sie von Kritikern gerade nicht mit Handschuhen angefaßt wurde. Agatha, die Heldin derselben, sehnt sich nach einer platonischen Freundschaft und begiebt sich damit auf einen gefährlichen Boden. Sie findet schließlich oder glaubt ihr Ideal verwirklicht zu finden, in dem Anschluß an einen verheirateten

*) Auf dem Titelblatte derselben nennt sie sich „Mrs. Bloomfield Moore.“

Mann, der sich ihr zu Liebe von seiner Gattin scheiden läßt und sie dann heiratet. Das ganze Werk, in dem der Einfluß der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften“ nur schwer zu verkennen ist, ist ein ziemlich langweiliges Gemälde der amerikanischen Gesellschaft; die vielen eingestreuten und unnöthigerweise in die Länge gezogenen Gespräche uninteressanter Personen ermüden den Leser auf's Aeußerste. Außerdem gab Frau Moore unter dem Pseudonym „Mrs. J. O. Ward“ das viel verbreitete Buch „Sensible Etiquette“ heraus. Es ist dies ein Codex für den gesellschaftlichen Verkehr, der in Amerika schon deshalb ein Bedürfnis war und noch heute ist, weil daselbst Leute aus aller Herren Länder zusammenströmen und die verschiedenartigsten Sitten und Gebräuche mitbringen. Frau Moore behandelt also in ihrem Buche ein wichtiges Kapitel der noch so sehr vernachlässigten häuslichen Erziehung; denn die öffentlichen Schulen bekümmern sich so gut wie gar nicht um die ethische Ausbildung ihrer Schüler und glauben, sie hätten mit der Ausführung des vorgeschriebenen Lehrplanes schon ihre Pflicht gethan. Daß aber der Unterricht nur ein Theil der Erziehung ist, hat die amerikanische Pädagogik bis heute noch nicht begriffen, trotzdem die traurigsten Erfahrungen den Mangel an dem ethischen Elemente des öffentlichen Unterrichtes und die absolute Nothwendigkeit desselben Jedem klar und deutlich demonstrirt haben. Die Rohheit der amerikanischen Jugend ist sprichwörtlich geworden; einen Religionsunterricht kann man aus leicht begreiflichen Gründen an den öffentlichen Schulen nicht dulden, und zu einem konfessionslosen Sittenunterricht hat man es noch nicht gebracht. Diese Lücke auszufüllen überläßt man einfach dem Hause und dabei

verrechnet man sich in den meisten Fällen gründlich.*) Moore's Buch war also eine Nothwendigkeit.

Frau Willing, eine andere Dichterin in Philadelphia, veröffentlichte 1879 in ihrer Vaterstadt „Genevieve of Brabant, a Legend in Verse“. Es ist dies eine in sogenannten Spenser'schen Stanzen abgefaßte Erzählung von der Genovefa und ihrer Hirschkuh, die aber nicht als eine gelungene, den poetischen Anforderungen der Jetztzeit entsprechende Wiedergabe der alten, ursprünglich aus Frankreich stammenden Volkserzählung betrachtet werden kann. Es ist ein Lied der weiblichen Treue, Ausdauer und unwandelbaren Liebe, das dem Drama und der bildenden Kunst gleichsam ein unerschöpfliches Thema geliefert hat. Frankreich hat jene Erzählung hin und wieder sehr frivol behandelt und England hat sich um die unglückliche Pfalzgräfin auffallend wenig bekümmert; Deutschland aber hat sie sozusagen zu einer Heiligen gemacht. Mehrere Dichter der Neuzeit haben sich die eben so dankbare wie schwierige Aufgabe gestellt, das Gold der alten Volksbücher umzuprägen, damit es unter den Freunden der keuschen, dem Volksgemüth entsprungenen Poesie besser zirculiren könne; von demselben Gedanken ging auch Frau Willing aus, aber wir glauben, daß sie dabei ihr Talent überschätzt hat. In dem alten Volksbuche drängt sich Thatsache auf Thatsache, Willing jedoch kargt zu sehr mit wirklichen Handlungen. Bei der Jugendgeschichte der Pfalzgräfin,

*) Neuerdings haben einflußreiche amerikanische Schulmänner auf Abstellung dieses Uebelstandes hingearbeitet. So liegt uns unter dem Titel „Good Behavior“ (Brattleboro, Vermont 1876) ein für Distriktschulen bestimmtes Werkchen vor, in dem Anstand und feine Sitten in kindlicher Sprache gelehrt werden.

deren Karakter im Volksbuche mit wenigen Strichen gezeichnet ist, hält sie sich viel zu lange auf; überhaupt hat sie die ganze Erzählung zu sehr verwässert. Dem religiösen Element derselben, das in der alten Fassung so wohlthuend wirkt, wird hier ein streng katholischer Stempel aufgedrückt. Die Einfalt und Naturtreue der ursprünglichen Erzählung wird überall schmerzlich vermißt, und die Motivirung des Schicksals der Genovefa ist eine sehr ungenügende. Das alte Volksbuch bringt immer noch Thränen hervor; Willing's Bearbeitung jedoch hinterläßt das Gefühl der Langeweile.

Dieselbe Verfasserin ließ 1881 erscheinen „Persephone, and other Poems". Ceres erwartet ihre Tochter, denn es ist Frühling geworden; aber sie kommt nicht in das Reich zurück und will überhaupt nur im Lande der Liebe und Erinnerung gesucht und gefunden werden. Persephone befindet sich in glücklicheren Regionen und spricht zur größten Freude ihrer Mutter, wie allenfalls eine selige Christin im Himmel sprechen würde. Von der alten sinnigen Naturmythe der Griechen, wie sie Schiller so meisterhaft in seiner „Klage der Ceres" zur Anschauung gebracht hat, ist hier nichts zu merken, und was das in technischer Hinsicht so vortrefflich abgefaßte Gedicht manchmal ungenießbar macht, sind die vielen Wiederholungen eines und desselben Gedankens. Ein Dichter muß auch die Kunst des Verdichtens verstehen; die Regeln desselben aber befolgt er nur dann, wenn er erstens nichts zwei Mal und zweitens nichts Ueberflüssiges sagt. Die Sucht, einen gewissen Raum mit Versen über ein Thema auszufüllen, ist für den Leser wie für den Dichter vom Uebel.

Willing's übrige in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte sind, wie überhaupt alle ihre Erzeugnisse, gut gefeilt, aber die schöne Form vermag die vorherrschende Gedanken-Armuth nicht zu ersetzen. Außerdem gab sie heraus „Charades and Responses“ (Philadelphia 1874), eine Räthselsammlung, die aus einem brieflichen Verkehr mit einer Freundin hervorgegangen.

Der bedeutendste Dichter Philadelphia's ist unstreitig George J. Boker.*) Er ist im Jahre 1824 in der genannten Stadt geboren, und nachdem er seine juristischen Studien in Princeton vollendet und eine Tour durch Europa gemacht hatte, kehrte er wieder nach Philadelphia zurück. 1871 wurde er zum amerikanischen Gesandten in Constantinopel ernannt. Er practicirte niemals als Advokat, denn seine Privatverhältnisse waren derart, daß er ganz und gar nach seinem Geschmack leben konnte; an der Politik hat er jedoch stets lebhaften Antheil genommen.

Boker's Gedichte und Trauerspiele, in denen das sensationelle Element sorgfältig vermieden ist, liegen in zwei Bänden aus dem Jahre 1869 vor. („Plays and Poems“.) Seinen Gedichten, besonders den Sonetten, müssen wir eine hohe Bedeutung zusprechen und zwar wegen der herrlichen, männlichen Sprache und des seltenen Gedankenreichthums. Reizende Naturbilder werden uns in dem Gesange „Ode to a Mountain Hawk“ entrollt; seine „Vision of the Goblet“ ist ein an klassischen Anspielungen reicher Triumphgesang des Weines.

Boker's „Ballad of Sir John Franklin“ ist zum Lieblingsgedicht der amerikanischen Jugend geworden; sie ist

*) Siehe die „Philadelphia Weekly Press“ vom 22. Dezbr. 1881.

im einfachen Volkston gehalten, kann sich aber mit dem dasselbe Thema behandelnden Gedichte der Spiritualistin Lizzie Doten*) in keinen vortheilhaften Vergleich einlassen.

Boker's „Poems of the War“ (Boston 1864) fanden zur Zeit der Veröffentlichung ein dankbares Publikum. Boker war der David, der seinem Vaterlande, dem unglücklichen Saul, die Leiden des Bürgerkrieges durch die Klänge seiner Harfe erträglich machen wollte; nirgends zweifelt er an dem endlichen Siege und prophezeit der neu gereinigten und geeinigten Union eine ungetrübte Zukunft. Der Haß gegen den streitsüchtigen Süden hat keinen Ausdruck darin gefunden. Er besingt die siegreichen Generäle ohne dabei zu vergessen, auch der Thaten des gemeinen Soldaten zu gedenken. In trüben Tagen fachte er die Flamme der Begeisterung an und sprach den Vorposten neuen Muth ein. In dieser Hinsicht kann man Boker getrost als den Arndt seiner Nation ansehen.

1865 erschien von Boker die Tragödie „Königsmark“, der das erzählende Gedicht „Legend of the Hounds“ beigegeben ist.

1882 veröffentlichte er die Gedichtsammlung „The Book of the Dead“. — Boker starb am 2. Jan. 1890.

Maurice F. Egan, früher in Philadelphia, jetzt aber in New-York wohnend, ließ 1880 seine Gedichte unter dem Titel „Preludes“ erscheinen. Der Verfasser ist ein eifriger Katholik, der jenes Bändchen zum Besten der abgebrannten amerikanischen Jesuitenanstalt „University of Notre Dame“ herausgab. Er ist in den romanischen Dichtern des Mittelalters wohl belesen, ein Um-

---

*) „Poems of the Inner Life“. By Lizzie Doten. Boston 1868.

stand, der auf seine Poesie nicht ohne Einfluß geblieben ist. Seine Gedichte sind zart, frisch und voll tiefen Gefühles; zuweilen tritt die katholische Tendenz stark in den Vordergrund.

„Rhymes atween Times“ (1873) betiteln sich die Gedichte des verstorbenen Buchdruckereibesitzers Thomas Mac Kellar (geb. 1812 in New-York) zu Philadelphia. Derselbe veröffentlichte früher seine Reimereien unter dem Pseudonym „Tam“. In „Tam's Fortnight Ramble“, dem ersten aus sechs Abtheilungen bestehenden Gedicht, gibt er die auf einer Besuchsreise nach New-York gesammelten Eindrücke wieder; er schildert dann einen Spaziergang durch die genannte Stadt, der in ihm zahlreiche Jugenderinnerungen wach ruft. Wo sich die Gelegenheit nur an den Haaren herbei ziehen läßt, spricht er sich über seine Lieblingsschriftsteller Milton und Bunyan aus und versucht dieselben zu Heiligen zu stempeln. Er besingt England und seine Schandthaten gegen Amerika und zwar Alles ohne den allergeringsten Funken von Poesie; auch geizt er mit der Darstellung seiner altmodischen Ansichten über das menschliche Leben, Gott und Religion zum Schrecken des Lesers durchaus nicht. Das allertrockenste Ereigniß des täglichen Lebens zwängt er in trockene Verse, denn er meint sicherlich, der Reim allein mache das Gedicht.

Mac Kellar's früher sehr viel gesungenes, jetzt aber fast gänzlich vergessenes Lied „Let me kiss him for his mother“ hat folgenden Ursprung: Ein junger, aus dem Staate Maine stammender Mann war in New-Orleans am gelben Fieber erkrankt und trotz der liebevollsten Pflege in einem dortigen Hospitale gestorben. Ehe nun

der Sarg, in dem seine Leiche lag, geschlossen wurde, trat eine alte Frau herbei, küßte den Todten und sprach die oben genannten Worte.

Wenn Mac Kellar eine unbeschäftigte Minute hatte, warf er mit Reimen um sich; es war dies sein liebster Zeitvertreib und sein innigster Genuß. Starb irgend ein großer Mann, so wurde sein Verdienst sicherlich von ihm besungen, und wir hoffen, daß sich in folge dessen keiner derselben im Grabe herumgedreht hat. Er schrieb Verse über die Zunge des Verleumders, seine Brille, seine Feder, seine Stiefel und ähnliche Dinge, denn er glaubte, so gut wie ein „guter“ Musiker den Inhalt einer Speisekarte componiren könne, könne auch ein „guter“ Dichter über jeden Gegenstand Verse machen.

„The Complete Poems of John D. Conway“, (Lawrence, Mass., 1875) nennt sich das Werk eines jungen irländisch-amerikanischen Schriftsetzers, dessen Erzeugnisse mit denen von Mac Kellar in eine Kategorie gestellt zu werden verdienen. Conway hat nicht das allergeringste poetische Talent und außerdem verräth er den Mangel an Schulbildung zu deutlich. In dem dramatischen Gedicht „Cuba“ läßt er den Aufständischen auf der „Perle der Antillen“ seinen poetischen Beistand angedeihen, doch das Schlachtenglück ist auch dort auf der Seite der meisten Kanonen geblieben. Mit den Regeln der englischen Sprache steht Conway auf sehr gespanntem Fuße, Dichter aber glaubt er dennoch zu sein.

Da besaß doch der aus Schottland stammende Buchdrucker William Wilson unstreitig größeres Talent. Seine Gedichte wurden von dem Historiker Benson J. Lossing mit einer biographischen Einleitung versehen und

1869 zu Poughkeepsie, N. Y., herausgegeben. — Wilson wurde 1801 in Schottland geboren und erlebte, da sein Vater frühzeitig starb, eine an Arbeit und Entbehrungen reiche Jugend. Er verheiratete sich in seinem 18. Jahre. Da ihn seine Mutter frühe mit den Balladen ihrer Heimat vertraut gemacht und somit in ihm den Sinn für Poesie erweckt hatte, so versuchte er sich späterhin selber in der Versschmiederei, womit er übrigens bald solche Erfolge erzielte, daß seine Lieder, für die er auch gefällige Melodien erfand, mit Vorliebe von dem Volke gesungen wurden. 1833 ging er nach Amerika und siedelte sich in Poughkeepsie an, woselbst er eine Druckerei und Buchhandlung gründete. Dort blieb er bis zu seinem 1860 erfolgten Tode. Wilson beschäftigte sich in seinen Mußestunden beständig literarisch und lieferte zahlreiche Gedichte für Zeitungen seiner alten Heimat. Er gebraucht darin viele schottische Ausdrücke und hat überhaupt seine besten Lieder in seinem heimatlichen Dialekte geschrieben. Den meisten merkt man es an, daß ihm als er sie dichtete, eine besondere Melodie vorschwebte; sie sollten nicht nur gelesen, sondern auch gesungen werden.*)

Frau Louise Vickroy Boyd ließ 1869 zu Philadelphia das Buch „Twilight Stories for Little Children“ erscheinen, das theils in gebundener und theils in ungebundener Sprache abgefaßt ist. Es enthält gemüthvolle Geschichten, wie man sie den Kindern in der Dämmerstunde zu erzählen pflegt. Die Verfasserin spricht von Feen, Indianern und

*) Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß Oscar H. Harpell in Cincinnati und Charles Munsell in Albany Anthologien herausgegeben, welche ausschließlich die poetischen Ergüsse von Buchdruckern enthalten.

ähnlichen die kindliche Phantasie beschäftigenden Stoffen. Einige Erzählungen sind jedoch vom pädagogischen Standpunkte aus entschieden verwerflich; auch ist überall der Beschreibung der Schönheit und Kleider der handelnden Mädchen ein viel zu großer Raum gewidmet; die amerikanischen Dämchen legen so wie so schon einen maßlosen Werth auf den Eindruck einer hübschen Erscheinung, als daß man ihre Eitelkeit auch noch durch eine Kinderschrift befördern sollte. Die Indianergeschichte „How a little child died long ago“ ist eine Nachahmung von Goethe's „Erlkönig“.

„A hundred Years ago and other Poems“ (Lancaster, Pa., 1875) von Charles W. E. Siegel, ist das unreife Jugendwerk eines Studenten der Theologie, der viel besser gethan, wenn er sich in seinen Mußestunden mit nützlicheren Dingen beschäftigt hätte. Der Verfasser besitzt nämlich nicht das geringste poetische Talent und keines seiner Produkte rechtfertigt uns zu der Hoffnung, daß er in späteren Zeiten vielleicht einmal etwas Genießbares leisten könne. Daß er ein in Amerika geborener Deutscher ist, läßt er mehrfach durchblicken; mit der deutschen Sprache steht er jedoch auf ziemlich gespanntem Fuße, wie das zwei seiner in jenem Idiom verfaßten „Gedichte“ bekunden.

James Challen, einer der frühesten und hauptsächlichsten Anhänger von Alexander Campbell's Religionsansichten, ist der Verfasser mehrerer religiöser Schriften, die bei seinen Glaubensgenossen, den sogenannten „disciples“, in hohem Ansehen stehen. Challen wurde im Jahre 1802 zu Hackensack im Staate New-Jersey geboren, studirte Theologie und war mehrere Jahre lang Prediger

an einer Baptistengemeinde zu Cincinnati. 1850 wurde er Prediger an einer Kirche der Campbelliten zu Philadelphia und bekleidete diese Stelle acht Jahre lang. Sein poetisches Werk „The Cave of Machpelah and other Poems“ (Philadelphia 1854) enthält eine schwungvolle Version biblischer Erzählungen des alten Testaments, die natürlich alle sehr orthodox gefärbt sind. In seinen vermischten Gedichten kehrt das alte Bibelwort, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, sondern davon müssen, zu oft wieder, um sie genießbar zu machen.

Eine literarische Kuriosität sonder Gleichen ist unstreitig das Werk „South-Western Pennsylvania in Song and Story“ (Greensburg 1878) von Frank Cowan, einem Advokaten, der sich auch zuweilen mit der Naturgeschichte beschäftigt und eine „Curious History of Insects“ herausgegeben hat. In jenem „poetischen“ Werke besingt er die Geschichte Amerika's mit specieller Berücksichtigung seiner heimatlichen Gegend vom letzten Mammuth an bis zum großen Centennialfeste und damit ja keines dieser „Gedichte“ etwa mißverstanden würde, hat er jedem derselben eine ausführliche prosaische Erläuterung beigegeben; ja mitunter sind diese Erläuterungen sechs mal so lang wie der betreffende poetische Erguß, der manchmal nur aus vier Zeilen besteht. Hätten diese schauderhaften Reimereien einen Schuljungen zum Verfasser, wahrlich der Vater desselben hätte mehr als ein Rohrstöckchen an ihm zerschlagen.

„One Summer's Dream: an Idyl of the Vineyard, and other Poems“ (York 1875) betitelt sich das Werk des talentvollen E. Norman Gunnison. Der „Sommertraum“ spielt auf der Insel Nantucket, einem Zufluchts-

ort der reichen Städter während der heißen Jahreszeit. Esther, ein reizendes Fischermädchen, wird von einem vielgereisten Fremden, der den Weg zu seinem Gasthause nicht mehr zu finden wußte, gefragt, wo er die Nacht zubringen könne. Sie führt ihn in das Haus ihrer Eltern, wo er freundlich aufgenommen wird und mehrere Tage bleibt. Er läßt sich während dieser Zeit allerlei Geschichten mittheilen, worunter „Kate Ardeen" und „das Geisterschiff" wohl die ergreifendsten und sinnigsten sind. Selbstverständlich verlieben sich Esther und Allen, wie der fremde Gast heißt. Als der rauhe Herbst kam, reiste letzterer in seine südliche Heimat zurück und die schöne Fischerstochter vertreibt sich während des folgenden Winters mit literarischen und geschichtlichen Studien die Zeit, wobei sie den Zweck verfolgt, sich ihres gebildeten Geliebten würdiger zu machen. Derselbe kommt dann auch im nächsten Sommer wieder und beide verleben eine glückliche Zeit, die dadurch ihren Abschluß fand, daß sie nach einer Lustfahrt auf dem Meere todt an das Ufer getrieben wurden.

Gunnison's religiöse Lieder reden in einfacher Sprache von der Heiligung des Irdischen, der Erhörung des Gebetes und dergleichen Dingen, womit sich fromme Gemüther zu beschäftigen pflegen. Seine Liebeslieder sind einfach, keusch und zum Herzen sprechend.

Der in Warren, Pa., lebende Advokat Noyes hat unter dem Pseudonym „Charles Quiet" 1878 zu Philadelphia ein Bändchen publicirt, das er „Studies in Verse" nannte. Noyes zeigt sich in jeder Zeile als ein denkender und feinfühlender Mann; er ist frei von religiösen Vorurtheilen und erklärt, er könne dem Sirenengesange der Kirchenglocken unmöglich folgen und zwar aus dem Grunde,

weil er zu gut wisse, was die Folge davon von jeher gewesen sei. Er zieht den Gottesdienst in der freien Natur dem in der Stätte des Luxus und der professionellen Heuchelei vor; sein Gott wohnt in den Tempeln die nicht von Menschenhänden gemacht sind. Noyes bekundet überall eine gesunde, männliche Gesinnung und das bischen Weltschmerz, das hin und wieder zum Durchbruch kommt, wird man ihm hoffentlich gerne verzeihen. Stoffe wie die Bienen, die Forelle, das Johanniswürmchen u. s. w. weiß er beinahe ebenso meisterhaft wie Edgar Fawcett zu behandeln.

Wenden wir uns nun den Dichtern des Staates Ohio zu. Charles Dexter's „Versions and Verses" (Cambridge 1865) bestehen größtentheils aus ziemlich mangelhaften Uebersetzungen deutscher Gedichte, die Wilhelm Müller, Heine, Uhland rc. zu Verfassern haben. Seine eigenen Gedichte, die sich hauptsächlich auf seine Lieblingsbeschäftigung, das Angeln, beziehen, sind ohne die geringste Bedeutung.

„June on the Miami and other Poems" (Cincinnati 1872) lautet der Titel der Gedichte des Schulmannes W. H. Venable. Der sprachgewandte Verfasser ist ein ächter Amerikaner, aber einer von denjenigen, die sich nicht durch ihr engherziges Wesen und absprechende Beurtheilung anderer Nationen bemerklich machen. Er besingt den Miami, also einen Fluß, an dessen Ufern keine sagenreichen Burgruinen stehen, und dessen Wellen dem Schiffer keine Legenden zumurmeln. Beim Anblick desselben gedenkt er der schweißreichen Arbeit der Pioniere, die seine Ufer in blühende Felder verwandelt haben; es blinken die Sensen und Gabeln im Scheine der Morgensonne

[redacted]

und die dahin rollenden Eisenbahnen führen die Produkte des Landmannes der Stadt zu. So entrollt ihm jener Fluß ein Stück amerikanischer Civilisation. „Des Lehrers Traum" ist Venable's Hauptgedicht. Ein müder, abgespannter Lehrer sitzt am Abende nach der Schulzeit einsam für sich da und bedauert, daß sein Leben ein verlorenes sei, denn sein ausgestreuter Samen sei ja doch nur auf öden Felsen gefallen. Er schläft ein und im Traum sieht er darauf sein Schulzimmer in die Halle der Senatoren verwandelt; die Stimme des dort Redenden ist ihm bekannt und der Name desselben steht in seinem Schulregister. Jene Halle verwandelt sich darauf in eine Kirche, auf deren Kanzel der Prediger Worte des ewigen Lebens verkündet. Auch dieser Redner ist ihm bekannt, hatte er ihn doch heute in der Schule geprügelt. Dann erscheint das Arbeitszimmer eines Schriftstellers und sein faulster Schüler ist darin thätig. Seine wildeste Schülerin sieht er dann als sorgsame Hausfrau auf einer Farm schalten und walten und dann erwacht er und schließt sein Schulzimmer zu. Dieser Traum hatte ihn wunderbar gestärkt und ihm neue Freude an seinem mühevollen Berufe eingeflößt. Es ist in diesem Gedichte das Princip der amerikanischen Väter, ihre Jungen als die zukünftigen Präsidenten der Republik zu betrachten und demgemäß zu behandeln, trefflich veranschaulicht. Daß Venable überhaupt kein verknöcherter Pedant ist, geht besonders auch noch aus seinen zahlreichen schwungvollen und gemüthreichen Liebesliedern hervor. Venable ist außerdem Verfasser einer weltverbreiteten, für den Schulgebrauch bestimmten Geschichte der Vereinigten Staaten und der Compilator einer aus drei Bänden bestehenden

Sammlung von Theaterstücken, die sich hauptsächlich zur Aufführung auf Kinder-Theatern eignen. Seine neueste Gedichtsammlung führt den Titel „Melodies of the Heart“. (Cincinnati 1885).

Wer sich unter dem Pseudonym „Charlton“ verbirgt, haben wir nicht ausfindig machen können; doch hatte es wahrlich der Verfasser von „Songs of the Year, and other Poems“ (Cincinnati 1875) nicht nöthig gehabt, seinen wahren Namen zu verheimlichen. Seine „Lieder des Jahres“ führen uns die Menschen in ihren verschiedenartigen Lebensstellungen vor; da singt eine Frau, die den herben Kelch des Lebens bis zur Hefe geleert und aus deren Herz die Hoffnung für immer entschwunden ist; da läßt ein verliebter Jüngling im wunderschönen Monat Mai seine Stimme erschallen; da singt ein Soldat von seinem blutigen Handwerke; da ertönen Ernte-, Hochzeits- und Todtenlieder. Seine Zeitgedichte behandeln den Tod des Königs Theodor von Abyssinien, Fort Wagner, Cuba u. s. w. Frankreich widmet er seine Sympathie, ohne jedoch des deutschen Heldenkaisers und der Thaten seiner ruhmreichen Armeen zu vergessen. „Charlton“ sympathisirt mit allen Unglücklichen und Verlassenen; die Misere des Lebens erträgt er mit philosophischer Resignation und fragt, was macht es eigentlich nach hundert Jahren aus, ob wir während unseres kurzen Erdentraumes geweint oder gelacht haben? In seinem Buche findet man viele überflüssige Reimerei, aber auch manche herzerquickende Gedanken; poetisches Talent kann dem Verfasser unbedingt nicht abgesprochen werden.

Der Cincinnatier Edward L. Anderson veröffentlichte 1874 in New-York ein Bändchen Gedichte unter

dem Titel „Northern Ballads“. Es enthält dasselbe poetische Bearbeitungen bekannter skandinavischer Sagen, in denen die Schwanenjungfrauen, Nixen, Elfen und Ritter eine große Rolle spielen. Das beste Gedicht ist unstreitig der „Klosterkoch“, in dem das mittelalterliche Klosterleben mit gesundem Humor geschildert wird;*) die übrigen Gedichte hingegen lassen kalt, da es der Verfasser nicht verstanden hat, die wirklich poetischen Momente jener Volkssagen zur Anschauung zu bringen. Allem Anscheine nach hat er die tiefe Bedeutung derselben selbst nicht erfaßt.

1875 ließ Anderson in seiner Vaterstadt für Bekanntenkreise drucken „The Skippers' last Voyage“, ein Gesang, der in der Lokalpresse über alle Gebühr gelobhudelt wurde. Dem Müller von Dunkior, heißt es in jenem epischen Gedichte, schnitten die Kobolde beständig Löcher in seine Säcke, was ihn so sehr ärgerte, daß er ihre Wohnung, einen Hügel in der Nähe seiner Mühle, dem Erdboden gleich machen ließ. Darauf hielten dieselben, deren Anzahl 12,000 betrug, eine Versammlung ab und faßten den Beschluß, auszuwandern. Skotte, der größte dieser unheimlichen Wesen, erhielt den Auftrag die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, währenddem ein anderer Kobold die Mühle niederbrennen sollte. Sie wollten ihre Heimat in einem Schiffe verlassen und Skotte engagirte deshalb einen alten Kapitän.

Zur Mitternachtszeit fuhren sie ab. Skotte hatte seinem Seemann eine Zauberkappe aufgesetzt und derselbe sah nun, daß die Hauptladung seines Schiffes aus goldenen

---

*) Uebersetzt in „Amerikan. Gedichte der Neuzeit“ von Karl Knortz. Leipzig 1883.

Schätzen bestand. Sie erreichten glücklich die Küste Norwegens und bringen sich und ihre Sachen in Sicherheit. Dem Schiffer schenkten sie das für die Reise gekaufte Schiff, doch bald darauf sinkt er sammt demselben in die Tiefe des Meeres. Sein mitgenommener Gehilfe hingegen war mit den Kobolden ans Land gestiegen und hatte sich von ihrem Golde so viel angeeignet, daß er späterhin ein wahres Schlaraffenleben führen konnte.

Einen nennenswerthen Beitrag zur Kenntnis skandinavischer Literatur lieferte ferner Dr. Fr. Peterson in „Poems and Swedish Translations“ (Buffalo 1883).

Charles Edgar Spencer, der in Sommerset, Ohio, wohnt, gab 1876 seine Jugendgedichte unter dem Titel „Rose, Thyme and Myrtle“ zu Philadelphia heraus. Durch die Publikation derselben wollte er dem Rathe Pope's folgen, sich zeitig durch das Urtheil Sachverständiger über seine wahren Anlagen klar zu werden. Spencer schrieb jene Gedichte im Alter von 15—18 Jahren; sie wurden hervorgerufen durch äußere Vorkommnisse und poetische Lektüre. Das längere Gedicht „Ruth“ behandelt in einfacher, aber würdiger Sprache eine tragisch endende Liebesgeschichte und kann wohl als das relativ beste dieser Sammlung bezeichnet werden. Die gegen die politische Korruption gerichteten satirischen Gedichte stellen der Gesinnung des Verfassers ein günstiges Zeugnis aus.

1878 ließ er ebenfalls in Philadelphia erscheinen „The Viking Guy, Legend of Moxahala, and other Poems“. Die erste dieser poetischen Erzählungen beruht auf einer amerikanischen Sage, die sich an den berühmten, von Bayard Taylor in seinem Werke „Northern Travel“ aus-

führlich beschriebenen Wasserfall Böring Foß knüpft. „Der Viking“ ist eine Verherrlichung des skandinavischen Helden- und Götterlebens. Ulbrick, ein kühner Seefahrer, hatte eine Flotte ausgerüstet um eine Piratenfahrt zu unternehmen. Vor der Abreise erschien ihm jedoch im Traume eine wunderschöne Frau, die ihn durch liebreiches Wesen gefangen nahm und ihn einlud, mit seinen Seeleuten nach dem Böring Foß zu kommen. Infolgedessen verschob er seine Abfahrt und Rolf, der Seher, sprach zu ihm: „Fürchtest du dich auf einmal vor dem Meere und folgst dummen Träumen?“ Doch Ulbrick zieht nach dem Wasserfall und sieht daselbst auch die schöne Traumgestalt wieder; entzückt springt er ihr entgegen, stürzt jedoch von einem Felsen hinab und findet dadurch sein Ende.

„Guy“, das längste dieser epischen Gedichte, handelt von einem edlen Jüngling, der jedoch vom Schicksal so schwer heimgesucht worden war, daß er seinen Glauben an die göttliche Weltordnung verloren hatte. Mißmuthig zieht er sich von der Welt zurück und sucht den so lange entbehrten Frieden im ausschließlichen Umgang mit der Natur. Natürlich hatte er auch unglücklich geliebt; die Frauen verachtete er nun alle, waren sie doch nach seiner Ansicht alle für Geld feil. In seiner Abgeschlossenheit ergeht er sich in äußerst langweiligen Grübeleien über das Räthsel der Welt, verfällt in Wahnsinn und glaubt schließlich, er sei gestorben. Er wird auch wirklich todtkrank und sein Diener findet Gelegenheit, die frühere Geliebte seines Herrn davon zu benachrichtigen. Dieselbe eilt schleunigst herbei und pflegt ihn sorgfältig, worauf Genesung und Versöhnung folgen. Dieses Gedicht leidet

an einer furchtbaren Breite und es wird wohl wenig Leser geben, die sich dazu verstehen, es mehr als einmal zu lesen.

Die „Legende vom Moxahala“ ist ebenfalls ohne Feuer und Kraft, trotzdem auch dieser Stoff bei angemessener Behandlung ein dankbarer gewesen wäre. Er behandelt die von Schawanesen an einer Pionierfamilie verübten Gräuelthaten und es fordert mehr als eine Hiobsgeduld, sie zu Ende zu lesen. Um epische Gedichte schreiben zu können gehen Spencer offenbar die nöthigen Eigenschaften ab; besser gelingt ihm hin und wieder ein Naturbild und als eines derselben erwähnen wir seine „Hymne an den Ocean“, die sich wirklich durch erhabene Gedanken und wohl gefeilte Sprache auszeichnet.

William Baxter, dessen „Poems“ 1852 in Cambridge erschienen, lebt seit geraumer Zeit als Prediger der Campbelliten zu New Lisbon in Ohio. Er stammt aus Leeds in England und kam in seinem achten Jahre (1828) nach Amerika. Er widmete sich dem Studium der Theologie und bediente mehrere Gemeinden in verschiedenen Städten als Prediger. Mehrere seiner religiösen Lieder haben in zahlreichen Gesangbüchern Aufnahme gefunden und ist besonders das Gedicht „Let me go“ in kirchlichen Kreisen sehr populär geworden.

Das erste Gedicht der uns vorliegenden Sammlung „The Mysterious Music“ betitelt, behandelt eine am mexikanischen Meerbusen spielende Sage, welche den in den Buchten von Pascapoula und Biboxi nächtlich ertönenden geheimnisvollen Gesang, der die dortigen Kreolen jedesmal in große Furcht versetzt, zu erklären sucht.

Altama, ein Krieger der Biboxes, wirbt um die Hand einer schönen Häuptlingstochter; als jedoch die Hochzeit gefeiert werden sollte, erschienen plötzlich die wilden Pascapoulas und begannen ihr blutiges Werk. Die sich in der Minderheit befindlichen Biboxes wurden nach tapferem Widerstande umzingelt und bis auf fünfzig niedergemacht. Da dieselben einsahen, daß jede Aussicht auf Rettung vergeblich war und sie doch auch nicht ihre Skalpe in der Hand der Feinde lassen wollten, so beschlossen sie, den Tod in den Wellen zu suchen. Altama führte sie hinein und seit jener Zeit singen die Wogen nächtlich das Requiem auf die tapferen Toten. Baxter hat diese Legende in einfacher, wirkungsvoller Sprache wiedergegeben, und kann ihm überhaupt in keinem seiner Gedichte die geringste Effekthascherei vorgeworfen werden. Er ist ein großer Freund der Natur und ihrer stillen Freuden; aufregende Scenen sind nicht seine Passion. Wo sich nur irgendwie eine Gelegenheit bietet, singt er ein Loblied auf die Frauen. Einige diesem Bande beigegebene Uebersetzungen aus dem Deutschen sind mit anerkennenswerther Sorgfalt gearbeitet.

Der seit geraumer Zeit in Cleveland lebende Dichter Harvey Rice stammt aus einem der Neuengland-Staaten. In seinen „Select Poems“ (Boston 1878) zeigt er sich als ächter Amerikaner, der in dem fleißigen, furchtlosen, energischen und vorwärtsstrebenden Arbeiter den eigentlichen Helden der Gegenwart und Zukunft sieht. Rice ist ein treuer Freund der Aufklärung und des Fortschrittes und Amerika ist ihm das einzige Land, das dazu bestimmt sei, die Ideale der Menschheit zu realisiren. Alles, was

er schreibt, ist von einer gesunden, männlichen Gesinnung durchdrungen; manches, das er vorbringt, hätte sich übrigens viel besser und deutlicher in Prosa ausdrücken lassen. Wir besitzen von ihm außerdem noch „Nature and Culture“, einen 1875 zu Boston erschienenen Band, der Essays über die Natur, die Frau und ihre Sphäre und ähnliche Themen enthält.



Dichter und Dichterinnen der Gegenwart.

III.

O. C. Auringer („The Voices of a Shell", New-York 1878) ist ein gewaltiger Sänger des Weltmeeres. Seine Bilder sind kühn, wirkungsvoll und großartig, aber nicht immer mit gleichem Glücke gewählt. Hier weht echte Seeluft; da hört man das Brüllen der Wellen, das Kommando des Kapitäns, und die Gesänge der Matrosen. Der Ocean ist ihm das Bild der ewigen Jugend; die feste Erde ist nur ein zur Verwesung bestimmter Leichnam, der vom Ocean verächtlich angespieen wird. Da man am Strande mehr Noth, Elend und Unglück sieht und mehr Lügen hört als auf der See, so hat sich unser Dichter letztere zur Geliebten erkoren und singt:

„My bride no mortal maid shall be,
I 'll wed alone the sea! the sea!
Though treacherous her breast may seem,
It holds a wild and thrilling dream,
It holds a glorious mystery —
A sweet and new eternity."

Auringer's neueste Gedichtsammlung „Scythe and Sword" (Boston 1887) verdient weniger Lob.

Der in Sterling, N.-J., lebende Arzt George Mc Knight, hat seine Ansichten über Leben und Religion unter dem Titel „Firm Ground“ 1877 in seiner Vaterstadt veröffentlicht. Dies Werk besteht aus meistentheils trockenen Sonetten, die aber bei den Verehrern der biblischen Moral liebevolle Aufnahme fanden, so daß sich der Verfasser bald veranlaßt sah, in New-York eine zweite Auflage seines Buches erscheinen zu lassen.

Unter dem bescheidenen Titel „Lines in the Sand“ hat der talentvolle Richard E. Day seine Gedichte in Syracuse erscheinen lassen. Day ist ein ächter, tief fühlender und formgewandter Lyriker, mit herrlichen Originalgedanken; sein Gedicht „Niagara“ ist nach unserer Ansicht das Beste von den vielen, welche dasselbe Thema behandeln. In seinem lyrischen Drama „Thor“ springt er mit den teutonischen Mythen etwas frei um, sucht aber stets die humaneren Elemente derselben hervorzuheben. Seine „Lyrics and Satires“ (Syracuse 1883) enthalten einige gelungene Lieder und Sonette; seine Satyren aber sind viel zu zahm. Day's neuestes Werk ist „Poems“ (New-York 1888).

Von Latham C. Strong (gestorben 1880 zu Tarrytown, N. Y.), besitzen wir „Castle Windows“ (Troy 1876), „Poke O'Moonshine“ (New-York 1878) und „Midsummer Dreams“ (New-York 1879). In den Gedichten der erstgenannten Sammlung herrscht eine mittelalterliche Stimmung vor:

„All in the rhyme
Of an ancient time,
That was full of mirth and minstrelsy.“

Strong schwärmt auffallend stark für Feudalzustände und den amerikanischen Süden; die Eintheilung der Menschen in Herren und Knechte ist sein Ideal, das sich allerdings inmitten der demokratischen Verhältnisse der Union gar sonderbar ausnimmt. Sein erzählendes Gedicht „Poke O'Moonshine" spielt im La Moille Thale und behandelt eine Episode aus dem französisch-indianischen Kriege. Der von ihm gewählte Stoff ist äußerst dankbar; doch hat der Verfasser die Handlung zu sehr hinter die Beschreibung der reizenden Landschaften und zahlreichen Nebendinge zurücktreten lassen. In seinen „Mitsommerträumen" weht Grabesluft, und die Ahnung seines baldigen Todes hatte ihn nicht getäuscht.

Alfred B. Street, gestorben in seinem 70. Lebensjahre am 3. Juni 1881 zu Albany, war ein würdiger Nachfolger Wordsworth's, und seine Gedichte (2 Bände, Boston 1867), sowie seine Prosaschriften „Woods and Waters" und „Racquette" werden für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der amerikanischen Literatur behaupten. Street ist ein ächter Amerikaner, der die Natur und Freiheit liebt; sein „Gray Forest Eagle" ist das Sinnbild der Union. Sein Gedicht „Nature" ist eine phantasiereiche Paraphrase der biblischen Schöpfungsgeschichte. In der Natur sieht er die edelste Freundin und liebevollste Trösterin der Menschen. Als Verehrer der Natur aber ist er zugleich auch Freund der Naturvölker und der Indianer; der alle Hindernisse beseitigende, in die unwirthlichsten Gegenden muthig vordringende Pionier wird von ihm mit Vorliebe verherrlicht. Eine gewisse Monotonie läßt sich übrigens den Erzeugnissen der Street'schen Muße nicht absprechen; die meisten lassen den Leser kalt und

die beständige Wiederholung desselben Themas und derselben Gedanken wirken ermüdend. Aber Street spricht stets aus dem Innersten seiner Seele; nichts Gekünsteltes und Geheucheltes ist in seinen Gedichten. Er zeigt uns den Schmuck der Natur zu allen Jahreszeiten und freut sich, uns damit einen Dienst zu leisten; in seinen Pionieren hält er der Jugend einen Spiegel vor und fordert sie eindringlich zur Arbeit und Ausdauer auf. Seine leidenschaftliche Verehrung der Natur ist übrigens weit vom Pantheismus entfernt; denn Street ist ein religiöses Gemüth, das niemals den Schöpfer über der Schöpfung vergißt. Als begeisterter Patriot feiert er natürlich auch die Siege der Bundesarmee während des großen Bürgerkrieges; auch widmet er dem unglücklichen Lincoln ergreifende Stanzen.

John Savage, ein im Jahre 1888 in Amerika verstorbener Irländer, der sein Vaterland aus politischen Gründen verlassen mußte, ließ 1870 seine gesammelten Gedichte unter dem Titel: „Poems Lyrical, Dramatic and Romantic“ in New-York erscheinen. Er verleugnet seine Vorliebe für seine Heimat nirgends, ohne übrigens dadurch Amerika seine Sympathie und Achtung zu versagen. Savage ist Meister der Sprache; ernst und männlich tritt er auf und predigt in feurigen Worten Freiheit und Unabhängigkeit. In dem schwungvollen Liede „The Master of the North“, ergreift er die Partei der Nordstaaten und fordert jeden waffenfähigen Jüngling auf, die Fahne der Väter gegen die Sonderbundsgelüste der Sklavenbarone zu vertheidigen. Wo die Freiheit in Gefahr ist, da erschallt auch sein Ruf zum Streite. Von seinen

Liedern ist hauptsächlich das Neujahrsgedicht „The Dead Year“ sehr populär geworden; dasselbe ist allerdings ein lyrisches Kabinetsstück, das leider nur zu sehr mit Metaphern und Vergleichen überladen ist. Savage buhlt nirgends um den Beifall der Masse;

„The Poet's recompense is in being a poet;
The most Earth can do is not let him starve.“

Sein mehrfach mit Erfolg aufgeführtes Drama „Sybil“ behandelt ein Thema, das von William Gilmore Simms und Charles Fenno Hoffmann und anderen Romanschreibern novellistisch ausgebeutet worden ist. Es spielt in Kentucky und läßt uns einen tiefen Blick in die Korruption der politischen Führer dieses Staates thun. Die sich im Pistolenschießen übende Heldin ist, wie ihr Monolog verräth, durch bittere Erfahrungen zu einer Misanthropin geworden. Der in sie verliebte Clifton schwört, sie an ihrem Feinde zu rächen, worauf sie ihm die Hand zum Ehebunde reicht. Der Karakter ihres früheren Verführers, der ein politischer Freund Clifton's ist und diesen sogar nach seiner Verheiratung besucht, ist außerordentlich trefflich gezeichnet und erfordert zur Darstellung einen tüchtigen Intriguanten; ebenso ist die Rolle der Sybille auf Effekt berechnet und selbst eine mittelmäßige Schauspielerin vermag damit Erfolge zu erzielen. Der amerikanischen Bühne mit ihrem sogenannten Starsystem ist dieses Drama sicherlich eine willkommene Schöpfung.

Das erzählende Gedicht „Eva“ ist reich an lieblichen Schilderungen. Man lese z. B. die drei ersten, den Anbruch des Abends schildernde Verse:

„The evening sun was setting fair
Beneath a sky of blue,
And nature's charms on earth, in air,
Were fading into dew:

The sun's broad beams athwart did lie
The crimson-mantled West,
As a golden Cross of Chivalry
Charge on a purple vest:

The evening star, with tender freight
Of charitable mirth,
Did seem to cheer and gratulate
The day-tired sons of earth."

Savage führt uns hier in seine alte Heimat und zeigt uns im „Drosselthale", dem durch Ossian's Gesänge berühmten Glannismole, einen Jüngling, der Harfe und Schwert zu handhaben versteht und dessen Mädchen. Wie sie sich auf einem öden Kirchhofe ihre Liebe gestehen, öffnen sich auf einmal die Gräber, die Todten treten hervor und beginnen ihren nächtlichen Reigen, in dem sie später durch die Elfen abgelöst werden. Eva wird ihm entrissen und in eine Fee verwandelt; er stirbt darauf vor Kummer. Obgleich dieses an störenden irländischen Ausdrücken reiche Gedicht unserem heutigen Geschmacke diametral zuwiderläuft, so macht es doch einen gewaltigen Eindruck auf den Leser; wäre es zur Zeit des „Ossian" oder „Werther" erschienen, so hätte es sich sicherlich die gesammte gebildete Leserwelt erobert. Savage, der auch den Text eines illustrirten Prachtwerkes über Irland schrieb, bekleidete längere Zeit eine Professur an dem Jesuitenkollege zu Fordham in New-York.

Der dem Priesterstande angehörende irländische Dichter Thomas Ambrose Butler ist Verfasser des Bandes „The Irish on the Prairies, and other Poems" (New-York 1874). Währenddem er in seiner, vom Schneesturme umtobten Blockhütte einer westlichen Prairie sitzt, singt er ein Loblied auf Erin und läßt seinem Zorne gegen England freien Lauf. Die Irländer, sagt er, sind die Söhne der Freiheit und die Vertheidiger des Christenthums. Amerika preist er hoch; es ist ihm das Land, das auf Kosten des armen Volkes keine Tyrannenpaläste erbaut, sondern in dem Jeder auf eigener Scholle die Freiheit genießen kann. Nur ertönt leider noch keine Glocke, die Jung und Alt zur Kirche ruft; kein Heiligenbild wird verehrt und keine Messe gelesen. Keine Grabsteine zeugen von geweihtem Boden und das aus ungehobelten Brettern errichtete Gotteshäuschen befindet sich leider von den meisten Ansiedlerhütten zu weit entfernt. Nach der Ansicht des Bischofs J. L. Spalding („The Religious Mission of the Irish People", New-York 1880) besteht nämlich die moralische Aufgabe der Irländer darin, das katholische Salz der Erde, besonders aber Amerika's zu werden; wäre Irland nicht, sagt er mit vollem Rechte, so hätte der Katholizismus weder in England, noch in Amerika Fortschritte gemacht. In ihrer nationalen Trübsal ist ihnen die Religion die einzig zuverlässige Stütze und feste Burg; ob sie aber ihre Misere nicht mitverschuldet hat, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht hierher gehört.

Charles De Kay, vom editoriellen Stab der New-Yorker „Times", ist ein noch junger, aber talentvoller und viel versprechender Dichter. Sein Erstlingswerk

„Hesperus and other Poems" (1880) fand mit Recht eine günstige Aufnahme, ohne gerade populär geworden zu sein. Es enthält einige schwungvolle und formgewandte Lieder, unter denen der reizende und schalkhafte „Song for Winter" besondere Erwähnung verdient. Seine zahlreichen Bilder der Jahreszeiten mit ihren Freuden und Leiden, sowie seine Balladen verrathen eine edle Gesinnung und ein tiefes Gemüth.

Die „Love Poems of Louis Barnaval" (1883) sind Lieder eines leicht erregbaren Herzens, das sich seiner unlauteren Regung bewußt ist, dieselbe aber nicht zu überwinden vermag. Daß diese Gedichte von einem aus Louisiana stammenden Kreolen, namens Louis Barnaval, stammen sollen, ist nur eine Mystifikation De Kay's.

Charles De Kay gehört, wenn wir den Hauptkarakter seiner Schöpfungen in's Auge fassen, zur englischen Dichterschule der Gegenwart; theils infolge der Wahl seiner Themen, theils infolge seiner Vorliebe für die Ausmalung sinnlicher Schönheit, können wir ihn mit Morris und Swinburne zusammenstellen; seine saloppe Behandlung der Sprache erinnert hingegen an Browning. Sein didaktisches Epos „The Vision of Nimrod" ist eine wunderbare exotische Schöpfung, in welcher er den Kampf zwischen Herz und Verstand besiegt. Der Schatten Nimrod's erzählt seine Geschichte von der Gründung Babylons bis zu seiner leidenschaftlichen Liebe zur Sonnenpriesterin Esther. Das sinnliche Element tritt stets stark hervor; die Sprache ist kräftig und kühn, manchmal aber auch rauh und herbe. In der „Vision of Esther" hat er dies Thema fortgesetzt; ein das Werk abschließender Band steht noch zu erwarten.

Trotzdem in dieser groß angelegten, an mystischen Stellen reichen Dichtung Alles in orientalischer Verkleidung auftritt und der Schauplatz in das stagnirende Morgenland verlegt ist, so sind darin doch Fragen behandelt, welche auf die Gegenwart und unsere Verhältnisse Bezug haben. De Kay ist ein Anhänger Darwin's und Spencer's, zugleich aber besitzt er auch den idealistisch-mystischen Anstrich Emerson's. Die noch ungeschriebene, oder wenigstens noch nicht veröffentlichte Schlußabtheilung „The Vision of Abram“, soll sich hauptsächlich mit dem amerikanischen Rassenstreit beschäftigen. Trotz vielfacher Schönheiten treten uns diese „Visionen“ doch etwas zu fremd gegenüber und die darin geschilderten Personen erschienen uns stets als Nebelgestalten oder als in den Umrissen verschwommene Träger abstrakter Ideen.

Frau Mary Mapes Dodge, die umsichtsvolle Redactrice der New-Yorker Jugendschrift „St. Nicholas“, hat sich durch ihr reich illustrirtes Werk „Rhymes and Jingles“ (New-York 1874) bei der Kinderwelt sehr beliebt gemacht. Es enthält dasselbe originelle, theilweise sarkastische Kinderreime im Stile der „Mother Goose's Melodies“; manches darin ist auch albern und dem kindlichen Gemüthe schädlich; der viele sinnlose Klingklang ist zu gekünstelt, um das Herz des Kindes dauernd zu erobern. Eine Modernisation alter Kinderreime ist stets etwas Gewagtes und schließlich nicht Jedermann's Sache; die Umdichtung derselben sollte man am besten den ursprünglichen Verfassern, nämlich den Kindern selber, überlassen.

Dodge's Prosaerzählung „Hans Brinker, or the Silver Skates“ liefert ein naturgetreues Bild des Lebens der Kinder in Holland und gibt gelegentlich auch Aufschlüsse

über holländische Geschichte und Sitten. Manches in dieser Erzählung ist zur Füllung einer bestimmten Seitenzahl an den Haaren herbeigezogen und unverhältnismäßig lang ausgedehnt worden; zum Schlusse löst sich alles in Wohlgefallen auf. Trotz dieser hier kurz angedeuteten Mängel ist diese Erzählung doch sehr populär und auch in das Holländische übersetzt worden. Dodge's „Theophilus and Others“ (New-York 1876) enthält humorvolle Skizzen aus dem täglichen Leben der Amerikaner und geißelt die Schwäche ihrer Landsleute, wie z. B. in den Kapiteln „Insanity of Cain“ und „Shoddy“ mitunter unbarmherzig. Im letztgenannten Artikel, der ursprünglich im „Cornhill Magazine“ erschien, sagt sie den Amerikanern, die während des letzten Krieges durch allerlei unsaubere Transaktionen reich zu werden versuchten, um späterhin im Auslande fürstlich zu leben, resp. ihr Vaterland zu mißrepräsentiren, bittere aber gerechte Wahrheiten. Das Geschlecht der Shoddies ist ein Gewächs dieses Krieges; man versteht darunter hauptsächlich solche gewissenlose Kaufleute, welche durch Betrug bei Armeelieferungen in kurzer Zeit steinreich wurden, und denen in Amerika nichts mehr gut genug war, so daß sie also in den aristokratischen Kreisen Europas, besonders Englands und Frankreichs, Zuflucht suchten und häufig auch fanden. In ihrer zweiten Gedichtsammlung „Along the Way“ (New-York 1879) tritt sie sehr anspruchslos auf; sie besingt die Natur in einfacher Sprache und wo es angeht, da erhebt sie ihre Stimme zur Förderung der Jugend.

William Allen Butler, ein New-Yorker Advokat, ist hauptsächlich durch sein humoristisch-satyrisches Gedicht

„Nothing to wear“ allgemein bekannt geworden. Seine gesammelten „Poems“ erschienen 1871 in Boston. Das erste Gedicht darin ist „Virginia's Virgin“ betitelt und behandelt im alten Reimkronikstile die Geschichte von Pocahontas und John Smith — ein Lieblingsthema der Amerikaner, das auch von Frau Sigourney und W. W. Moseby poetisch breit getreten worden ist. In dem oben erwähnten Gedicht „Nichts anzuziehen“ verspottet Butler die Narrheiten der Kleidermode; das beste dieser Sammlung sind jedoch unstreitig die gelungenen Uebertragungen deutscher Gedichte, in denen hauptsächlich Uhland stark vertreten ist.

Wie sich für die populären Lieder: „Rock me to sleep“, „My Life is like the Summer Rose“ und „All quiet along the Potomac“ mehrere Verfasser gemeldet, so hat sich auch ein Dutzend zur Verfasserschaft des Liedes „Beautiful Snow“ bekannt, doch scheint es nun ziemlich sicher zu sein, daß dasselbe von J. W. Watson (Beautiful Snow, and other Poems“ Philadelphia 1869) herrührt. Anfangs glaubte man allgemein, dasselbe entstamme der Feder einer Prostituirten, die in einem Hospitale zu Cincinnati starb und in deren hinterlassenen Papieren sich dieses Gedicht vorfand. Man erzählt von dem Dichter Thomas Buchanan Read, er sei von demselben so entzückt gewesen, daß er dem Sarge der Unbekannten nach dem Kirchhofe folgte. Die Deutsch-Amerikanischen Dichter F. A. Zündt („Lyrische und dramatische Dichtungen“ St. Louis 1871) und Dr. Julius Bruck („Bunte Blüthen. Scherz und Ernst in Versen“. New-York 1880) haben Uebersetzungen dieses Gedichtes, welches von dem englischen

„Spectator“ für das schönste amerikanische Lied erklärt wurde, geliefert und in Anmerkungen aus Sachunkenntnis die alte Tradition betreffs der Urheberschaft wieder aufgewärmt. Watson giebt jedoch darüber in der zweiten Ausgabe (1871) seiner Gedichte zuverlässigen Aufschluß und erklärt und beweist, daß er dasselbe im Jahre 1858 geschrieben und zuerst in „Harper's Weekly“ veröffentlicht hat. Seine übrigen Gedichte, obgleich sie sich alle gegen „Beautiful Snow“ sehr armselig ausnehmen, zeigen wenigstens, daß er Talent besitzt und im günstigen Augenblick sehr Gediegenes zu schaffen vermag, wohingegen sich die andern „Verfasser“ seit der Publikation jenes Gedichtes mundtodt verhalten haben. Watson's Balladen sind volksthümlich; sie sind darauf berechnet, Mitleid für die Armen und Elenden zu erwecken, auch wenn diese ihr Unglück selber verschuldet haben. Seine Gedichtsammlung „The Outcast and other Poems“ (Philadelphia 1872) enthält vieles Werthlose. Ehe wir nun von Watson Abschied nehmen, sei es uns vergönnt, sein Hauptgedicht in der gelungenen, von Eduard Dorsch verfaßten Uebersetzung mitzutheilen.

O, der Schnee, der prächtige Schnee,
Füllend die Tiefe und füllend die Höh',
Ueber die Straß' und die Dächer voll Ruß,
Ueber die Menschen mit eiligem Gruß
Tanzend,
Spielend,
Lachend dahin!
Prächtiger Schnee! Was kommt dir in Sinn!
Küssest, du Loser, die Wange so zart,
Hängst dich an Lippen, die purpurn gepaart —
Prächtiger Schnee, du der Unschuld Bild,
Rein wie ein Engel, wie Liebe so mild!

O der Schnee, der prächtige Schnee,
Bauend von Flocken Gebirge und See,
Plötzlich von rasender Lust erfaßt
Spielt er mit Jedem in fröhlicher Hast.
Jagend,
Lachend,
Eilend vorbei!
Selbst die Hunde mit jauchzendem Schrei
Schnappen im Spiel nach dem flücht'gen Krystall;
Fröhlichkeit wecket die Menschen all',
Traurige Herzen vergessen ihr Weh,
Willkommen zu rufen dem prächtigen Schnee.

Drängend in Haufen die Straßen entlang,
Grüßen sich Alle mit Sang und mit Klang,
Ha! meteorgleich, glänzend und hell,
Zeigen sich Schlitten, und schwinden auch schnell!
Klingend,
Schwingend,
Zieh'n sie ihr Gleis
Ueber die knirschende Kruste von Eis.

Rein war der Schnee! als vom Himmel er fiel,
Ist nun dem Koth und der Menge ein Spiel,
Tausend von Füßen zertreten ihn jetzt,
Bis ihn der Schmutz in der Straße zersetzt.

Einst war ich rein wie der Schnee — doch ich fiel,
Fiel wie die Flocken zum nämlichen Ziel;
Fiel, um zertreten zu werden im Koth,
Höhnisch bespieen in endloser Noth;
Betend,
Fluchend,
Fürchtend den Tod.
Ach! ich verkaufte die Seele um Brod,
Handelnd mit Schande — Wer will? Wer mag
Fürchtend die Nacht und hassend den Tag.
Gütiger Gott! nicht träumt ich dies je —
War ich doch einst wie der prächtige Schnee!

Einst war ich schön wie der prächtige Schnee,
Rein wie die Flocken und schlank wie ein Reh;
Funkelnden Auges und hoher Gestalt,
Suchten mich, schmeichelten Alle mir bald.
Vater,
Mutter,
Schwester, sie all',
Gott und mich selbst verlor mir mein Fall;
Geh' ich am Niedrigsten fröstelnd vorbei,
Weicht er abseits, daß zu nah' ich nicht sei;
Alles um mich ist, wohin ich nur seh',
Reiner als ich, der zertretene Schnee.

Wie sonderbar ist's, daß der prächtige Schnee,
Nicht flieht vor der Sünderin dachlosen Näh'!
Wie sonderbar ist's, daß die kommende Nacht
Die brennende Stirn mir zu kühlen bedacht!
Frierend,
Zuckend,
Sterbend allein,
Zu schlicht, um zu beten, zu schwach, um zu schrei'n,
Von Niemand gehört im Gewühle der Stadt.
Nur tröstet die Seele, so todesmatt,
Zu leben und sterben in schrecklichem Weh
Im Bett und im Grabtuch vom prächtigen Schnee.

Der eine fabelhafte Thätigkeit entfaltende, unter dem Namen „Gath" schreibende New-Yorker Journalist, George Alfred Townsend hat in seinen zwei Bänden „Tales of the Chesapeake" (New-York 1880) eine Anzahl Humoresken in gebundener und ungebundener Sprache veröffentlicht und sich damit als glücklicher Rivale Bret Harte's erwiesen. Die rauhen Karaktere Marylands, die er uns vorführt, gleichen den Bret Harte'schen Goldgräbern auf ein Haar und bergen wie diese auch einen edlen Kern. Sie sind getreu nach dem Leben gezeichnet.

Und wie Bret Harte in seiner Novelle „The Luck of Roaring Camp“ die Macht eines unschuldigen und verlassenen Kindes auf den Ausbund der Menschheit schildert, so zeigt auch Townsend in „King of Chincotoague“, daß ein reines Kinderherz selbst das härteste Gemüth zu edlen Neigungen und Thaten beseelen kann.

Townsend wurde 1841 zu Georgetown in Delaware geboren und genoß seine Ausbildung hauptsächlich in den öffentlichen Schulen Philadelphia's. Schon 1859 widmete er sich der Journalistik und übernahm die Redaktion des „Philadelphia Inquirer“. Als Specialkorrespondent des „New York Herald“ begleitete er eine Zeitlang während des amerikanischen Bürgerkrieges die Unionsarmee, bis er durch Krankheit gezwungen wurde, die Feder nieder zu legen. 1865 zog er jedoch abermals als Korrespondent der „New York World“ in's Feld und seine Berichte erregten damals ungeheueres Aufsehen. Mehrere seiner in der Kriegszeit veröffentlichten Artikel gab er späterhin in Buchform heraus. Eins seiner neuesten Werke ist das Drama „President Cromwell“ (New-York 1884), in dem er den Lord-Protektor gegen seine englischen Ankläger kräftig in Schutz nimmt und hauptsächlich die Eigenschaften hervorkehrt, die ihn jedem Amerikaner theuer machen.

William Winter, der geistreiche New-Yorker Kunstkritiker und Herausgeber der Booth'schen „Prompt-Books“, gab seine Gedichte ursprünglich unter dem Titel „My Witness“ (Boston 1871) heraus; die späteren Auflagen aber führen den Titel „Thistledown“. Winters Lyrik hat einen didaktischen Charakter; zuweilen nimmt sie auch eine pessimistische Richtung, die sich hauptsächlich in seinem Ueberdruß am Leben zeigt. In seinem Werkchen „The

Trip to England“ zeigt er sich als Meister eines eleganten Stiles, ebenso auch in seinem Buche über den englischen Schauspieler Henry Irving (New-York 1884). Seinem früh verstorbenen Freunde und journalistischen Leidensgenossen George Arnold setzte er dadurch ein Denkmal, daß er dessen „Poems“ sammelte und mit einer biographischen Skizze 1871 in Boston herausgab. Arnold's Gedichte sind unstreitig in großer Hast geschrieben; aber aus allen spricht eine treuherzige Natur, so daß man den Verfasser trotz seiner oft sehr seichten und von ihm sicherlich nicht überschätzten Verse lieb gewinnen muß.

R. H. Newell, der unter dem Pseudonym „Orpheus C. Kerr“, was nach seiner Ansicht „Officeseeker“ (Aemterjäger) auszusprechen ist, seine „Versatilities“ 1871 in Boston herausgab, ist ein Patriot vom reinsten Wasser, dessen humoristische Gedichte früher einmal sehr populär waren, jetzt aber beinahe in gänzliche Vergessenheit gerathen sind. Sie enthalten allerdings viel läppisches und abgeschmacktes Zeug; seine Geißelungen der Gebrechen unseres sozialen Lebens aber sollten im Interesse des Fortschrittes und der Humanität nicht ignorirt werden.

H. Hamilton Myers ist der Verfasser von „Ensemore, and other Poems“ (New-York 1875). Das aus vier Gesängen bestehende Hauptgedicht spielt im Mohawkthale und enthält eine Geschichte aus den alten Indianerzeiten. Dem Gedichte, welches das Suchen nach der Verjüngungsquelle durch Ponce de Leon schildert, gibt er gleichsam einen religiösen Abschluß, indem er sagt, daß der Weg nach der ersehnten Stätte durch das Grab führe. Die in diesem Werke enthaltenen Gelegenheitsgedichte sind ohne jeden poetischen Werth.

Von Robert K. Weeks (1840—76) liegen drei Bände vor, nämlich „Poems" (New-York 1866), „Episodes and Lyric Pieces" (ebendas. 1870) und „Twenty Poems" (ebendas. 1870). In seinem Erstlingswerke besingt er Sonnen- und Mondenschein und ähnliches, aber durchaus nicht in der gewöhnlichen Weise; Weeks ist ein denkender Dichter, dem vielleicht ein körperliches Leiden gelegentlich pessimistische Klänge auspreßte. Das erzählende Gedicht „Sir Gawaine's Love" beruht auf einer in Parey's „Reliques" enthaltenen Ballade. „Andromeda's Escape", ein Gedicht in dramatischer Form, das den größten Theil seines letzten Werkes einnimmt, läßt kalt und dasselbe gilt von seinen meisten anderen Behandlungen alter, romantischer Stoffe.

Der 1885 in seinem 82. Lebensjahre zu Scituate in Massachusetts verstorbene Jurist George Lunt hat uns vier Bändchen Gedichte, nämlich „Poems" (New-York 1839), „Lyric Poems" (Boston 1854), „The Age of Gold and other Poems" (Boston 1843), und nochmals „Poems" (Boston 1884), hinterlassen. Lunt, der ein eifriges Mitglied der Episkopalkirche war, zeigt in dem Gedicht „Life", daß das Christenthum zur Erhebung der Menschheit aus unfreien, barbarischen Zuständen eine absolute Nothwendigkeit war und daß überhaupt die Religion als die wahre Verjüngungsquelle anzusehen und zu verehren sei. In „Age of Gold" klagt er über die materialistische Richtung der Zeit und ergeht sich dabei in Klagen, die so alt sind, wie das menschliche Geschlecht. Seine Lieder sind die Ergüsse eines ruhigen Herzens, das Demuth, Wahrheit und Freiheit zu seinen Göttinnen gemacht hat. Lunt schrieb außerdem die Prosawerke „Three Eras of New England" (Boston 1857) und „Old New England Traits"

(New-York 1873), in welch' letzterem er anziehende Plaudereien über Literatur, Geschichte und die politischen, socialen und kirchlichen Verhältnisse der Neuengländer vergangener Tage bringt.

Der zu Cambridge bei Boston lebenden Dichterin Charlotte F. Bates verdanken wir außer der Herausgabe einer großen Anthologie englischer und amerikanischer Dichtungen das Bändchen „Risk, and other Poems" (Boston 1879). Nur wenige der darin enthaltenen Lieder kann man als gelungen bezeichnen; dasselbe gilt auch von Albert Laighton's „Poems" (Boston 1878). Laighton predigt die Genügsamkeit; hat er keine irdischen Schätze, so bleibt ihm die Natur mit ihrer Sonne, dem Schatten der Wälder und dem Dufte der Blumen und dies ist ein Reichthum, den ihm Niemand rauben kann. Seine Gedichte bilden also ein Seitenstück zu Uhland's „Lied eines Armen".

Henry Sylvester Cornwell („The Land of Dreams and other Poems" New-London, Conn. 1878) ist unstreitig der talentvollste Nachahmer Bryant's, den die amerikanische Literatur bis jetzt hervorgebracht hat. Cornwell ist ein Mann von klassischer Bildung und ein feinfühlender Beobachter des Lebens und der Natur. Wie der unter dem Einflusse Gautier's und Beaudelair's stehende Fawcett ungewohnte und nach unserer bisherigen Anschauung unpoetische Dinge besingt, so weiß auch Cornwell Frösche, Eulen, Bienen, Moskitos, Heuschrecken und ähnliche kriechende und fliegende Geschöpfe zu verherrlichen und zwar viel ungezwungener und humorvoller, als sein New-Yorker Kollege.

William Brunton („Daisies“ Boston 1879) besingt der ersten Liebe goldene Zeit in tadelloser Form, die man aber nicht als Ersatz für seine Gedankenarmuth gelten lassen kann.

Der zu Brighton in Massachusetts lebende Arzt M. F. Bridgman („Mosses“, Boston 1877. „Under the Pine“ 1885) ist ein erbitterter Gegner des „jingle of words at the end of the lines“, wie Cotton Mather den Reim definirt und hat daher seinen Erzeugnissen diese Zierde versagt. Man könnte dieses schon im Nothfalle hingehen lassen und sich mit der Manier des Dichters versöhnen, wenn er uns nur, was nämlich nicht der Fall ist, durch gehaltreiche Leistungen entschädigte.

Samuel C. Moore's „Historical Poems“ (Portland, Me., 1879) behandeln zur Erweckung vaterländischen Gefühls Episoden aus der Geschichte Amerika's. Der Verfasser hat sich darin eine Aufgabe gestellt, die nur ein Dichter ersten Ranges zur Zufriedenheit ausführen kann und da er dies nicht, sondern nur ein an Selbstüberschätzung krankender Reimschmied ist, so hätte er seine Zeit sicherlich besser anderen Zwecken zugewendet. — In dem illustrirten Werkchen „Leedle Jawcob Strauss, and other Poems“ (Boston 1878) sucht der Bostoner Kaufmann Charles F. Adams hauptsächlich die Deutsch-Amerikaner zu persifliren und sie besonders als unverwüstliche Bier- und Sauerkrautvertilger hinzustellen; wußte doch auch selbst eine Mitte dieses Jahrhunderts in Boston erschienene Lesefibel den Buchstaben G nur dadurch anschaulich zu machen, daß sie den Satz brachte: „G is a German, drinking his lager“. Das Hauptgedicht schildert in Hans Breitmann'scher Orthographie einen deutsch-amerikanischen

Jungen, der seinem Vater das Bier umschüttet, Schnupftabak in dessen Sauerkraut wirft und dessen Pfeife mit Limburger Käse füllt. Bekannte alberne Anekdoten, sowie einige Lieder zur Verherrlichung der Temperenz füllen die übrigen Seiten dieses Werkes aus. Daß dasselbe eine große Verbreitung fand und mehrere Auflagen erlebte, erklärt sich aus dem verbissenen Nativismus der Amerikaner, besonders der Neuengländer, die trotz ihrer vorgeblichen Bildung ihren Deutschenhaß noch immer nicht verlernt haben.

Charles G. Eastman, von dessen „Poems" 1880 eine neue Ausgabe (Montpelier, Vt.), veranstaltet wurde, ist niemals in weiteren Kreisen bekannt und von den meisten Literarhistorikern ignorirt worden. Er wurde 1816 zu Fryeburg in Maine geboren und widmete sich frühzeitig der Journalistik. Er war Eigenthümer des „Vermont Patriot", eines demokratischen Organs, das er bis zu seinem 1860 erfolgten Tode redigirte und damit großen Einfluß auf die betreffende politische Partei seines Staates ausübte. Seine Lyrik ist erträglich, doch ist im Allgemeinen zu viel leeres Reimgeklingel darin. Whittier hat ihm einige warme Worte der Anerkennung gewidmet.

Der Advokat H. J. Babcock in Providence, R. J., nennt seine 1879 in seiner Vaterstadt erschienenen Gedichte bescheiden „Trifles"; werthlos aber sind diese, anscheinend nur zum angenehmen Zeitvertreib geschriebenen Kleinigkeiten durchaus nicht.

Frau Zabel Barnes Gustafson ist Verfasserin von „Meg: a Pastoral and other Poems" (Boston 1879). Das Hauptgedicht ist eine Idylle aus dem amerikanischen Bürgerkriege und verherrlicht treue, ausdauernde Liebe. Die

übrigen Nummern, von denen mehrere Scenen aus dem Kinderleben behandeln, zeichnen sich mehr durch edle Gesinnung als durch Reichthum an Gedanken aus. Frau Gustafson ist auch die Veranstalterin einer neuen Ausgabe von Marie G. Brook's romantischem Gedichte „Zophiel" (Boston 1879).

Daniel Augustus Drown („Idyls of the Strawberry Bank" Portsmouth, N.-Y., 1873) ist ein blinder Dichter, der im christlichen Glauben und in der Poesie Trost für sein Unglück gesucht und auch gefunden hat. Er singt süß und freudig wie die Nachtigall, die ihres Augenlichtes beraubt worden ist.

Die „Poems" von Erastus W. Ellsworth (Hartford, 1855, seitdem mehrere neue Auflagen) lassen uns bedauern, daß der Verfasser durch seine industriellen Unternehmungen am poetischen Weiterschaffen verhindert worden ist, denn er ist ein formgewandter und gedankenreicher Dichter, der besonders einige Themen aus der amerikanischen Geschichte, wie z. B. „Putnam's Awakening" musterhaft behandelt hat. Sein Gedicht „A Railroad Lyric" ist kräftig und bekundet eine männliche, dem Fortschritt huldigende Gesinnung.

Der Jugendschriftenfabrikant und Verfasser des bekannten Gedichtes „The Vagabonds", John T. Trowbridge, ist 1827 zu Ogden im Staat New-York geboren und genoß während seiner Jugend nur den mangelhaften Unterricht, welchen eine Dorfschule gewähren konnte. In seinem 19. Jahre ging er nach New-York und widmete sich der Schriftstellerei, bei der er jedoch bald verhungert wäre. In Boston hatte er schon mehr Erfolg und nach-

dem er ein Jahr in Frankreich und Italien zugebracht und seine Kenntnisse vermehrt und jenes Gedicht im „Atlantic Monthly" veröffentlicht hatte, fanden seine Produkte willige und lohnende Abnahme. Gegenwärtig hat er seinen Wohnsitz in Arlington bei Boston aufgeschlagen.

Wir besitzen von ihm drei in Boston erschienene Gedichtsammlungen: „The Vagabonds, and other Poems" (1875), „The Emigrants, and other Poems" (1875), „A Home Idyl, and other Poems" und „The Lost Earl and other Poems" (1888). Das Gedicht, „Die Vagabunden" schildert in manirirter, mit aller Gewalt nach Effekt haschender Sprache einen Hund und dessen Herrn, einen durch das Laster des Trunkes verarmten Italiener Die übrigen Gedichte sind theils humoristischen, theils ethischen Karakters und fast alle ohne besonderen Werth. Sein Gedicht, „Die Erzählung des Emigranten" *) schildert in schrecklichen Hexametern die Erlebnisse einer nach dem fernen Westen gepilgerten Familie und ihre Ansiedlung im Urwald. Trowbridge schwärmt für die vielen Freuden des Landlebens und zeigt sich durch seine Sympathie, die er allen Verlassenen und von der Gesellschaft Ausgestoßenen entgegenbringt, als edler Menschenfreund.

Thomas Buchanan Read (1822—1872), ein aus Pennsylvanien stammender Maler, der seine künstlerische Ausbildung in Italien erhalten hatte, hat mit seinen größeren anspruchsvollen Gedichten wie „The New Pastoral", „The House by the Sea", „The Wagoner of the Alle-

*) Eine Uebersetzung desselben befindet sich in „Amerikanische Gedichte der Neuzeit". Von Karl Knortz. Leipzig, 1883.

ghanies" u. s. w. weniger Anklang gefunden, als mit seinen kleinen, zarten Liedern, die unstreitig den besten lyrischen Schöpfungen Tennyson's gleichstehen.

John G. Saxe, geboren 1816 im Staate Vermont und vor einigen Jahren in New-York gestorben, woselbst er von allem Verkehr abgeschlossen als Sonderling oder Wahnsinniger gelebt hatte, ist vorzugsweise ein humoristischer Dichter, der zwar sehr viele alte, abgedroschene Anekdoten erneuert, aber durch seine, die Gebrechen des sozialen Lebens persiflirenden Gedichte „The Proud Miss McBrid", „The Flying Dutchman", and „The Money King" noch lange im Gedächtnis bleiben wird.

Dr. Josiah Gilbert Holland (1819—1881), der langjährige Redakteur von Scribner's Monthly und als Prosa-Schriftsteller unter dem Namen „Timothy Titcomb" bekannt, ist durch seine von einigen Kritikern über die Maßen gelobte, von anderen hingegen bitter getadelten Gedichte „Bitter-Sweet" (1858) und „Kathrina" (1867) einer der populärsten Dichter Amerika's gewesen. Seine gesammelten, aus 16 Bänden bestehenden Schriften sind im Verlage Scribner & Sons in New-York erschienen.

Thomas Bailey Aldrich, dessen 6 Bände füllende Schriften von Houghton, Mifflin u. A. in Boston veröffentlicht worden sind, ist 1836 zu Portsmouth in New-Hampshire geboren. Seine Lieder, in denen sich französischer Einfluß unschwer erkennen läßt, lassen uns ihn mit Recht zu den besten Lyrikern der Gegenwart zählen; auch in seinen Erzählungen, von denen mehrere wie „The Story of a bad Boy", „Prudence Palfrey" and „The Queen of Sheba" in's Deutsche übersetzt worden sind, tritt überall das lyrische Element in den Vordergrund.

Charles T. Brooks*) (1813—1883), welcher vierzig Jahre lang als Prediger einer Unitarierkirche in Newport auf Rhode Island thätig war, hat sich als Uebersetzer aus dem Deutschen nicht zu unterschätzende Verdienste erworben und durch die meistentheils gelungenen Uebertragungen von Auerbach's Dorfgeschichten, Schefer's Laienbrevier, Jean Pauls Titan, Kortüm's Jobsiade, Rückert's Weisheit des Brahmanen und zahlreicher Lieder sein redliches Scherflein dazu beigetragen, deutscher Literatur in Amerika zur Anerkennung zu verhelfen.

Richard Henry Stoddard, geboren 1825 zu Hingham in Massachusetts und seit geraumer Zeit in New-York als Literat thätig, hat von seinen „Poems" 1885 im Scribner'schen Verlage eine Gesammtausgabe erscheinen lassen. Seine Gedichte sind von ungleichem Werthe; während er in zahlreichen Liedern einen leichten, natürlichen Ton anschlägt, schreitet er in seinen Oden stolz auf hohem Kothurn einher.

Frau Elizabeth C. Kinney, die Verfasserin des Gedichtes „To an Italian Beggar Boy", ist 1810 zu New-York geboren; sie hat sich als Gattin eines amerikanischen Gesandten längere Zeit in Italien aufgehalten und dort auch die Eindrücke zu ihrem romantischen Epos „Felicitas", sowie zu zahlreichen Gedichten, von denen sie 1866 eine Ausgabe in zwei Bänden veröffentlichte, empfangen. Der Dichter und Literarhistoriker Edmund C. Stedman ist, beiläufig gesagt, ihr Sohn aus erster Ehe.

---

*) Siehe „Poems, original and translated" by Charles T. Brooks. With a Memoir of Charles W. Wendte. Selected and edited by W. P. Andrews. Boston 1885.

Frau Anna C. Botta, Gattin des italienischen Professors Vincenzo Botta in New-York, ist mehr durch ihr auf umfassenden Studien bekanntes „Handbook of Universal Literature“, als durch ihr „Poems“ (1848) bekannt geworden.

Der aus Norwegen stammende Hjalmar H. Boyesen, Professor der deutschen Literatur am Columbia College in New-York, hat sich bereits so amerikanisirt, daß man ihm wenigstens was den sicheren Gebrauch der englischen Sprache in Poesie und Prosa anbelangt, seine fremde Abstammung nicht mehr im Geringsten anmerkt. Er ist Verfasser mehrerer Novellen („Gunnar“, „A Norseman's Pilgrimage“ u. s. w.), eines Bändchens Gedichte, sowie eines literarhistorischen Werkes über Goethe und Schiller (New-York 1879).

Benjamin Hathaway, geboren am 22. September 1822 in Cayuga County, Staat New-York, der Verfasser der Gedichtsammlung „Art-Life“ und des indianischen Epos „The League of the Iroquois“, mußte, da sein Vater eine starke Familie zu ernähren und finanzielle Verluste erlitten hatte, von seinem elften Jahre an für sich selber sorgen und war also betreffs seiner geistigen Ausbildung lediglich auf Selbststudium angewiesen. Seine ersten Verse verfaßte er als Küfergeselle im Lärm der Werkstätte und schrieb sie mit Kreide auf Bretter nieder. Sobald er sich aber etwas Geld erarbeitet hatte, kaufte er sich im Innern Michigan's eine Farm und verlegte sich mit Erfolg auf die Baumgärtnerei, sodaß ihm bald mehr Zeit für poetische Beschäftigung blieb. Seine Gedichtsammlung „Art-Life and other Poems“ (2. Auflage

Chicago 1878), hat mit Recht eine günstige Aufnahme gefunden, denn sie enthält einige das Naturleben verherrlichende Nummern, die einem Byrant Ehre gemacht hätten. Hathaway vermeidet jede Aufregung, Leidenschaft und Ueberschwänglichkeit; der religiöse Anstrich, den er seinen Gedichten verleiht, wirkt wohlthuend, denn die von ihm kultivirte Frömmigkeit ist im Grunde nichts anderes als Edelmuth und Humanität. Die Aufgabe der Menschheit besteht nach seiner Ansicht in Lieben und Arbeiten. Seine Naturbilder sind zwar gemüthreich, aber es fehlt den meisten derselben doch das volksthümliche, so recht zum Herzen sprechende Element. Man merkt es diesen Gedichten zu sehr an, daß der Verfasser Jahre lang daran gefeilt und sie somit ihrer ursprünglichen Frische beraubt hat.

Sein Epos „The League of the Iroquois" (Chicago 1882) besingt Hayowentha, den mythischen Helden der Irokesen. Den Stoff schöpfte er aus Morgan's ähnlich betiteltem ethnologischen Werke und flocht gelegentlich einige von Schoolcraft aufgezeichnete Hiawatha-Märchen ein. Auch diesem Werke mangelt die Volksthümlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks, die man mit Recht von einem Epos erwartet, welches die primitiven Zustände einer ursprünglichen Nation schildern soll. Ueberhaupt hat nach dem Erscheinen von Longfellow's „Hiawatha" kein amerikanischer Dichter mit der Behandlung eines indianischen Sujets Glück gehabt.

Kein Land der Erde ist gegenwärtig so mit Dichterinnen gesegnet wie Amerika, und es gehört wirklich mehr als die sprichwörtliche Hiobsgeduld dazu, die Er-

zeugnisse der meisten auch nur flüchtig zu lesen, denn stets muß man dabei die Polonius-Frage „Was liesest du?“ mit der Hamlet-Entgegnung „Worte, Worte, Worte!“ beantworten. Die weibliche Geschwätzigkeit mag am Kaffeetische erträglich sein, in der Poesie aber hat sie keine Berechtigung. „Kürze frommt zu jeder Frist“, heißt es im „Hudibras“. Die meisten amerikanischen Dichterinnen wandeln längst ausgetretene Pfade, auf denen nur das geübteste Auge Neues zu entdecken vermag. Trotzdem aber haben sie doch ihre Verehrer, resp. Coterien, die ihren Ruhm öffentlich so ausposaunen, daß der Literarhistoriker dadurch unwillkürlich gezwungen ist, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Frau Mary Barker Dodge („The Gray Masque, and other Poems“, Boston 1885) bringt in ihren Gedichten gerne ihre Schulweisheit an und zeigt sich auch zugleich als fromme, womöglich katholische Christin. Da nach einem alten Spruche die Liebe nimmer aufhört, so hat sie natürlich auch ihre Beiträge zur erotischen Lyrik geliefert. — Die „Rosemary-Leaves“ (Cincinnati 1883) der Frau D. M. Jordan sind entschieden eine lobenswerthe Leistung. Frau Jordan ist eine ernste, zuweilen etwas melancholische Dichterin; sie ist Verehrerin der stillen Veilchen, die uns am Wege blühen und möchte die ganze Menschheit froh und glücklich sehen.

Trommelklang und Trompetengeschmetter tönt uns aus „Camp-Fire, Memorial Day, and other Poems“ (Chicago 1875) der Frau Kate C. Sherwood entgegen. Die Dichterin hatte als Gattin eines Unionsoffiziers an den Stürmen des amerikanischen Sonderbundkrieges theil-

genommen, und mithin ihre Studien an der Quelle gemacht. In ihren Krieges- und patriotischen Liedern feiert sie die Erhebung und Bewaffnung des Nordens, und begleitet dessen Armee durch die Wechselfälle des Krieges. Einige ihrer Lieder elektrisiren den Leser fast wie Körner's Kriegslyrik. — In dem Werke: „A New Year's Masque, and other Poem's“ (Boston 1885) behandelt die gebildete Edith M. Thomas einige klassische Sagen mit großem Geschick und origineller Auffassung. — Die „Songs at the Start“ von Louise Imozen Guiney (Boston 1884) zeugen von Talent; die meisten dieser Gedichte sind jedoch unreife Produkte. — Frau E. T. Corbett ließ 1885 zwei Werke in New-York erscheinen, nämlich „Fairy of the Moonbeam“, eine mit allerlei kindischen Reimereien verunzierte Kindergeschichte, und „Rustic Rhymes and Ballads“, eine Sammlung humoristischer, im Stile Carleton's gehaltener Gedichte, in welchen Scenen aus dem Landleben besungen werden. — Ella Wheeler (Wilcox) ist die Verfasserin von „Maurine and other Poems“ (3. Auflage, Chicago 1885) und „Poems and Passion“ (ebenda 84). Das Titelgedicht der ersten Sammlung ist eine Novelle in fließenden Versen; die übrigen Gedichte verrathen einen in der praktischen Lebensphilosophie erfahrenen Geist von religiösem Anfluge.

Die Dichterin Helen Hunt Jackson,*) (1831—85) stammt aus Amherst in Massachusetts und war in erster Ehe mit Major Hunt, der durch eine Explosion das Leben verlor, und in zweiter mit dem reichen William Jackson

*) Siehe Higginson's „Short Studies of American Authors“ and „The Century Magazine“, Dec. 1885.

aus Colorado verheiratet. Ihre ersten Werke „Verses“ und „Bits of Travel“ ließ sie auf eigene Kosten in Boston erscheinen, denn trotzdem sie inzwischen bereits durch ihre poetischen und prosaischen Beiträge für die einflußreichsten Zeitungen vortheilhaft bekannt geworden war, so konnte sie doch keinen Verleger finden, der das pekuniäre Risiko der Herausgabe übernahm. Ihrer Sympathie für die rothe Rasse Amerika's gab sie Ausdruck in dem Werke „A Century of Dishonor“, worin sie besonders auf Grund sorgfältiger Quellenstudien die von der amerikanischen Bundesregierung und deren Beamten an den Indianern begangenen Betrügereien und Schandthaten bloslegte. Ihre für die Lektüre der Jugend bestimmten Schriften, wie „Bits of Travel for Young Folks“, „Bits of Travel at Home“, „Nellie's Silver Mine“ und andere zeigen, daß sie den erzieherischen Werth der Jugendschriften zu schätzen wußte. Ihre romantische Richtung zeigt sich hauptsächlich in der Novelle „Ramona“; ob sie aber die sogenannten „Saxe Home Stories“ geschrieben hat, scheint noch nicht definitiv festgestellt zu sein. Dagegen ist es sicher, daß sie für die „No Name“ Serie die Novellen „Mercy Philbrick's Choice“ and „Hatty's Strange History“ schrieb. Als Dichterin kultivirte sie nur wenige Themen, aber mit solcher poetisch kräftigen Sprache, daß Emerson, als er gefragt wurde, ob nicht „H. H.“ die größte „woman poet“ Amerika's sei, die Antwort gab, man solle den Ausdruck „woman“ ruhig fortlassen.

Edward Rowland Sill, („The Hermitage and other Poems“, New-York 1868), hat sicherlich keiner literarischen Coterie angehört, denn sonst wäre sein Lob überall ausposaunt worden. Sill ist ein gewaltiger Gedankenlyriker;

seine innigen Naturbilder verbinden männlichen Ernst mit weichem Kinderherzen. Die Natur ist seine Göttin; sie steht ihm näher als alles Andere. Zuweilen schleicht sich auch ein pessimistischer Gedanke in seine formvollendeten Verse; denken wir aber denselben nach, so finden wir, daß er im Grunde doch nur ein Ausfluß seiner optimistisch angelegten Natur ist. Eine neue Ausgabe von Sill's Gedichten erschien 1889 in Boston. Die Lebensgeschichte desselben haben seine Freunde in gleichem Jahre bei W. B. Hardy in Oakland, Cal., erscheinen lassen.

Als man den amerikanischen Negern im Interesse einer politischen Partei das Stimmrecht gab, übernahmen dieselben eine große Verantwortung; sie wußten, daß sie hauptsächlich durch geistige Thätigkeit die gegen sie herrschenden Vorurtheile entkräften und dadurch den Beweis ihrer Civilisationsfähigkeit liefern mußten. Entsprachen sie den an sie gestellten, im Grunde jedoch ungerechtfertigten Erwartungen nicht, so lieferten sie ihren zahlreichen Feinden nur die gewünschten Waffen in die Hand und verringerten zugleich die Zahl ihrer Freunde. Natürlich war der Neger kurz nach seiner Befreiung nur zur Rolle des politischen Stimmviehs verurtheilt, und er gefiel sich auch schon deshalb in dieser Rolle, weil er seinen Vortheil davon hatte und Andere das Denken für ihn besorgten. Von den christlichen Missionären nahmen sich besonders die Methodisten und Baptisten seiner an, gründeten Schulen und Kirchen für ihn und somit war also für sein leibliches und geistiges Wohl gesorgt. Der Neger, außerdem von der Regierung und einigen Privatinstituten mit bedeutenden Geldmitteln unterstützt, verlegte sich, wenn er dazu den inneren Drang verspürte und es ihm

an den nöthigen intellektuellen Anlagen nicht fehlte, hauptsächlich auf das Studium der Theologie und der Jurisprudenz, und diejenigen, welche sich der genannten Wissenschaft widmeten, suchten dieselbe hauptsächlich durch das Betreten der politischen Laufbahn zu verwerthen. J. Willis Menard war der erste seiner Rasse, der kurz nach dem Kriege in den Congreß gewählt wurde, und die Thatsache, daß ein Neger nun in Washington mithelfen sollte, die Geschicke der Union zu bestimmen, erregte damals ungeheueres Aufsehen, denn so etwas war bis jetzt in Amerika noch nicht erlebt worden. Menard stammte aus Kaskapio in Illionis und war der erste Neger, der während des Bürgerkrieges im Departement des Innern zu Washington eine Schreiberstelle bekleidete. 1863 ging er nach Britisch-Honduras mit der Absicht, dort eine Kolonie für freie Sklaven zu gründen und erstattete über dieses projektirte Unternehmen einen ausführlichen, an Lincoln adressirten Bericht, der späterhin als Staatsdokument gedruckt wurde.

1865 ging Menard nach New-Orleans, woselbst er zum Inspektor des Zollhauses ernannt wurde; späterhin wurde er zum Straßen-Commissär dieser Stadt gewählt. Auch gründete und redigirte er zwei Zeitungen, nämlich „Free South“ und „Radical Standard“, die sich jedoch nur kurzen Bestehens erfreuten. 1868 wurde er in den Congreß gewählt, doch erlaubte man ihm aus mehreren, an den Haaren herbeigezogenen Gründen nicht, seinen Sitz einzunehmen; sein Salär jedoch wurde ihm regelmäßig ausgezahlt. — 1871 zog Menard nach Florida und ließ sich in Jacksonville nieder; er bekleidete daselbst

mehrere politische Aemter und gab auch die Wochenschrift „The Sun“ heraus. Er ist ein gewandter, in Parteikämpfen erfahrener Politiker, der stets sein Bestes versucht hat, das auf seiner Rasse lastende Odium zu verwischen und die Amerikaner an den Gedanken zu gewöhnen, daß aus dem Neger trotz aller Einwendungen doch ein nützlicher, amerikanischer Bürger werden kann. Daß sich Menard auch als Dichter versucht hat, dürfte nur Wenigen bekannt sein. Er ist der Verfasser von „Lays in Summer Land“, eines kleinen Bandes, der 1879 in Washington gedruckt wurde. In diesen Gedichten feiert er die Helden der Sklaven-Emancipation, wie Sumner, Lincoln, Garrison u. s. w., und daß er auch General Grant, dem Abgott der Neger, einige Zeilen widmete und ihn in alle Himmel erhebt, versteht sich von selbst. Seine lyrischen Nummern bestehen aus Sonntags-, Abschieds-, Freundschafts- und Liebesliedern; auch macht er zuweilen den Versuch, die Schönheiten der Natur poetisch zu feiern. Besonderen Werth haben diese Ergüsse nicht, aber sie zeigen immerhin, daß im Neger der Drang nach literarischer Auszeichnung vorhanden ist und daß derselbe in Menard nicht durch eine prosaische, politische Thätigkeit unterdrückt worden ist.

Der zu Caledona im Staate New-York lebende G. H. Mc Naughton, der Verfasser des populären Liedes „Sweet Belle Mahone“, hat sein Indianer-Epos „Onnalinda“ 1885 in London erscheinen lassen und dasselbe hat besonders in den aristokratischen Kreisen England's eine äußerst schmeichelhafte Aufnahme gefunden. Der Schauplatz dieses Gedichtes ist nach dem Genesee-Thale im

Staate New-York verlegt; in dieser Gegend waren früher die Irokesen ansässig, welche von den Franzosen unter Demonville mit Krieg überzogen wurden, in dem sie Wunder der Tapferkeit zur Vertheidigung ihrer Heimat verrichteten. Onnalinda, eine schöne Häuptlingstochter, überlistete die Franzosen und bezauberte den englischen Hauptmann Stark dermaßen, daß er ihre Stammesangehörigen in jenen Kriegen unterstützte. Das romantische Verhältnis zwischen Beiden bildet das Thema dieses Epos, das hauptsächlich darauf berechnet ist, die Sympathie für die amerikanischen Rothhäute zu erwecken.

Der Dichter John Albee ist im Jahre 1833 zu Bellingham in Massachusetts geboren. Nachdem er in Cambridge Theologie studirt hatte, war er sechs Jahre lang als Lehrer und Schriftsteller thätig, warf sich aber seit 1865, seit welcher Zeit er in New-Castle, New-Hampshire, lebt, auf die Politik und bekleidete in jener Stadt mehrere öffentliche Beamtenstellen. Nebenbei bewirthschaftete er eine Farm und hielt auch, besonders in der philosophischen Schule von Concord gelegentlich Vorträge über englische Sprache und Literatur. In seinen „Poems“ (New-York 1884) zeigt er sich als freisinniger Verehrer der Natur; seine Epigramme sind harmlos und seine Liebeslieder sind mitunter gar matt. Sein Werk „Literary Arts“ (New-York 1881), das aus einer in der Nähe Concords zwischen einem Poeten, einem Maler und einem Philosophen gepflogenen Unterhaltung hervorgegangen ist, ist reich an zeitgemäßen, praktischen und vortrefflichen Bemerkungen über Kunst und Wissenschaft.

Richard Watson Gilder, der Redakteur der Monatsschrift „The Century“, hat von seinen früheren Bändchen

Poesien 1885 eine Gesammtausgabe unter dem Titel „Lyrics and other Poems“ erscheinen lassen und dadurch seinen zahlreichen Verehrern einen großen Dienst erwiesen. Denn Gilder ist wirklich populär, ohne daß wir es uns, offen gestanden, erklären können. Seine Sprache ist einfach; die Verse fließen ihm leicht, sind aber auch leicht. Vielen seiner Lieder sieht man es an, daß er sie früher als angehender Journalist in dem „Poets' Corner“ irgend einer Zeitung veröffentlicht hatte; als Gelegenheitsgedichte mögen sie zur rechten Zeit und am rechten Platze ihrem Zweck genügt haben und Gilder hätte sich damit zufrieden geben und diese Produkte in seiner Mappe schlummern lassen sollen. Denn daß er Talent besitzt, ist außer aller Frage; auch muß ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er jeden Phrasenschwulst sorgfältig vermeidet und sich desselben nicht einmal zur Verhüllung der Armuth an poetischen Gedanken bedient. Von seinen erzählenden Gedichten zeichnet sich besonders das im Stile der altschottischen Ballade geschriebene „John Carman“ aus. Sein Klagelied auf die Unglücklichen, die auf der Nordpolexpedition der „Jeanette“ ihr Leben einbüßten, erinnert in Sprache und Auffassung stark an den Stil Walt Whitman's, und bei seinen Sonetten ist Knat's Einfluß bemerkbar. Nach seiner in einem gedankenreichen Gedichte vertretenen Ansicht besteht die Aufgabe des Poeten in der Erheiterung und Veredlung des Volkes; seine eigenen Leiden soll er still ertragen und niemals zum Vorwurfe eines Liedes nehmen.

Die „Lays of a Bohemian“ von Scott R. Sherwood (New-York 1885), sind flüchtige Träumereien eines Journalisten, der, um seine Gedanken von der Tretmühle

der Tagespresse abzuleiten und ihnen eine ideale Richtung zu geben, in seinen ihm kärglich zugemessenen Mußestunden den Pegasus bestieg, aber im Interesse der Poesie und vielleicht auch seines Berufes lieber auf ebener Erde geblieben wäre. Seine Verse, in denen, beiläufig gesagt, der Name Gottes für einen Journalisten auffallend viel gebraucht wird, machen den Eindruck, als entstammten sie der Feder eines unbärtigen Gymnasiasten.

Von dem zu Oswego Centre im Staate New-York wohnenden Geistlichen, James C. Kenyon, besitzen wir die Gedichtsammlungen „Out of the Shadow" (Philadelphia 1880), und „Songs in all Seasons" (Boston 1885). Auch er liefert, wie überhaupt die meisten amerikanischen Dichter, eine große Anzahl Sonette, unter denen sich hauptsächlich das „In Spring" betitelte, durch tiefe Gedanken auszeichnet. Sein schelmisches Gedicht „On Guard" ist eine freie und verkürzte Nachdichtung des deutschen, in „Des Knaben Wunderhorn" enthaltenen Volksliedes „Hüt Du Dich", das er wohl durch Longfellow's Uebersetzung kennen lernte. Kenyons zweite Sammlung enthält durchgängig reifere Piecen und finden sich besonders einige wirksame Balladen in derselben. Seinen geistlichen Stand, seine religiöse Spezialrichtung läßt er nirgends hervortreten; er ist Freund stiller und edler Freuden und kultivirt mitunter die „zahlungsfähige Moral" so stark, daß der Leser unwillkürlich gezwungen wird, den bekannten Heine'schen Wunsch zu dem seinigen zu machen.

Der Vorleser (lecturer) Wallace Bruce (geboren 1844 zu Hillsdale im Staate New-York) hat seine Gedichte unter dem Titel „From the Hudson to the Yosemite"

(New-York 1884), herausgegeben und damit seinen zahlreichen, auf Vorlesungstouren gewonnenen Freunden ein Andenken geliefert, die amerikanische Literatur aber durchaus nicht bereichert. Seine anspruchsvollen Produkte bestehen aus trockenen Beschreibungen amerikanischer Landschaften, und da, wo er versucht, humoristisch zu sein, verfällt er in's Triviale und Alberne. Sein bestes Gedicht, „The silent Soldier“, welches von den meisten englischen Zeitungen kopirt wurde, befindet sich leider nicht in der genannten Sammlung.

Unter dem Titel „A Bundle of Ballads“ (New-York 1885), hat der aus Irland eingewanderte Journalist Mark Muskerry die Erstlinge seiner Muße veröffentlicht. Der Verfasser tritt ebenso bescheiden, wie die Ausstattung seines Büchleins, auf, und zeigt dadurch, daß es ihm an Selbsterkenntnis nicht mangelt.

Der Staat Indiana hat in der neueren Zeit wenige Dichter und Dichterinnen von hervorragender Bedeutung aufzuweisen. Horace P. Biddle, ein Jurist und Politiker, der seit Kurzem sich in das kleine Landstädtchen Logansport zurückgezogen hat, veröffentlichte seine „Poems“ im Jahre 1872 zu New-York und karakterisirt dieselben treffend in den Eingangsworten:

„Ye soar not on a lofty wing,
Your notes are all untuned by art.“

Der Verfasser ist ein sogenannter self-made man, dessen Wiege in einem unscheinbaren Loghause stand und der sich trotz zahlreicher Widerwärtigkeiten zu einem der geachtetsten Juristen seines Staates emporgeschwungen hat. Hohen Werth legt er seinen Gedichten, die größtentheils im Drange seiner Berufsgeschäfte geschrieben sind,

nicht bei und diese wiederholt ausgedrückte Bescheidenheit entwaffnet gewissermaßen die Kritik. Dem ewig neuen Thema der Liebe sind seine meisten Lieder gewidmet; neue Seiten hat er demselben jedoch nicht abgewonnen.

Biddle's „Scrap-Book", das 1874 für Privatcirculation in Logansport erschien, ist im Grunde nichts als eine Sammlung werthloser Reimereien, die größtentheils der Jugendzeit des Verfassers entstammen und ursprünglich nur zum Zeitvertreib geschrieben wurden. Wenn, wie es im Don Quixote heißt, das Dichten eine unheilbare Krankheit ist, so war Biddle schon von derselben befallen, als er seine ersten Buchstaben schreiben lernte.

1881 ließ er in Cincinnati erscheinen: „Elements of Knowledge", ein Buch, welches die Anschauungen des Verfassers über Kunst, Literatur, Politik, Moral, Religion u. s. w. enthält und das daher als sein philosophisch-religiöses Glaubensbekenntnis angesehen werden kann. Unstreitig versteht er es trefflicher, seine mitunter geistreichen Ansichten in ungebundener als in gebundener Sprache mitzutheilen. Das Werk „Prose Miscellany", das er in demselben Jahre und in derselben Stadt herausgab, besteht aus wohlgefeilten Aufsätzen über Kunst und Literatur. Sein didaktisches Gedicht: „American Boyhood" (Philadelphia 1876) ermuntert die Jugend zum Vorwärtsstreben und zeigt ihr, daß Amerika das einzige Land ist, das Treue, Fleiß und Ausdauer belohnt.

Biddle's, unter dem Pseudonym „Excusatus" erschienenes und nur in 100 Exemplaren gedrucktes Werk „Love's Excuse" soll ein Hoheslied auf die Allgewalt und Ewigkeit der Liebe sein; seiner schrecklichen Trockenheit wegen hat es jedoch seinen Zweck verfehlt.

Biddle's schöngeistige Freundin Emily Thornton Charles, die sich gewöhnlich Emily Hawthorne nennt und die gegenwärtig als Redactrice in Washington thätig ist, veröffentlichte ihre Gedichte unter dem Titel: „Hawthorne Blossoms" 1876 zu Philadelphia. Sie sagt darin:

„My path was rough, few flowers grew by the way,
But finding on a jagged, rocky slope,
There gathered I thus simple hawthorn spray;
And now I bring thee a flower that breathes of hope."

Der Inhalt besteht mit wenig Ausnahmen fast nur aus sehnsuchtsvollen Liebesliedern und daß sie dieselben sehr hoch schätzt, davon macht sie durchaus kein Hehl. Sie glaubt eine geborene Dichterin zu sein und daher auch naturgemäß die Bestimmung zu haben, überall Freude zu verbreiten. Da die Liebe, aber nicht die christliche, ihr als des Gesetzes Erfüllung gilt, so nimmt sie keinen Anstoß daran, Gefallenen Worte des Trostes und der Beruhigung zu widmen. Wer viel liebt, dem muß viel vergeben werden. Die Dichterin ist von einer solchen grenzenlosen Liebesstimmung gegen alle Menschen beseelt, daß sie nicht umhin kann, zu glauben, jeder müßte ihr dasselbe Gefühl entgegenbringen. Eine zweite Sammlung Gedichte ließ sie 1887 erscheinen.

Auch der Staat Michigan ist von jeher arm an Dichtern und Schöngeistern gewesen. Aus der Neuzeit liegen uns nur die „Poetical Works" von Levi Bishop (Detroit 1875) in einem Bande vor. Der Verfasser ist im Jahre 1815 zu Russel in Massachusetts, woselbst sein Vater ein einfacher Farmer war, geboren, und erlernte als Jüngling die Gerberei. 1835 zog er nach Michigan,

woselbst er im Calhoun County eine Zeitlang Landwirthschaft trieb, später aber in Detroit Jurisprudenz studirte. Bishop ward ein tüchtiger Advokat und machte sich auch um das öffentliche Schulwesen Detroit's in solchem Grade verdient, daß man einer dortigen Hochschule seinen Namen gegeben hat. Seine Gedichte sind nichts als gereimte Prosa, die auch keinen einzigen poetischen Gedanken enthalten. Bei jeder Gelegenheit führt er, wie so viele Autodidakten, zum Zeichen der Belesenheit und Bildung einen Namen aus der altklassischen Literatur an; doch die Muße ist ihm nicht hold, trotzdem er sie oft genug um Beistand anfleht. Sein Gedicht „Dignity of Labor", welches die kultur-historische Bedeutung der Arbeit verherrlichen soll, ist das Hausbackenste, was uns jemals in gereimter Fassung vorgekommen ist. Die Bearbeitungen einiger historischer Episoden Michigans erinnern lebhaft an die Schuljungenmanieren des Pennsylvaniers Gowan. Das längste Gedicht dieser Sammlung trägt den Titel: „Teuscha Grondie" uud bildet sich der Verfasser nicht wenig auf dieses Epos ein. Im ersten Gesang schildert er uns die Algonquins, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert in Michigan lebten, weder Stühle, Sofas, Teller, Tassen und Tischtücher hatten und die Hände als Gabeln gebrauchten. Er zeigt uns die Indianer im Frieden und im Kriege und flechtet auch, wo es nur immerhin angeht, eine ihrer Sagen, die er den Werken Schoolcraft's entnommen, ein. Wie Longfellow in seinem „Hiawatha", so braucht auch Bishop viele der Sprache der Tschippewäer entlehnte Wörter, sodaß mitunter seine Verse ein Aussehen erlangen, wie ein philologisches Bombardement zwischen Max Müller und Fitzedward Hall. Eine Probe

möge dem neugierigen Leser genügen. Im 18. Gesange kommt z. B. die Stelle vor:

„The fiery warrior Ish — ko — dah
Is coming with black kah — gah — gee;
The spider chieftain — Sule — be — hah,
With lordly bison — Pez — he — kee.
Lage ko — ko — ko — ho rolls his eyes,
And comes with quiet Che — to — waik;
Loud Shau — go — dah the foe defies,
And comes with serpent ken — na — beck.
And Wa — be — no — ka proudly meets
With seignior chiefs of mighty name;
These, stately Mus — ko — da — sa — greets,
With others now unknown to fame.“

In Chicago machte sich eine Zeitlang der aus England eingewanderte Thomas Clarke, der sich abwechselnd Doktor und Professor nannte, als Dichter bemerklich. Trotzdem er vorher in seinem alten Vaterlande eine beträchtliche Anzahl poetischer Werke veröffentlicht hatte und dieselben nach seiner Mittheilung von der Kritik beifällig aufgenommen worden waren, so gibt es unsers Wissens doch keine englische Literaturgeschichte, die seinen Namen verewigt hätte. Da er in Chicago Miteigenthümer einer Druckerei war, so lag ihm natürlich die Versuchung nahe, auch sein eigener Verleger zu werden. Sein erstes selbstgedrucktes und selbstverlegtes Opus trägt den Titel: „Sir Copp“ und erschien 1867. Es will ein Stück menschlicher Verkommenheit schildern und den Sieg einer heiligen Sache feiern. Sir Copp, oder vielmehr Copperhead, ist der Repräsentant derjenigen Leute, welche

auf den Ruin der stolzen amerikanischen Republik spekulirten, das Institut der Sklaverei verewigen wollten und die Unionssoldaten in Andersonville und im Libby-Gefängnisse verhungern ließen. Besonders betont Clarke die Idee, daß die wahre Freiheit eines öffentlichen Gemeinwesens nur in der Tugend und Intelligenz der Bürger wurzelt. Er ereifert sich gewaltig über die Korruption der Presse und der Politik zur Zeit des Sonderbundskrieges; den Mammondienst der Yankees verdammt er auf das Aeußerste und man muß überhaupt dem Verfasser zum Lobe nachsagen, daß ein gesunder moralischer Kern in ihm steckt und daß sich seine Ansichten über Amerika wesentlich von denen seiner früheren Landsleute unterscheiden. England und Frankreich hätten gar so gerne gesehen, die Südstaaten wären aus jenem Kriege erfolgreich hervorgegangen — ein Wunsch, dem die tonangebenden englischen Zeitungen damals täglich beredten Ausdruck verliehen. Auch ist Clarke einer der Wenigen, der den Verdiensten der irländischen und deutschen Soldaten um die Republik Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ueber Deutschland, das in ihm einen hohen Verehrer hat, sagt er an einer Stelle:

„No land beneath the sun exists,
Where genius, learning, science, art,
So brightly shine, so charm the heart.“

Auf den Dichter Tennyson, den er gelegentlich erwähnt, ist er nicht gut zu sprechen und dessen „Enoch Arden“ nennt er das elendeste Machwerk, das überhaupt existire. In einem Traume sah er auch die Stelle in der Hölle, wo der Teufel den ehemaligen Sklavenhalter röstete.

1877 veröffentlichte Clarke „The two Angels“, ein Epos in sechs Gesängen. Darin beabsichtigt er, seinen Lesern neue Wahrheiten und Ideen in ansprechender Form vorzutragen und man muß eingestehen, daß die letztere durchaus nicht übel ist. Er paraphrasirt geschickt die biblische Schöpfungsgeschichte und das sorgenlose Leben im Paradiese. Der Engel Arophel verliebt sich in die reizende Eva und erstattet darüber dem ihm befreundeten Lucifer ausführlichen Bericht; dieser findet es nun äußerst sonderbar, daß sich überhaupt Jemand in eine frühere Erdscholle verlieben könne; wenigstens zeuge dieses von keinem hochfliegenden Ehrgeize. Die im ersten Gesange enthaltene Beschreibung des Himmels erinnert stark an die Swedenborg'schen Phantasien. Der zweite Gesang macht uns darauf mit den himmlischen Verhältnissen noch bekannter, denn es werden uns allda auch die Pflanzen, die Thiere, die Witterung und die Wohnungen der Seelen bis in das Kleinste beschrieben. Die Söhne des Himmels sind, wie auch schon der genannte schwedische Theosoph ausführlich berichtet, beständig thätig und wer da glaubt, daß er späterhin einmal auf der faulen Haut liegen und sich von den Mühen der Erde bequem ausruhen könne, ist von einem unverzeihlichen Irrthume befangen. Da beschneiden die Seligen die Reben, keltern Wein, pflügen und säen; einige fällen Bäume, um Bibliotheksgebäude und freie Volksuniversitäten zu errichten, andere hingegen bauen Schiffe, welche alle Herrlichkeiten der Fremde dem Himmel zuführen sollen. Die Frauen weben herrliche mit künstlichen Blumen verzierte Teppiche; ihre Kleider waschen sie selber in krystallklaren Flüssen und trocknen sie unter Scherzen und Singen in der balsamischen Luft.

So findet jeder Engel schließlich in der treuen Erfüllung der ihm auferlegten Pflichten seine wahre Seligkeit. Diese Seligkeit aber kann jeder Mensch hier auf Erden genießen, mithin also schon vor der Zeit ein Engel werden; und dies geschieht dadurch, daß er die ihm angeborene Selbstsucht erstickt und auf die Wohlfahrt seines Nächsten bedacht ist. Es geschieht dies fernerhin dadurch, daß man die Menschen nicht zum Opfer der Unwissenheit, des Lasters und Verbrechens werden läßt, denn die öffentlichen Schulen kosten weniger, als gewissenlose Advokaten und meineidige Gesetzgeber.

Im dritten Gesange läßt uns der Dichter an einem himmlischen Abendfeste theilnehmen. Unter den Bäumen stehen die mit den köstlichsten Speisen beladenen Tische; in diamantenen Bechern perlt der Nektar und ein von dem Herrn aller Herren ausgehendes Signal ladet zum Genusse dieser Herrlichkeiten ein. Darauf wird wacker gegessen und getrunken und Gott, der am Haupttische das Präsidium führt, ein begeistertes Loblied gesungen. Aus dem darauf folgenden ritterlichen Wettkampf geht Michael als Sieger hervor, was den neidischen Lucifer so sehr ärgert, daß er seinen erfolgreichen Rivalen zu einem neuen Zweikampfe herausfordert. Darauf entspinnt sich nun ein lärmendes Kämpfen mit Lanzen und Schwertern; Lucifer wirft schließlich seinen Gegner zu Boden und wird zum Sieger erklärt. Derselbe siegt auch in dem darauf folgenden Wettsingen und erhält dafür eine goldene Krone. Dieser Doppelsieg macht ihn nun so übermüthig, daß er jeden andern Engel, der sich eines hohen Ansehens erfreut, beim Allmächtigen verdächtigen will. So klagt er dann seinen ehemaligen Freund

Arophel, dessen Aufgabe in der Regierung des Sirius bestand, an, daß er seine Pflicht vernachlässigt habe und zur Erde hinabgeklettert sei, woselbst er sich in eine menschliche Frau verliebt habe. Gott macht dem Verbrecher milde Vorwürfe; doch derselbe erklärt, daß ohne die Eva der Himmel einfach kein Himmel für ihn sei. Auf Antrag Lucifers wird er nun auf eine Million Jahre nach einer fernen, einsamen Insel verbannt, damit er dort seine unstatthaften Liebesgedanken vergäße.

Nachdem jener Zeitraum verflossen ist (vierter Gesang) begegnen sich Arophel und Lucifer zufällig auf dem Planeten Venus. Lucifer macht die Mittheilung, daß er sich inzwischen in die schöne Venus verliebt habe und ein Leben mit ihr führe, wie weiland Tristan und Isolde in der Minnegrotte.

Nachdem die genannten Drei zur Erde hinabgestiegen waren, fangen auch schon neue Liebesentwicklungen an. Venus verliebt sich in Adam und Lucifer in Eva. Adam weist jedoch die himmlische Geliebte mit schnöden Worten zurück, aber dieselbe vermag sich schnell zu helfen. In Eden wuchsen nämlich treffliche Weintrauben und der Trank, den sie daraus bereitet und Adam kredenzt, führt sie bald an das Ziel ihrer Wünsche. Lucifer vermählt sich mit Eva und der in dieser Ehe erzeugte Sohn Kain erhält die Bestimmung, Sünde und Schande über die Menschheit zu bringen. Von jetzt an entpuppt sich Lucifer als Repräsentant des bösen Princips.

Im sechsten Gesang erklärt Arophel, daß keine Sünde unbestraft bleibe, daß aber der Menschheit dereinst ein Erlöser erscheinen werde. Lucifer, der seine Missethaten bereuen soll, bemerkt einfach, eine Erlösung durch Blut

sei ein lächerliches Geschwätz für dumme Kinder oder alte Narren, worauf er vom Blitz erschlagen und in einen Kometen verwandelt wird. Arophel stimmt schließlich ein Lied zu Ehren Gottes an.

Der das ganze Werk durchdringende Hauptgedanke tritt nicht genug hervor; doch was uns mit diesem und anderen Mängeln theilweise versöhnt, ist die gesunde, männliche Gesinnung des Verfassers, die sich durch unversöhnlichen Haß gegen die gekrönten Tyrannen und lichtscheuen Pfaffen manifestirt.

1871 ließ Clarke „The Battle, and other Poems“ erscheinen. Da weder der amerikanische Unabhängigkeits- noch Sonderbundskrieg bis jetzt seinen Homer gefunden hat, so ist es nach unseres Dichters Ansicht die Pflicht eines jeden Patrioten, vorläufig doch wenigstens die poetischen Bausteine herbei zu schleppen, deren der zukünftige Sänger zu seinem Werke bedarf und dieser Pflicht kommt nun Clarke bereitwillig nach. In seinem Gedichte über die Schlacht von Bunkerhill sagt er, daß dieselbe weder mit Marathon, Salamis oder mit anderen berühmten Schlachten der Vorzeit verglichen werden dürfe, denn bei Bunkerhill siegte das Volk über Tyrannei und Despotismus. Dort stand das Volk in Waffen gegen wohldressirte Soldaten und schlug dieselben in die Flucht.

Sämmtliche Gedichte dieser Sammlung sind übrigens äußerst langweilig und trotzdem der Verfasser ein eifriger und gesinnungstüchtiger Patriot ist, wird er durch diese Verse wenigstens nicht die Jugend zu patriotischen Heldenthaten entflammen.

Auch Missouri ist arm an Dichtern, dafür aber reicher an Verehrern der Hegel'schen Philosophie und

Shakespeare-Schwärmern. „Fantasma, and other Poems“ (Kansas City 1879) heißt das Werk der auf dem Titelblatte ungenannten Predigerstochter Mary Bryant. „Fantasma“ ist ein dramatisches Märchen, in dem ein Zauberer, ein Dichter, ein Einsiedler und eine große Anzahl von Furien, Hexen, Nymphen und sonstigen guten und bösen Geistern ihre kunterbunte Wirthschaft treiben. Das Werk ist jedoch ohne eigentliches dramatisches Leben; kein einziger scharf ausgeprägter Karakter tritt darin auf. Es enthält unendlich viel leeres Geschwätz, mit dessen Aufzeichnung sich die Verfasserin in Ermangelung einer nützlichen Beschäftigung die Zeit vertrieben hat. Auch im Spiele der Phantasie muß Methode und Geist sein; hier aber ist nicht die geringste Spur davon.

In dem zweiten größeren Gedichte, das den Titel „The Lightbringer“ führt, werden wir mit einem deutschen Atheisten, einem englischen Darwinianer und Dichter bekannt gemacht und müssen wir uns lange Ergüsse über Gott und seinen Erlösungsplan gefallen lassen.

W. H. Babcock, der Verfasser von „Lord Stirling's Stand, and other Poems“ (Philadelphia 1880), stammt aus einem westlichen Staate und ist seit geraumer Zeit als Patentagent zu Washington thätig. Er macht durchaus keine Ansprüche auf poetische Verdienste und hat auch, offen gestanden, keine Berechtigung dazu. Das Hauptgedicht, das sich auf eine Episode des Unabhängigkeitskrieges bezieht, ist im Stile der alten Reimchroniken gehalten und leidet an einer unverzeihlichen Langweiligkeit. Sein ganzes Buch durchzulesen ist eine Geduldprobe, wie wohl keine zweite aufzufinden ist. Nun, Buchdrucker, Buchbinder und Papiermüller wollen doch auch leben.

Der Dichter von „La Mescolanza“ (Philadelphia 1877), der sich „Canto“ nennt, ist ein Marylander Großfarmer, der eigentlich Ph. Conner heißt. Dieses Werkchen besteht aus leichten und seichten Versen, die vielfach an die altenglischen Madrigals und an „Mother Goose’s Melodies“ erinnern.

Jedem aufmerksamen Beobachter des amerikanischen Lebens gereicht es gewiß zur größten Freude, wenn er sieht wie der Amerikaner, nachdem er bis jetzt so Erstaunliches auf allen Gebieten der Industrie geleistet hat, auch allmälig anfängt, die schönen Künste zu kultiviren und auch auf diesem Felde seine Energie und Ausdauer zur Geltung zu bringen.

Zur Civilisation und zur Kultur der schönen Künste ist natürlich ein gewisser Wohlstand eine unumgängliche Grundbedingung, und da sich dieser bereits in zahlreichen Familien des Ostens infolge des Fleißes und der Sparsamkeit früherer Pioniere vorfindet, so ist es auch leicht erklärlich, daß Poesie, Musik und Malerei vorzugsweise in Neuengland, einschließlich New York, mit nennenswerthem Erfolge gepflegt werden. Nach den bisherigen Leistungen in der Dichtkunst zu urtheilen kann man ruhig sagen, daß sich hier mit der Zeit eine Literatur entwickelt, welche die irgend eines Kulturvolkes überflügeln wird. Die Zeit, über die literarischen Erzeugnisse Amerika’s vornehm die Nase zu rümpfen oder sie wohl gar zu ignoriren, ist längst vorüber und schon gegenwärtig hat Amerika Dichter, besonders lyrische, aufzuweisen, die man getrost den lebenden Celebritäten Europa’s an die Seite stellen kann. Wer da glaubt, diese Bemerkung beruhe auf Uebertreibung, der lese einmal die Werke von Joaquin

Miller, R. H. Stoddard, Stedman, Savage, Lanier, Richard E. Day, Strong und Edgar Fawcett, um nur wenige der jüngeren Dichter zu erwähnen, aufmerksam durch und er wird eingestehen müssen, daß wir in einer regen, vielversprechenden Zeit leben und einer glänzenden Zukunft sicher entgegen gehen. Der Amerikaner hat zur Genüge gezeigt, daß er nicht allein das Maschinenwesen durch praktische Verbesserungen bereichern kann, sondern daß er sich auch in der Welt der Ideale zurecht finden kann.

Von den eben genannten Dichtern bekundet Edgar Fawcett unstreitig die überraschendste Originalität, verbunden mit einer erstaunlichen Sicherheit, Themen, welche uns auf den ersten Augenblick keiner poetischen Behandlung fähig scheinen, eine interessante, der künstlerischen Karakteristik günstige Seite abzugewinnen, sodaß man wohl sagen kann, er hat in mehr als einem Falle in der Dichtkunst das Columbusei entdeckt. Der Sprache ist Fawcett mächtig, wie wenige seiner Collegen; die horazische Lehre:

. . . . „Cui lecta potenter erit res
Nec facundia deseret hunc nec lucidus ordo“

hat er wohl beherzigt.

Seine Gedichte, die er 1878 zu Boston unter dem Titel „Fantasy and Passion“ erscheinen ließ, zeichnen sich durch eine Fülle originaler und theilweise auch origineller Gedanken aus.*) Man ist versucht, dem Karakter derselben beim ersten Durchlesen das Prädikat pessimistisch beizulegen; ein tieferes Eingehen in jene Schöpfungen

*) Seine späteren Gedichtsammlungen tragen den Titel „Song and Story“ (1884) und „Romance and Revery (1886).

jedoch läßt uns zu einer anderen Ansicht kommen. Optimistisch sind sie natürlich auch nicht gefärbt; und dies ist auch schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil der Verfasser, der ein eifriger Verehrer der Werke Mills', Spencer's und Huxley's ist, die höchsten Lebensfragen und die tiefsten Geheimnisse des menschlichen Herzens im Sinne der modernen Weltanschauung zu ergründen sucht. Die Zeit religiöser Träumereien und pfäffischer Bethörungen ist glücklicherweise ziemlich vorbei, und anstatt sich das verlorene Paradies der Unwissenheit zurück zu träumen, kostet man nun wacker vom Baume der Erkenntnis. Räthsel, ewig unerforschliche, werden uns trotzdem immer noch bleiben und Fawcett belegt dieselben sehr bezeichnend mit dem Namen „Gott“.

Ueber den Gedichten Fawcett's schwebt gewissermaßen ein Ossian'scher Nebel; mit Vorliebe behandelt er die Nachtseiten der Natur, ohne jedoch dabei in unklare, klagende Schwärmerei zu verfallen. Jede einzelne Nummer seiner sogenannten „Minorchords“ ist ein Kabinetstück tiefempfundener Lyrik; welchen Gegenstand er sich auch immerhin zum Vorwurf genommen hat, er präsentirt ihn dem Leser in der glänzendsten Behandlung. Seine Phantasie ist wildromantisch, aber er versteht es doch, Maß zu halten und nur gesunde Ideen in hochpoetischem Lichte erscheinen zu lassen. Die Nacht, die über seinen Versen liegt, ist nicht durch dämonische Gestalten eines kranken Gehirnes belebt, sondern durch klarschimmernde Sterne erleuchtet; seine Kirchhofsgedanken finden stets einen versöhnenden Abschluß.

Fawcett's seltene Sprachgewandtheit wird sicherlich nicht ohne Einfluß bleiben. Er führt eine Masse Wörter,

besonders Adjective, ein, denen man früher nie in der gebundenen Rede begegnete; die gewöhnlichen Ausdrücke verschweigt er beharrlich und greift stets nach den fernliegenden — eine Manie, wodurch viele seiner Gedichte auf den ersten Augenblick den peinlichen Eindruck des mühevoll Gemachten hervorbringen.

Im leicht hin hüpfenden Volkston schreibt er nicht und noch viel weniger hat er den Rath, den Bryant einst einem jungen amerikanischen Literaten gab, stets Wörter angelsächsischen Ursprungs zu benützen, befolgt. Er zwängt seine zahlreichen Epitheta wie Häringe zusammen und bereitet dadurch dem Uebersetzer, wenn er sich an das Originalmetrum halten und nicht jede Zeile durch einen Jambus oder Trochäus vermehren will, unüberwindliche Schwierigkeiten, besonders da so viele englische Adjective einsilbig sind, die stets, wenn die Uebersetzung nur einigermaßen getreu sein will, nur durch zwei- oder dreisilbige Wörter im Deutschen wiedergegeben werden können.

Seine „Minorchords“ beschäftigen sich hauptsächlich mit der Natur; aber er hat da Stoffe gewählt, die andere Dichter eher abgeschreckt als angezogen hätten. Wer wollte das Unkraut, die Kröte, die Fledermaus, die Distel, das Spinngewebe und ähnliche Dinge besingen? Höchstens ein Humorist, aber ein solcher ist Fawcett nicht. Die Fledermaus erinnert ihn daher an die Drachengestalten des Fabellandes; die Kröte, dieser „Klumpen fleckiger Klebrigkeit“, die im Zwielichte an den Wurzeln der Blume hinkriecht, ruft ihm die häßlichen Eunuchen in's Gedächtnis, welche im Halbdunkel die Frauen des Harems bewachen. Der sprödeste Stoff gibt ihm die herrlichsten Gedanken.

Seine Naturbilder sind nicht von Wor... t kommen. Opti-
weile angekränkelt; auch wiederholen ... rbt; und dies ist
Gelegenheit, wie dies bei Bryant der Fal... der Verfasser,
denselben Gedanken, wo er sich nur wieder ... Spencer's
läßt. Gemeinplätze begegnet man in Fawcett's ... tiefsten
nicht. Der Abendstern ist ihm der blasse, stille Pr... mo-
der Nacht, der auf das Lächeln des sterbenden Ta... it
niederschaut; vom Kolibri weiß er nicht zu sagen, ob e...
vorzugsweise Edelstein oder Vogel sei. Wetterleuchten, Wasserlilien, Veilchen im Winter, Epheu, Tanne, Moos, Blätter, Klee — wer wagt es noch, Neues darüber sagen zu wollen? Und doch thut dies Fawcett und zeigt sich dadurch als Dichter ersten Ranges.

Fawcett's längere Gedichte behandeln die verschiedenen Phasen und Geheimnisse menschlicher Leidenschaften. Die betreffenden Stoffe sind die Einfachheit selbst; ihre edle und künstlerische Bearbeitung aber bestätigt unser Urtheil über ihn auf's Neue. Jedes Gedicht zeigt, abgesehen von zwei oder drei erzwungenen oder fehlerhaften Scansionen, daß die Feile fleißig gebraucht wurde; keine unreife Nummer hat im Buche Aufnahme gefunden.

1871 gab Fawcett „Short Poems for Short People", eine Sammlung von Kinderliedern, heraus und 1873 ließ er eine Novelle unter dem Titel „Purple and Fine Linen" erscheinen, welche den New Yorkern nicht sehr mundete und die widersprechendsten Beurtheilungen fand. Jene beiden Werke sind längst vergriffen und von dem letztgenannten wird auch wohl schwerlich jemals eine neue Auflage das Licht der Welt erblicken.

1876 erschien seine Novelle „Ellen Story". Man sollte nicht glauben, daß der Verfasser von „Fantasy and

Passion" ein solches ledernes Zeug schreiben könnte. Die ganze Novelle ist fast aus weiter nichts als aus fadem, geistlosem und langweiligem Hotelgeschwätz müßiger Sommerfrischlinge zusammen gesetzt; die Karaktere, das geben wir gerne zu, mögen getreu nach dem Leben gezeichnet sein, aber sie repräsentiren keine interessante Idee, wenn man die Langeweile und das werthlose Zeitvertrödeln der Shoddies keine solche nennen will.

In der Neuzeit hat Fawcett auf dem Gebiete der Novellistik eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet; es gebricht uns jedoch an Raum, seine zahlreichen Romane dahier zu analysiren. Nur so viel sei bemerkt, daß einige davon, besonders „The Evil that men do", große Verbreitung gefunden haben.

Folgende verdienstvolle Dichter der Gegenwart verdienen noch Erwähnung:

Maurice Thompson, der Staatsgeologe von Indiana („Songs of Fair Weather" Boston 1883); Paul Hermes*) („Confessions of Hermes", Philadelphia 1884); Clinton Scollard („Pictures in Song", New York 1884; „With Reed and Lyre" Boston 1886); Henry Abbey (neue Ausgabe seiner Gedichte. Kingston, N. Y. 1885); der Romantiker George W. W. Houghton („St. Olaf's Kirk", „Niagara and other Poems" Boston); Celia Thaxter („Poems", „Drift-Wood"); Harriet P. Spofford, Adelaide A. Proctor, Edw. D. Proctor, Elizabeth Stuart Phelps („Poetic Studies", „Songs of the Silent World", sowie die Novellen „The Gates

---

*) Pseudonym für William R. Thayer.

Ajar“, „Beyond the Gates“, „Hedged in“ u. s. w.); S. Weir Mitchell („The Hill of Stones“), John Hay („Pike County Ballads“), Nora Perry, Frau Louise C. Moulton, Frau Sangster, Frl. Bushnell, Frl. Hutchinson, John H. Boner („Whispering Pines“ New-York 1883); Thomas Peacock („Poems of the Plains“. 3. Aufl., New-York 1889) u. s. w.



Perry — Matthews — Underwood — Tyler — Kennedy — Harrison — Haldeman — Benjamin — Griffis — Bausman — Harman — Hartt — Alger.

Es macht stets einen angenehmen Eindruck, wenn die Verdienste der deutschen Gelehrten in Amerika von solchen Amerikanern, auf deren Wort man viel hält, bereitwilligst anerkannt werden; denn wenn irgend Jemand dahier mit zahlreichen Hindernissen und entmuthigenden Enttäuschungen zu kämpfen hat, so ist es der unpraktische deutsche Stubengelehrte, der gewöhnt ist, daß ihm der Staat einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreis einräumt. Hier aber sieht er sich einmal auf sich selbst angewiesen; er muß sich, wenn er sich keinem anderen Berufe widmen will oder kann, gar manche Demüthigung und Zurücksetzung im Kampfe um das Dasein von den Amerikanern gefallen lassen, da er ja doch nur in höchst seltenen Fällen seine Gelehrsamkeit bei seinen deutschen Landsleuten dahier verwerthen kann.

Zu den äußerst Wenigen dieser Glücklichen, die sich der langjährigen Freundschaft der einflußreichsten amerikanischen Staatsmänner und Gelehrten erfreuten, gehörte hauptsächlich Francis Lieber, dessen Briefe und Tagebuchblätter Thomas Sergeant Perry 1882 zu Boston in einem großen Oktavbande erscheinen ließ.*)

Perry hat sich durch die Herausgabe dieser höchst interessanten Dokumente nicht allein den Dank aller Deutschen, sondern auch aller Amerikaner, die ja doch Lieber mit Stolz als den ihrigen betrachten, verdient; denn Lieber war auf dem Gebiete der Staatswissenschaften eine Autorität ersten Ranges und seine Lebensbeschreibung, die von seiner Wittwe in Gestalt von Briefen und Tagebuchblättern aufbewahrt und von Perry übersichtlich zusammengestellt worden ist, bietet des Interessanten und Anregenden so viel, daß sie nicht allein den betreffenden Fachgelehrten, sondern überhaupt allen Gebildeten hohen Genuß gewährt. In der Einleitung sagt Perry, daß in den letzten 60 Jahren drei Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten eine Heimat gesucht und gefunden hätten und fügt die Bemerkung hinzu, daß dieselben einen werthvollen Bestandtheil der hiesigen Bevölkerung bildeten; nur wundert er sich, daß die deutschen Regierungen häufig gerade solche Männer zur Auswanderung zwangen, die ihrem alten Vaterlande von unberechenbarem Nutzen gewesen wären. In diese Klasse gehört nun auch Lieber, der deshalb verbannt wurde, weil er es gewagt hatte, lange vor Anfang der siebziger Jahre von einem einigen und starken Deutschland zu träumen.

---

*) Dieses Werk ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

In den kurzen Einleitungen, mit denen Perry einzelne Abschnitte versehen hat, zeigte der Herausgeber eine minutiöse Vertrautheit mit der Geschichte und Literatur Deutschlands und hat er allem Anschein nach besonders letztere mit Ausdauer und Vorliebe gründlich studirt. Davon legt er auch ein herrliches Zeugnis in seinem geistreichen und anregenden Werke „English Literature in the Eighteenth Century" (New York 1883) ab. Dasselbe ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser in Cambridge und Philadelphia mit schmeichelhaftem Beifall hielt. Er hat dazu ausgedehnte Quellenstudien gemacht und nicht allein die einschlägigen englischen Schriften, sondern auch die Werke Hettner's, Biedermann's, Julian Schmidt's und Koberstein's konsultirt, hauptsächlich aber von Beljame's „Le Public et les Hommes de Lettres" einen ausgedehnten Gebrauch gemacht, denn er gibt in seinem Buche nicht allein, wie der Titel allerdings andeutet, eine Geschichte der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts, sondern er zeigt auch, welche andern Nationen auf dieselbe eingewirkt haben, oder von derselben beeinflußt worden sind.

Thomas Sergeant Perry wurde 1845 zu Newport auf Rhode Island geboren. Nachdem er Harvard College absolvirt hatte, ging er auf zwei Jahre nach Europa und hörte Vorlesungen über klassische und moderne Literatur am College de France und an der Universität Berlin. Von 1877—1881 war er Instruktor der englischen Sprache am Harvard College und von 1881—82 bekleidete er daselbst den Posten eines Vorlesers (lecturer) über englische Literatur. Für die einflußreichsten Zeitungen Amerikas hat er zahlreiche Artikel geliefert.

In einem seiner neuesten Werke „From Opitz to Lessing"

(Boston, 1884) macht er die Amerikaner mit einer deutschen Literaturperiode bekannt, der man bis jetzt wenig Beachtung dahier geschenkt hat. Wer Geschichte studiren will, darf sich, wenn er die inneren Beweggründe wichtiger Ereignisse verstehen will, nicht nur an die Hauptthelden, wie einen Cäsar, Washington oder Napoleon halten, sondern muß sich auch mit solchen Personen beschäftigen, welche den Helden den Weg ebneten; so ist es auch mit der Literaturgeschichte, und wer z. B. die Verdienste eines Lessing recht würdigen will, muß auch den Leistungen und Bestrebungen seiner Vorgänger die gebührende Rücksicht angedeihen lassen. Perry liefert eine recht übersichtlich geordnete Darstellung des literarischen Lebens in Deutschland vom Ende des 30jährigen Krieges bis auf Lessing; er karakterisirt jeden in dieser Periode wirkenden Schriftsteller, wie Hoffmann von Hofmannswaldau, Lohenstein, Canitz, Günther, Brockes, Gottsched, Haller, Bodmer, Klopstock u. s. w. kurz, aber treffend und gibt eine ziemlich ausführliche Analyse der poetischen Schöpfungen Lessings, besonders aber vom „Nathan", dem auch Perry's Freund, John Fiske, in seinem Werke: „The Unseen World, and other Essays" eine längere Abhandlung gewidmet hat.

Es gereicht gewiß einem jeden Deutsch-Amerikaner zur höchsten Freude, wenn er sieht, daß seine englischredenden Mitbürger von Jahr zu Jahr der deutschen Literatur mehr Geschmack abgewinnen und sich mit derselben eingehend beschäftigen, wovon besonders die literarischen Erscheinungen der letzten Jahre ein äußerst günstiges Zeugnis ablegen.

Im Jahre 1877 gab der nun verstorbene freisinnige Theologe John Weiß, dessen Großvater ein eingewander-

ter Deutscher war, in Boston eine sehr lesbare, mit werthvollen Noten begleitete englische Uebersetzung des „West-östlichen Divan" von Goethe heraus, die unseres Wissens überhaupt die erste vollständige Version in jener Sprache ist. 1878 veröffentlichte Helen S. Conant im Harperschen Verlage zu New York einen „Primer of German Literature" und Paul Dyrsen ließ in derselben Stadt eine Uebersetzung der Gedichte Goethes erscheinen, die jedoch als eine mangelhafte zu betrachten ist. Das Jahr 1879 brachte uns nicht weniger als drei größere Werke über die deutsche Literatur; erstens Prof. Hosmers elegant geschriebene „Short History of German Literature" (St. Louis), die aber durchaus nicht „short" ist, sondern gegen 600 Druckseiten füllt; dann des verstorbenen Bayard Taylors „Studies in German Literature" (New-York), deren Ausgabe von dem Philadelphier Dichter George H. Boker besorgt wurde; und schließlich Hjalmar H. Boyesens „Goethe and Schiller: Their Lives and Works. Including a Commentary on Goethes Faust" (New-York). Boysens Englisch ist im Ganzen glatt und fließend und schmeckt weniger nach dem Wörterbuche, wie das so vieler Anderer Englisch schreibenden Ausländer; hin und wieder ist es jedoch nicht ganz frei von Germanicismen. In dem genannten Werke zeigt er sich als begeisterter Verehrer Goethes; seine Studie über denselben bringt allerdings dem Literaturkenner nichts Neues; aber ein blinder Nachbeter der benutzten Quellen ist er gerade auch nicht gewesen. Man muß stets bedenken, daß dieses Buch für ein amerikanisches Publikum berechnet ist und für dasselbe ist es insofern von hohem Werthe, als es ihm eine gedrängte, anziehend geschriebene Biographie beider Dichterheroen, nebst einem Faust-

Commentar*) liefert und ihm das Durchlesen zahlreicher und hier nicht immer zugänglicher Schriften erspart.

Auch die Abhandlung über Schiller enthält nichts Neues; die Bemerkung, daß Schiller einst in trunkenem Zustande nach Hause getragen werden mußte, so wie die aufgeworfene Frage, ob dessen Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau ein platonisches gewesen sei, hätten wir dem Verfasser gerne geschenkt; denn dieselben sind sicherlich nicht dazu angethan, seinem speziellen Publikum ein größeres Interesse am Dichter des „Tell“ und „Wallenstein“ beizubringen; auch liefern sie durchaus kein nothwendiges Material für die wahre Auffassung des Schillerschen Charakters. Fehler sollen natürlich nicht verschwiegen werden, aber es fragt sich in solchem Falle stets, ob es geboten sei, sie aufzudecken, oder ob man sie unbeschadet der selbstgestellten Aufgabe nicht lieber stillschweigend übergehe.

Trotzdem man bis vor wenigen Jahren an den öffentlichen und Privat-Lehranstalten Amerikas dem Studium der französischen Sprache im Vergleiche mit dem der deutschen, theilweise aus nationalen Vorurtheilen, theilweise aus einem nicht zu entschuldigenden, aber nicht wegzuläugnenden Hasse gegen alles Deutsche den Vorzug gab, und eine oberflächliche Kenntnis der französischen Literatur zum guten Tone gehörte, so haben doch nur sehr wenige wirklich gebildete amerikanische Schriftsteller es versucht, dem Publikum ein Werk über jenes Thema zu liefern, das man z. B. Ticknors „Geschichte der spa-

*) Von demselben erschien in der Reclam'schen Universalbibliothek eine deutsche Uebersetzung.

nischen Literatur" zur Seite stellen könnte. Man hat die populärsten Novellen und auch einige der besten Lieder Frankreichs ins Englische übertragen, auch einige Dramen für die amerikanische Bühne und die amerikanische Geschmacksrichtung zugestutzt und mit rühmlicher Ausnahme von Partons zweibändigem Werke über Voltaire gelegentlich in den Monatsschriften einige Essays über die französischen Modeschriftsteller veröffentlicht; damit aber glaubt man die betreffende Angelegenheit erledigt zu haben. In dieser Hinsicht füllt nun das Werk „The French Dramatists of the 19th Century" (New-York 1881) von Brander Matthews eine Lücke aus. Der Verfasser hat, wie auch sein Werk „Theatres of Paris" (1880) beweist, seine Studien an Ort und Stelle gemacht und ist während seines längeren Aufenthaltes in der Hauptstadt Frankreichs ein fleißiger, mit den nöthigen sprachlichen und ästhetischen Vorkenntnissen ausgerüsteter Theaterbesucher gewesen. Als Einleitung gibt er eine gedrängte Uebersicht über den Streit der Puristen und Romantiker und berichtet mit Freude den Sieg der letzteren, deren Schöpfungen er dann in seinem anspruchslos geschriebenen Buche ausführlich bespricht.

Matthews stellt jedoch den Unterschied zwischen den beiden Schulen etwas zu schroff dar; wenn man aber den französischen Nationalkarakter dabei in Betracht zieht und bedenkt, daß dem Franzosen der Uebergang vom steifen, etikettenmäßigen Ernst zur Naivetät und Ungebundenheit so ungemein leicht und ihm vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, und wenn man fernerhin bedenkt, daß sich der Franzose von der Bühne aus nicht gerne mit philosophischen Fragen und Versuchen zur

Lösung des Welträthsels traktirt sieht und ihm der Weltschmerz ein ziemlich unbekannter Begriff ist, so wird man den Sieg der meist aus dem vollen, frischen Leben der Gegenwart schöpfenden Romantiker einfach als etwas Natürliches und Selbstverständliches betrachten müssen.

Matthews beginnt seine dramatischen Lebensbilder mit Victor Hugo, dem er aber nicht, wie z. B. der englische Dichter Swinburne, bei jeder Gelegenheit Palmen streut, sondern an dem er auch Manches mit Recht zu tadeln weiß. Von Hugos sonst fast stets ignorirtem Jugenddrama „Inez de Castro“ spricht er mit vieler Wärme; den sehr dankbaren Stoff, den in Deutschland F. H. Thilo und Julius Graf von Soden und in Portugal Antonio Ferreira und J. Baptista Gomes (letzterer mit großem Erfolge) behandelt hatten, hatte Hugo zum Vorwurfe eines Melodrama genommen; da er aber zur Zeit der Abfassung erst 16 Jahre alt war und mit der Bühne keine Verbindung hatte, so ist diese Arbeit nur als ein werthvolles und interessantes Dokument zur Entwicklungsgeschichte des Dichters anzusehen.

Nachdem Matthews jedes Drama Hugos kritisch beleuchtet hat, widmet er dem älteren Dumas, der mit „Henry III.“ den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte, ein längeres Kapitel. Er zeigt darin, daß derselbe mit großem Geschick die Arbeiten anderer Schriftsteller verwerthete und überhaupt ungenirt Alles, was ihm gerade paßte, zu seinem literarischen Eigenthum erklärte.

Fernerhin bespricht Matthews Emil Augiers gedankenreiche, weniger auf den äußeren und schnellen Effekt berechnete Dramen, des jüngeren Dumas Halbwelt-Bühnen-

stücke, sowie die Dichtungen von Victorien Sardou, Eugen Labiche, Octave Feuillet, Zola u. s. w. Sein Thema erschöpft er übrigens nicht, denn Delprit, Barriére Ferrier, D'Ennery, Jules Verne und Erkmann-Chatrian und einige andere französische Bühnenschriftsteller hätten sicherlich auch Berücksichtigung verdient.

Im Verein mit H. C. Bunner, dem gewandten Redakteur des „Puck“, gab Matthews eine Sammlung humoristischer Skizzen unter dem Titel „In Partnership“ (New-York 1884) heraus. Ein Jahr darauf ließ er in derselben Stadt die äußerst spannend geschriebene, zuweilen aber etwas abenteuerlich klingende Novelle „The Last Meeting“ erscheinen, die einen großen Leserkreis fand.

Brander Matthews ist 1852 in New-Orleans geboren und kam im Jahre 1857 mit seinen Eltern nach New-York, seinem gegenwärtigen Wohnsitze. Er studirte auf dem Columbia College Jurisprudenz und widmete sich späterhin der Schriftstellerei.

Als Novellist kann sich Francis J. Underwood gerade keiner bedeutenden Erfolge erfreuen und thut es auch nicht; aber seine Bestrebungen, das Studium der englischen und amerikanischen Literatur durch die Herausgabe der Kompilationen „English Authors“ und „American Authors“ zu popularisiren, müssen unbedingt lobend anerkannt werden, denn von allen amerikanischen Chrestomathieen, die bisher für den Schul- und Privatgebrauch zusammengestellt worden sind, zeugen keine von solcher Umsicht und Einsicht, wie die Underwood'schen und sie haben daher auch in zahlreichen Schulen Eingang gefunden.

Underwood's „Cloud-Pictures“, ein Konglomerat sonderbarer Erzählungen, können es, was überschwängliche Phan-

tasie anbelangt, getrost mit irgend einem märchenhaften Erzeugnis der romantischen Schule Deutschlands aufnehmen. Es ist dies ein Jugendwerk des Verfassers, in dem man eher einen himmelstürmenden, überspannten deutschen Gymnasiasten, der durch allerlei Lektüre und geistige Ueberanstrengung zu einem halben Narren geworden ist, als einen praktischen Amerikaner, der sich selber hinter dem Blasebalg der Schmiede seines Vaters herangebildet hat, vermuthen sollte.

Die Novelle „Man proposes" enthält zwar keine handelnde Person, die dem Leser besonderes Interesse einflößt, aber sie liefert immerhin ein getreues Bild des gesellschaftlichen Lebens in Amerika. „Lord of Himself", eine andere Novelle Underwood's, ist eine allem Anscheine nach mit Ruhe und Mühe gearbeitete Erzählung aus der Sklavenzeit Kentucky's, in der uns ein historisches Bild aus dem Leben der südlichen Barone und ihrer schwarzen Knappen mit frischen Farben gezeichnet wird. Der Verfasser spricht hier aus eigener Anschauung, da er einst zwei Jahre lang in dem genannten Staate der Schulmeisterei oblag und sich daselbst auch eine Frau suchte. Wo er nur Gelegenheit findet, seiner Vorliebe für englische Literatur und seiner Kenntnis der deutschen Musik Ausdrücke zu verleihen, macht er von derselben auch Gebrauch und verleiht dadurch seiner Novelle noch einen besonderen Reiz. Von dem Brugsch'schen Werke „Egypten unter den Pharaonen" veranstaltete Unterwood eine kondensirte englische Ausgabe, die er mit einer längeren Einleitung versah.

Außerdem ist Unterwood der Verfasser von literarhistorischen Werken über die Dichter Lowell und Longfellow,

mit denen er Jahre lang persönlichen Umgang pflegte. Beide Werke sind im Grunde genommen nichts als Panegyriken; aber sie enthalten des Interessanten so viel, daß sie jedem Literaturfreund unstreitig eine willkommene Gabe sind. Als Underwood das Manuskript seines Buches über Lowell dem alternden Longfellow zur Durchsicht vorlegte, äußerte derselbe den Wunsch, ein ähnliches Buch über sich geschrieben zu sehen und dieser allerdings nicht sehr bescheidene Wunsch veranlaßte dann Underwood, darauf bezügliche Notizen zu sammeln und auszuarbeiten. Es ist trotz aller Mängel das beste Werk, das bis jetzt in englischer Sprache über den Sänger der „Evangeline“ erschienen ist; auf die Bezeichnung einer kritischen Studie aber kann es keinen Anspruch machen.

Underwood ist ein sogenannter „selfmade-man“. Er ist 1825 zu Enfield, Massachusetts geboren; sein Vater war ein armer Schmied und in der Werkstätte desselben hat er manches Jahr den Blasebalg ziehend und dabei belehrende Bücher lesend verbracht. In Kentucky widmete er sich, währenddem er sein Brod als Schulmeister verdiente, privatim dem Studium der Jurisprudenz und ging darauf nach Boston, woselbst er längere Jahre die lukrative Stelle eines Schreibers des oberen Gerichtshofes begleitete. Diese Stelle vertauschte er späterhin mit einer anderen und zwar aus dem lobenswerthen Grunde, weil ihm letztere mehr freie Zeit für seine literarische Beschäftigung, ohne die er nun einmal nicht sein konnte, gewährte.

Es war endlich einmal an der Zeit, daß sich ein Amerikaner, ausgerüstet mit der nöthigen gründlichen Bildung, ausdauerndem Fleiße und dem vor allen Dingen

unentbehrlichen Enthusiasmus, daran machte, eine Geschichte der amerikanischen Literatur zu schreiben, die allen Anforderungen, die man man mit Recht an eine derartige Arbeit stellt, genügte. Von den Verfassern der bisher erschienenen Werke, welche den genannten Gegenstand behandeln, glaubte Jeder seinen Vorgänger dadurch auszustechen, daß er eine größere Namenliste aufstellte und überhaupt eine vollständigere Bibliographie lieferte. So anerkennungswerth dies nun im Allgemeinen war, so war, besonders da jenen Kompilatoren meist jede kritische Uebersicht abging und sie Spreu und Weizen gedankenlos mit einander vermischten, dem Literaturfreund, der aus den schriftlichen Zeugnissen der Vergangenheit ein übersichtliches Bild der geistigen Entwicklung gewinnen wollte, doch wenig damit gedient; man konnte höchstens dem Fleiße dieser Leute seine Anerkennung zollen, sich aber dabei nicht der Bemerkung enthalten, daß sie im Grunde doch nur Kärrnerarbeit — und öfters auch diese noch nicht einmal — verrichtet hatten.

Wer die amerikanische Literatur verstehen und würdigen will, muß sich erstens einmal mit den geistigen Bestrebungen und Leistungen des englischen Mutterlandes vertraut gemacht haben; dann aber muß er die Geschichte der politischen und sozialen Entwicklung Amerika's so vollständig wie nur möglich beherrschen. Diese und noch andere Erfordernisse finden wir glücklich vereinigt in Moses Coit Tyler, dem Professor der amerikanischen Geschichte und Literatur in der Cornell Universität.

Tyler wurde im Jahre 1835 zu Griswold in Connecticut geboren; seine Knabenjahre verbrachte er in Detroit, Michigan, wohin seine Eltern inzwischen gezogen

waren. Nachdem er 1857 vom Yale College graduirt worden war, studirte er in Andover und New Haven Theologie und war dann von 1860—62 Prediger zu Poughkeepsie im Staate New York. Dem Predigeramte schien er jedoch keinen besonderen Geschmack abzugewinnen, denn er hat, so viel wir wissen, nach jener Zeit die Kanzel niemals wieder betreten.

Zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit ging Tyler eine Zeit lang nach Boston und besuchte Dr. Dio Lewis' gymnastische Heilanstalt, die damals den Zufluchtsort aller schwächlichen Stubenhocker bildete. Dann ging er auf ein Jahr nach England und beschäftigte sich während dieser Zeit mit Unterrichtgeben, dem Abhalten von Vorlesungen und einigen Lieblingsstudien. Auch korrespondirte er fleißig für die New Yorker Wochenschriften „The Independent" und „The Nation". 1867 übernahm er die Professur für englische Sprache und Literatur an der Staatsuniversität von Michigan, die er nach zehn Jahren mit einer Professur an der Cornell Universität vertauschte.

Außer zahlreichen Magazinartikeln veröffentlichte Tyler einen Bericht über das Vassar College, die bekannte amerikanische Damen-Universität, eine Geschichte der englischen Literatur und „The Brownville Papers", ein Werk, welches der physischen Ausbildung des menschlichen Körpers gewidmet ist. Sein Hauptwerk ist jedoch die Geschichte der Amerikanischen Literatur (New York 1878), wovon bis jetzt zwei Bände, welche den Zeitraum von 1607 bis 1765 behandeln, erschienen sind. In der Vorrede bemerkt er, daß er hoffe, sein Werk in drei bis vier Bänden zu vollenden; wenn man aber bedenkt, daß er allein der unfruchtbaren Kolonialperiode zwei starke Bände gewidmet

hat, so kann man, wenn der Verfasser nicht auf einmal von seiner gründlichen Ausführlichkeit Abstand nehmen sollte, was hoffentlich nicht der Fall sein wird, mit Fug und Recht ein Werk von mindestens sechs Bänden erwarten. Tyler's Buch ist Literatur- und Kulturgeschichte zugleich. Der Verfasser schwärmt mit Leib und Seele für seinen Gegenstand und versteht es auch durch eine glänzende Sprache dem Leser dasselbe Gefühl einzuflößen. Vor Abfassung dieses Werkes hatte er sich vorgenommen, alle während der angeführten Periode von amerikanischen Schriftstellern veröffentlichten Schriften durchzusehen, denn auf das Urtheil anderer wollte er sich nicht verlassen, und wem hätte er überhaupt auch nachschreiben sollen? Er unterzog sich also der zeitraubenden, mit vielen Reisen verbundenen Arbeit, diese Schriften, von denen manche nur noch in zwei oder drei Exemplaren existiren, in öffentlichen und privaten Bibliotheken aufzustöbern und sie einer gründlichen Durchsicht zu unterwerfen. Will man seinem Werke einen Vorwurf machen, so ist es nur der, daß darin mitunter literarische Erzeugnisse besprochen werden, die streng genommen nur für den Geschichtsforscher, nicht aber für den Literarhistoriker von Interesse sind. Die Auszüge aus diesen seltenen, nur Wenigen zugänglichen Schriften sind mit lobenswerther Sorgfalt gewählt; sie dienen trefflich zur Illustration der vorurtheilsfreien Ansichten Tylers, der nicht haben will, daß man ihm auf sein bloßes Wort hin glaubt.

Der Literarhistoriker William Sloane Kennedy (geboren 1850 bei Cleveland, Ohio) hat sich die lobenswerthe Aufgabe gestellt, die bedeutendsten Dichter Amerika's durch ausführliche biographische Werke zu verherrlichen.

Von dieser Serie erschienen im Jahre 1882 zwei Bände, wovon der eine Longfellow und der andere den Quäkerdichter Whittier behandelt.

An das Werk von Longfellow darf man deshalb keinen strengkritischen Maßstab legen, weil es allem Anscheine nach kurz nach dem Tode dieses Dichters in der größtmöglichsten Eile kompilirt wurde; trotzdem aber hat es seine nicht zu unterschätzenden Verdienste, denn der fleißige Verfasser hat alle Anekdoten, Kritiken und eine Anzahl Briefe, die sich auf Longfellow beziehen, aus allen ihm zur Verfügung stehenden Quellen gesammelt und seinem Werke einverleibt. Fernerhin finden wir in diesem Buche die nun zum ersten Male zusammengestellten Jugendgedichte Longfellow's, dann eine Auswahl der demselben gewidmeten poetischen Tribute und eine Longfellow-Bibliographie, die jedoch unvollständig ist. Fernerhin gibt uns Kennedy ausführliche Nachrichten über Longfellow's Vorfahren, das historisch-berühmte Wohnhaus desselben und viele andere Dinge und Begebenheiten, die mit dem betreffenden Dichter im nahen Zusammenhang standen.

Im Ganzen genommen ist dieses Buch jedoch eine Panegyrik der überschwänglichsten Art, wie man sich dann nachgerade in Amerika daran gewöhnt hat, Longfellow als einen Halbgott zu betrachten und zu verherrlichen. Er selber gefiel sich herrlich in dieser Rolle und hatte sich allmählig so in dieselbe hineingelebt, daß er den geringsten Tadel seiner poetischen Schöpfungen für eine unverantwortliche Beleidigung seiner heiligen, unantastbaren Person ansah. Longfellow war weder als Dichter noch als Mensch unfehlbar; in ersterer Eigenschaft wurde er in früheren Jahren von Poe derb angegriffen, doch merkte man dieser

Attake zu sehr die Gehässigkeit ihres Urhebers an und dann wurde die Wirkung derselben durch Poe's Privatkarakter zu sehr neutralisirt. Longfellow war, das ist nicht zu leugnen, ein Egoist, der es aber wie wenige verstand, diesen seinen Grundkarakter unter dem Deckmantel der Bonhommie zu verbergen. Auf die Popularität seiner Gedichte war er so stolz, wie ein junges Mädchen auf seine vollen Zöpfe. Die plumpsten Schmeicheleien und Lobhudeleien nahm er dankbar entgegen und zwar nur im Interesse der Erhöhung seiner persönlichen Beliebtheit. Wie wenig er aber im Grunde für das Volk übrig hatte, zeigte er am deutlichsten durch sein Testament. Ticknor und Prescott vermachten ihre werthvollen Bibliotheken nach ihrem Tode öffentlichen Anstalten; Carey, der berühmte Nationalökonom, bedachte sogar den deutschen Schriftsteller Dr. Dühring mit einem anständigen Legate; James J. Fields testirte mehreren Schriftstellern anständige Summen, aber der reiche, viel besungene und vergötterte Longfellow vermachte noch nicht einmal ein Buch einer öffentlichen Bibliothek, noch schenkte er irgend einer wohlthätigen Anstalt einen Cent.

Viel besser ist unstreitig Kennedy's Buch über John Greenleaf Whittier, den Dichter der reizenden Idylle „Snow bound“. Darin zeigt er uns den Einsiedler von Amesbury in seiner patriarchalischen Einfachheit; er bringt die Aussprüche anderer Schriftsteller über ihn, gibt die Geschichte seiner literarischen Lehr- und Wanderjahre, eine sorgfältige, kompilirte Bibliographie seiner Schriften und Beschreibungen von Personen und Lokalitäten, die zum Verständnis der Werke des Dichters dienen.

James A. Harrison, Professor der modernen

Sprachen an der Washington und Lee Universität zu Lexington in Virginia, veröffentlichte als Frucht seiner ausgedehnten europäischen Reisen 1875 in Boston das interessante Werk „A Group of Poets and their Haunts“, das aus Aufsätzen über ältere und neuere Dichter, besonders über Dichter der romanischen Völker besteht. Auch Heine's Matratzengruft hat er darin ein längeres Kapitel gewidmet und es scheint uns, als ob Heine, dessen Stil er sich mitunter anzueignen sucht, hauptsächlich deshalb eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt habe, weil derselbe ein Bewunderer der „großen Nation“ war und dieser Gesinnung unverhohlen Ausdruck verlieh. Harrison's Schreibweise ist wenigstens in diesem Buche äußerst geschraubt und manirirt; in seinen neuen Wortbildungen ist er nicht immer glücklich und dann berührt die Sucht des Verfassers, bei jeder Gelegenheit, einerlei ob dieselbe passend oder nicht ist, die Namen klassischer Dichter dutzendweise anzuführen, den Leser in hohem Grade unangenehm.

Für amerikanische Leser sind besonders die Abschnitte über die französischen Dichter Jasmin und Baudelaire von Interesse; der Gascogner Jasmin ist nämlich der Verfasser der ergreifenden Ballade „L'Abuglo de Castel-Cuille“, von der Longfellow eine getreue Uebersetzung lieferte, und Baudelaire übertrug Poe's Erzählungen und Gedichte in das Französische.

1878 ließ Harrison sein Buch „Greek Vignettes“ in Boston erscheinen. In demselben beschreibt er eine flüchtige Sommerreise durch Griechenland, das Sagenland Homer's. Die Panoramen, die er uns vorführt, wechseln viel zu schnell, um einen bleibenden Eindruck zu erzielen.

Das Buch gibt blos die persönlichen Eindrücke des Augenblicks wieder; doch versteht es der Verfasser so lebhaft zu schildern, daß der Leser unwillkürlich an dieser Reise selbst theilzunehmen glaubt. Das hier Gesagte gilt auch von Harrison's „Spain in Profile“ (Boston 1879). Ferner gab er eine reich illustrirte Geschichte Spaniens (1881) heraus.

Samuel Haldeman, der bedeutende amerikanische Natur- und Sprachforscher wurde am 12. August 1812 zu Locust Grove, Lancaster County, Pa., geboren. Seine Vorfahren, von denen sich mehrere einen geachteten Namen in der Geschichte errungen haben,*) stammten aus der Schweiz. Nachdem Haldeman einen Elementarunterricht, so gut es die Umstände erlaubten, genossen hatte, schickten ihn seine Eltern zur weiteren Ausbildung zu Dr. John M. Keagy, der sich von der ärztlichen Praxis zurückgezogen und in Harrisburg eine klassische Privatschule errichtet hatte. Späterhin bezog er das Dickinson College in Carlisle, auf dem er jedoch nur zwei Jahre lang blieb, worauf er wieder nach Hause ging und seine schon in früher Kindheit begonnenen Naturstudien, so gut es ging, fortsetzte. 1835 verheiratete er sich und zog nach Chickies, wohin ihm bald zwei seiner Brüder folgten und sich mit ihm der Eisenfabrikation widmeten. Damals schrieb er auch eine längere Abhandlung über Locke's so genannte „Moon hoax“ und verwies die betreffende Affaire in das Reich des höheren Schwindels. Dieser Locke, der Mitarbeiter der New-Yorker „Sun“ war, hatte 1835 in

*) Siehe darüber die August-Nummer des Penn. Monthly, Philadelphia 1881.

dem genannten Blatte Artikel über die außerordentlichen Entdeckungen, die der Astronom Herschell durch ein Teleskop von 24 Fuß Durchmesser auf der Mondoberfläche gemacht haben sollte, mit glühenden Farben beschrieben, was, da jene Artikel eine streng wissenschaftliche Färbung trugen, in der gesammten gebildeten Welt eine solche Sensation hervorrief, daß dieselben in Broschürenform herausgegeben werden mußten, und in wenigen Monaten 60,000 Exemplare davon verkauft wurden.

In seiner Eigenschaft als Assistent des Geologen Prof. Rogers, entdeckte Haldeman die bisher unbekannte fossile Pflanzenspecies Scolithus linearis, worüber er 1840 eine ausführliche Monographie veröffentlichte. Die Frucht seiner mit besonderer Vorliebe gepflegten Studien auf dem Gebiete der Conchologie gab er unter dem Titel „Freshwater Univalve Mollusca of the United States“ heraus, wovon im Ganzen neun Lieferungen erschienen.

Auch nahm Haldeman großes Interesse an den amerikanischen Aboriginalsprachen, und da ihm die bisherige Bezeichnung der Aussprache zur genauen Darstellung der Laute ungenügend schien, so untersuchte er die Aussprache des Lateinischen gründlich, denn er wollte das Alphabet dieser Sprache zur Niederschrift der Indianersprache verwenden. Die Frucht dieser Studien erschien 1851 unter dem Titel „Elements of Latin Pronunciation“ (Philadelphia 1851; zweite verbesserte Auflage 1873).

Haldeman's fortgesetzte philologische Studien befähigten denselben, sich um den von Sir Walter Trevelyan, dem Präsidenten der phonetischen Gesellschaft von Großbritannien, ausgesetzten Preis von hundert Pfund Sterling für die beste Arbeit über die Reform der englischen Ortho-

graphie auf Grundlage der Laute zu bewerben. Achtzehn der bedeutendsten Sprachgelehrten Europa's sandten Essays ein, aber kein einziger entsprach den Anforderungen der Preisrichter; doch wurde Haldeman's Arbeit als die relativ beste bezeichnet und dem Verfasser unter der Bedingung der Preis zuerkannt, daß er seine Schrift nochmals durcharbeite und in den Druck gebe. Dies that er denn auch und um 1860 erschien der Quartband „Analytic Orthography: an Investigation of the Sounds of the Voice, and their Alphabetic Notation including the Mechanism of Speech, and its Bearing to Ethnology". Darin stellt er die Regeln auf, daß jeder einfache Laut ein einfaches Zeichen haben sollte und kein Buchstabe mehr als einen Laut darstellen dürfe. Haldeman entwickelt darin eine erstaunliche Belesenheit in der philologischen Literatur der alten und neuen Welt und geizt mit Citaten durchaus nicht. Zur genauen Darstellung seiner phonetischen Prinzipien hat er eine Masse neuer Typen erfinden müssen, die wohl schwerlich jemals in irgend einer Sprache Eingang finden werden.

1865 publizirte Haldeman das nützliche Werk „Affixes, in their Origin and Application, exhibiting the Etymologic Structure of English Words". (2. Auflage Philadelphia 1871.) Die englische Sprache, sagt er darin, hat ungefähr 3200 einsilbige Wörter, die jedoch keine eigentlichen Wurzelwörter sind, sondern Vor- und Nachsilben haben, die meist nur durch einen Buchstaben ausgedrückt sind. Diese Vor- und Nachsilben nun zur Anschauung zu bringen, ist der Zweck des genannten Werkes, das in Fachkreisen in hohem Ansehen steht. 1872 veröffentlichte er „Pennsylvania Dutch: a Dialect of South German with an Infusion

of English", ein Werkchen, das er auf Veranlassung des englischen Philologen Alexander J. Ellis geschrieben hatte. Die Darstellung, die Haldeman von dem genannten Jargon, der nichts anderes, als ein durch die englische Umgangssprache corrumpirter süddeutscher Dialekt ist, liefert, zeichnet sich durch große Gründlichkeit aus und ist die einzige wirklich wissenschaftliche Würdigung, die dem Pennsylvanisch-Deutschen bis jetzt widerfahren ist. Nach unserer Ansicht hat er diesem Thema eine nicht zu rechtfertigende Wichtigkeit beigelegt.

Haldeman's „Outlines of Etymology", ein an interessanten Notizen reiches Werk, erschien 1877 zu Philadelphia. Die „Rhymes of the Poets", eine 1868 unter dem Pseudonym „Felix Ago" herausgegebene Schrift, ist eine Frucht seiner phonetischen Studien und besteht aus einer Sammlung falscher und mitunter lächerlicher Reime, die sich in den Werken der hauptsächlichsten Dichter des 17., 18. und 19. Jahrhunderts vorfinden. Von seinen zahlreichen Flugschriften war besonders die über Wilson's amerikanische Lesebücher von durchschlagender Wirkung; er wies darin eine Anzahl naturhistorischer Irrthümer nach und bewerkstelligte durch seine unbarmherzige Kritik, daß die Verleger jener viel verbreiteten Schullesebücher schleunigst eine bessere Ausgabe veranstalteten. Haldeman hätte überhaupt noch weiter gehen und auseinandersetzen sollen, daß ein Lesebuch an und für sich kein Realbuch sein darf, da es anderen Zwecken zu dienen hat.

Haldeman war an mehreren Colleges Professor der Naturgeschichte. 1869 wurde er zum Professor der vergleichenden Philologie an der Universität von Pennsyl-

vanien ernannt. Am 10. September 1880 starb er in seiner alten Heimat zu Chickies.

Noch vor vierzig Jahren konnte man die amerikanischen Künstler, die überhaupt der Erwähnung werth waren, an den Fingern einer einzigen Hand abzählen; nur wenige Leute gaben sich damals mit dem Sammeln von Kunstwerken ab und das Publikum im Allgemeinen hatte weder Bedürfnis noch Verständnis des Schönen. Die Abhilfe dieses übrigens leicht erklärlichen Uebelstandes war natürlich nur eine Frage der Zeit; denn der alte Grundsatz „erst das Geschäft und dann das Vergnügen" hat nicht nur eine kaufmännische, sondern auch eine kulturhistorische Bedeutung.

Die Sache hat sich inzwischen bedeutend geändert; reichhaltige Kunstgallerien findet man jetzt überall, und der an allen öffentlichen Schulen systematisch betriebene Zeichenunterricht hat Sinn und Verständnis für Formschönheit erweckt. Die allerdings etwas krankhafte Kunstschwärmerei der Neuzeit hat sich sogar auf die Shoddy-Aristokratie erstreckt, die der allmächtigen Mode wegen ihre Salons mit Gemälden schmückt und dadurch wenigstens pecuniär die Kunst befördert.

Die Kunst einer Nation ist das Resultat jahrhundertelangen Schaffens und Wirkens; jetzt also schon eine amerikanische Kunstschule erwarten, wäre zu viel verlangt. S. G. W. Benjamin hat daher in seinem Prachtwerke „Art in America" (New-York 1880) nur von solchen Künstlern reden können, die einen viel versprechenden Anfang zur Schaffung einer karakteristisch-amerikanischen Schule repräsentiren.

Mit der im Jahre 1828 erfolgten Gründung der „National Academy of Design“, beginnt die eigentliche Geschichte der amerikanischen Kunst, die aber wie die Literatur, sich noch immer nicht von dem maßgebenden englischen Einflusse befreien konnte. Die Puritaner Neuenglands hatten von jeher allen Kunstbestrebungen beharrlich opponirt; die politischen, mit der Bildung einer neuen Nation verbundenen Parteikämpfe, die Bestrebungen, den neuen Kontinent nach allen Richtungen so schnell wie möglich zu kolonisiren und die vorherrschende Neigung für den Gelderwerb waren sicherlich ebenfalls nicht dazu angethan, die Kunst und den Sinn für dieselbe zu befördern. Die ersten Künstler Amerika's waren daher nicht allein Pioniere, sondern zugleich auch Märtyrer ihres Berufs. Aber es waren sogenannte „selfmade-men“, die alle Schwierigkeiten mit der dieser Menschenklasse eigenen Ausdauer muthig überwanden. Wie der amerikanische Staatsmann seine Carriere als einfacher Wardpolitiker beginnt, so begann der amerikanische Künstler noch Mitte dieses Jahrhunderts seine Laufbahn als Schildermaler und Kutschenanstreicher.

Die socialen Verhältnisse Amerika's sind so glücklich gestaltet, daß sie alle im Menschen schlummernden Kräfte zur Entfaltung bringen. Das alte Sprichwort, daß Jeder seines Glückes Schmied sei, hat nirgends auf der Welt mehr Berechtigung als gerade hier. Aber bei allem idealen Streben läßt der Amerikaner als praktischer Mensch niemals die materielle Seite außer Acht; nicht allein an Ehren, sondern auch an irdischen Schätzen will er reich werden, und wenn ihm das Glück nur einigermaßen lächelt, so erreicht er auch dieses Doppelziel. Es gewährt jedem ächten Amerikaner einen Hochgenuß, wenn er das rüstige

Vorwärtsstreben seines Mitbürgers beobachten und ihn darin liebevoll unterstützen kann. Kleinlicher Neid ist seine Sache nicht.

Der amerikanische Künstler, der sich eine Zeitlang studirenshalber in Europa aufgehalten hat, klagt sehr häufig, daß es ihm in Amerika zu sehr an der äußeren Anregung zu unabhängigem Schaffen fehle; individuell mag er da Recht haben, aber der Grund ist nicht in der Außenwelt, sondern in seinem eigenen Innern zu suchen. Er ist durch seine europäische Schule gewöhnlich so sehr beeinflußt worden, daß ihm das Auge für die karakteristischen Schönheiten seines Vaterlandes abgeht. In dieselbe Klage stimmten früher auch die Dichter ein; seitdem aber ein Bryant und Longfellow aufgetreten sind, die es verstanden, gleich einem Moses erfrischendes und erquickendes Wasser aus dem scheinbaren Felsen der amerikanischen Natur zu schlagen, ist dieselbe verstummt.

Benjamin ist kein Panegyriker; er behandelt zwar die ersten Erzeugnisse der amerikanischen Kunst mit liebevoller Nachsicht, aber er kann nicht umhin, die sich überall breitmachende Mittelmäßigkeit zu tadeln, die z. B. durch den demoralisirenden Einfluß ignoranter Politiker im Washingtoner Kapitol schwer bezahlte Kunsterzeugnisse aufgestapelt hat, welche man höchstens als schwache Versuche irgend eines Naturvolkes betrachten kann.

Benjamin's „Contemporary Art in Europe“ (New York 1877) bildet ein Seitenstück zu dem genannten Werke. Es behandelt die Kunst in England, Frankreich und Deutschland. Der Verfasser kritisirt ruhig und vorurtheilsfrei; auf die Franzosen aber ist er schlecht zu sprechen und zwar weil sie auf rohe Weise das von Engländern und

Deutschen in der Kunst gepflegte moralische Gefühl als Heuchelei betrachten. Großes, warmes Lob zollt er der Münchener Kunstschule, wie er denn überhaupt als verdienstvoller Vermittler des Verständnisses für deutsche Kunst in Amerika angesehen werden muß.

In dem zweibändigen, in Boston erschienenen und für die Jugend bestimmten Werke „Our American Artists" zeigt er so recht, daß es für den jungen, wirklich strebsamen Künstler keine Schwierigkeiten gibt, die er mit Ausdauer nicht überwinden kann.

Benjamin ist zugleich auch ein Reiseschriftsteller, der die Sommermonate jedes Jahres dazu benützt, irgend einen interessanten Winkel der Erde aufzusuchen und darüber gut geschriebene und reich illustrirte Berichte in den leitenden amerikanischen Monatsschriften veröffentlicht. Aus derartigen Berichten ist dann sein viel verbreitetes Buch „The Atlantic Islands" (New-York 1878) entstanden, das äußerst reichhaltig an belehrendem und zugleich unterhaltendem Stoffe ist. „The Multitudinous Seas" (1879) bildet ein Seitenstück dazu.

Benjamin's „The Turk and the Greek" (1867) enthält eine packend geschriebene, auf langjährigen eigenen Beobachtungen beruhende Darstellung der politischen, socialen und religiösen Verhältnisse Griechenlands und der Türkei; es ist ein Jugendwerk des Verfassers und als solches zu milder Beurtheilung berechtigt. „The Choice of Paris" (1870) ist eine novellistische Darstellung des trojanischen Krieges und gehört in die Kategorie der bis jetzt in Amerika so wenig gepflegten kulturhistorischen Romane. „Troy; its Legend, History and Literature", ist ein nützliches Werkchen, das einen Band der von Scribner's Sons

in New York veranstalteten „Epochs of Ancient History“ bildet. Es beschäftigt sich mit den verschiedenen Theorien betreffs der Entstehung der Homer'schen Epen, stellt die wenigen Nachrichten, die wir über das Leben jenes Dichters besitzen, übersichtlich zusammen und erspart dadurch demjenigen, der sich für jene Fragen interessirt, das Lesen trockener und dickleibiger Werke.

Seine Gedichte ließ Benjamin 1860 in Boston unter dem Titel „Constantinople, the Isle of Pearls, and other Poems“ erscheinen. Es flackert darin viel stürmisches an klassischer Lektüre genährtes Jugendfeuer; überall merkt man, daß der Verfasser Großes vollbringen will und daß er dabei oft seine Kräfte überschätzt hat. Poetische Anlagen aber hat er und es ist in dieser Hinsicht zu bedauern, daß es ihm sein schriftstellerischer Beruf, der ihn mit Brod und Butter versorgte, nicht erlaubt hat, den allerdings steilen, beschwerlichen und unzahlenden Weg zum Parnasse weiter zu verfolgen.

Samuel Greene Wheeler Benjamin ist im Jahre 1837 zu Argos in Griechenland, woselbst sein Vater als amerikanischer Missionär thätig war, geboren. Nachdem er 18 Jahre in der Levante gewohnt hatte, ging er nach Amerika und besuchte das Williams College, das ihn nach absolvirten Studien zum artium magister ernannte. Darauf bekleidete er auf die Dauer von drei Jahren die Stelle als Hilfsbibliothekar zu Albany und dann hielt er sich mehrere Jahre in Europa auf, woselbst er sich dem Studium der Malerei widmete. Schon in seinem sechszehnten Jahre lieferte er Zeichnungen für die Londoner „Illustrated News“. Benjamin war auch kurze Zeit amerikanischer Gesandter in Persien und ließ seine Beobachtungen

über dieses Land 1887 zu Boston in einem stattlichen Oktavband erscheinen.

William Elliot Griffis verdanken wir einige werthvolle Schriften zur Kunde japanesischer Geschichte und sozialer Zustände. Griffis ist am 17. September 1843 zu Philadelphia geboren und widmete sich bis zu seinem 22. Jahre kaufmännischer Beschäftigung; dann studirte er Theologie und ging darauf nach Japan, woselbst er an der Universität von Tokio längere Jahre Naturwissenschaften dozirte. Sein Hauptwerk bildet „The Mikado's Empire“ (1876), von dem bis jetzt vier Auflagen erschienen sind. Dieses reich illustrirte Buch enthält höchst interessante, auf Originalquellen beruhende Kapitel über Geschichte, Verfassung, Religion und Literatur jenes Reiches, und bieten besonders die Abhandlungen, welche die Volksmärchen und Sprichwörter behandeln, dem Ethnologen eine reiche Fundgrube für vergleichende Studien. Griffis' „Corea, the Hermit Nation“ (New-York, 1882) bildet ein Seitenstück zu diesem Werke. Auch darin ist dem sogenannten „Folklore“ ein großer Raum gewidmet. Der Kuriosität wegen führen wir an, daß das durch Hebel allgemein bekannt gewordene Märchen von den drei Wünschen darin als Volkserzählung der Coreaner mitgetheilt ist. Griffis' „Japanese Fairy World“ (Schenectady, 1880) enthält eine reichhaltige an Ort und Stelle aufgezeichnete Sammlung japanesischer Fabeln und Märchen, die wohl verdienen, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Die Zahl der amerikanischen Orientreisenden vermehrt sich langsam von Jahr zu Jahr. Ein amerikanischer Geistlicher, der sich im Jordan gebadet und auf Golgatha seine Andacht verrichtet hat, hat sich mit einem Heiligen-

scheine umgeben, der seine Strahlen über das ganze Land wirft. Von den Theologen, die sich einer solchen Auszeichnung rühmen können, sind hauptsächlich Benjamin Bausman, Prediger der reformirten Gemeinde in Reading, und Henry M. Harman, Professor der alten Sprachen und Literaturen am Dickinson College zu Carlisle, zu nennen.

Bausman machte 1857 eine Reise durch Europa nach Egypten, Arabien, Palästina und Syrien und schrieb darüber das Buch „Sinai and Zion", das, nachdem sechs Auflagen des englischen Originals davon vergriffen waren, auch in deutscher vom Verfasser besorgten Ausgabe (Reading 1875) erschien. Bausman ist kein Mann von weitgehender wissenschaftlicher Bildung; in seinem Buche will er jedoch nur erbauen, denn sein hauptsächlichstes Reisebuch nach jenen Ländern war die Bibel, als deren orthodoxen Verehrer er sich auf jeder Seite zeigt. Er ist übrigens ein guter, aufmerksamer Beobachter, der nicht verfehlte, auch das geringste Vorkommnis in seinem Tagebuche zu verzeichnen. Seine Sprache ist schlicht, ja öfters schlecht, denn überall merkt man den Einfluß seiner pennsylvanisch-deutschen Umgebung. Wo es nur irgendwie geht, führt er einen biblischen Spruch an. Die Esel in Kairo, die für die Besitzer Karren, Wagen, Kutschen und Omnibus zu gleicher Zeit sind, erinnern ihn an die mit Getreide beladenen Vierfüßler der Brüder Joseph's; der Pascha, der seine Ankunft dem Volke durch Läufer verkündigen läßt, ruft ihm das Beispiel Pharao's in's Gedächtnis, der den Joseph auf seinem Wagen fahren und vor ihm ausrufen ließ: „Dies ist des Landes Vater!"

Die „Wayside Gleanings in Europe" (Reading 1875) enthalten Bausman's Reiseerinnerungen aus England,

Deutschland, Oesterreich und Italien. Auch in diesen Ländern sah er Alles durch die Brille eines orthodoxen Geistlichen an, den vorzugsweise die Kirchen und christlichen Unterrichts-Anstalten interessiren. Benjamin Bausman ist 1824 in der Nähe von Lancaster geboren; seine Eltern waren einfache deutsche Farmer und er selbst arbeitete bis zu seinem 22. Jahre auf dem Landgute derselben. Darnach studirte er Theologie und ward im Jahre 1853 als Geistlicher der reformirten Kirche ordinirt. Er gründete 1867 den „Reformirten Hausfreund", eine monatlich zweimal erscheinende Zeitschrift.

Ungleich höheren Werth als das Bausman'sche Werk über die Länder der Bibel hat das Buch „A Journal to Egypt and the Holy Land in 1869—70" (Philadelphia 1873) von dem Pennsylvanier Henry M. Harman. Harman ist ein in der biblischen Literatur ungemein bewanderter Autor; er beschreibt die betreffenden Länder nicht nur als schnellreisender Tourist, sondern als ein wohlvorbereiteter Forscher.

Professor Harman ist außerdem Verfasser des beinahe 800 Seiten starken Oktavbandes „Introduction to the Study of the Holy Scriptures" (3. Auflage, New-York 1880), eines Werkes, dessen gründliches Studium den Geistlichen der Methodistenkirche vorgeschrieben ist. Es stellt dem Fleiße und der Gelehrsamkeit des Verfassers das ruhmvollste Zeugnis aus; kein alter, noch neuer Bibelkommentar ist ihm entgangen und die Ansichten der rationalistischen, wie streng orthodoxen Bibelforscher Deutschland's stellt er ruhig zur Vergleichung neben einander. Strauß und Renan, von denen doch sonst die Theologen nicht viel wissen wollen, läßt er, trotzdem er mit ihren Resultaten

als strenggläubiger Methodist nicht übereinstimmen kann, überall Gerechtigkeit widerfahren. Ein solches Zeichen der Toleranz findet man in der gläubigen Christenheit zu selten, um es nicht rühmend zu erwähnen.

Wie der Pennsylvanier Haldeman zeigte Charles Frederic Hartt schon in zarter Jugend eine besondere Vorliebe für Naturstudien, und als Student am Acadia College in Kanada bereiste er Neuschottland zu Fuß nach allen Richtungen, um geologische Forschungen vorzunehmen. Agassiz war von den Entdeckungen des jungen kanadischen Naturforschers so sehr entzückt, daß er ihn 1861 einlud, in das naturhistorische Museum zu Cambridge als Student einzutreten. Im Jahre 1864 wurden Hartt und die Professoren Bailley und Mathews beauftragt, eine systematische geologische Erforschung New Brunswicks vorzunehmen und die Resultate dieser Arbeit wurden in einigen offiziellen Provinzialberichten und in Dr. Dawson's „Acadian Geology" veröffentlicht.

Als 1865 durch Agassiz die sogenannte Thayer-Expedition nach Brasilien organisirt wurde, begleitete sie Hartt als Geologe und blieb von da an einer der eifrigsten und erfolgreichsten Erforscher auf dem Gebiete südamerikanischer Naturgeschichte. Eine zweite Reise nach jenem Lande wurde ihm 1867 durch die Freigebigkeit einiger New-Yorker Freunde ermöglicht. Als er jedoch seine wissenschaftlichen Notizen zur Veröffentlichung vorbereitete, fand er, daß dieselben als Theil der Agassiz'schen Berichte zu ausgedehnt waren und so entschloß er sich dann, sie als selbstständige Arbeit erscheinen zu lassen und publizirte 1870 in Boston den stattlichen Oktavband „Geology and Physical Geography of Brasil". 1868 war er zum Pro-

fessor der Geologie an der Cornell Universität ernannt worden. 1870 machte er, begleitet von Professor Prentice und elf Studenten des genannten Institutes, seine dritte Reise nach Brasilien. Seine Forschungen erstreckten sich hauptsächlich auf das Amazonenthal, aus dem er mit einer reichen Sammlung Fossilien zurückkehrte. Als 1876 das Nationalmuseum zu Rio organisirt wurde, erwählte man Hartt, der inzwischen Brasilien sozusagen zu seiner zweiten Heimat gemacht hatte, zum Direktor der geologischen Abtheilung; doch legte er diese Stelle bald wieder nieder. Sein Gesundheitszustand, der nie ein besonders zufriedenstellender war, hatte durch die mit seinen Expeditionen verbundenen Strapazen sehr gelitten und so starb er dann nach sehr kurzer Krankheit am 18. März 1878 zu Rio de Janeiro. Außer seinem genannten Hauptwerke hat er in mehreren amerikanischen und brasilianischen Zeitschriften eine Anzahl geologischer und ethnologischer Monographen veröffentlicht, worunter die Arbeit „Notes on the Lingoa Geral or Modern Tupi of the Amazonas" in den Transaktionen der amerikanischen philologischen Gesellschaften (1872) wohl die hauptsächlichste ist.

William Dwight Whitney (1827—), Professor des Sanskrit und der vergleichenden Sprachkunde am Yale College, ist neben Max Müller der größte lebende Sprachphilosoph der Gegenwart. Sein Werk „Language and the Study of Language" bildet ein Seitenstück zu Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache", nur ist es lange nicht in so anziehendem Style geschrieben, wie dieses. Whitney ist ein tief denkender Gelehrter, der bei den ersten Philologen Deutschlands in in die Schule gegangen ist und der seine Lehrer in manchen

Punkten überflügelt hat. Seine „Oriental and Linguistic Studies" (2 Bde.) enthalten mit das Gediegenste, was in der Neuzeit auf dem Gebiete der Sprachphilosophie geleistet worden ist.

William R. Alger (1823—), der freisinnige Theologe und gemüthreiche Schöngeist, hat in seinem „History of the Doctrine of a Future Life" (10. Auflage, Boston 1880) einen von erstaunlichem Fleiße zeugenden Beitrag zur Religionsgeschichte geliefert. Seine übrigen Werke, „The Genius of Solitude", „The Friendship of Women", „Oriental Poetry", sowie sein „Life of Edwin Forrest" bilden eine anziehende, herzstärkende Lektüre.



Humoristen, Novellisten und Essayisten der Gegenwart.

Der außerordentlich populäre Humorist Samuel L. Clemens (geboren 1835), besser bekannt unter dem Namen „Mark Twain", stammt aus Florida, einem Landstädtchen in Missouri. Er erlernte in seinem 13. Jahre die Schriftsetzerei und ging, nachdem er den Osten und Westen Amerika's bereist, und unter anderem auch als Pilot auf einem Schiffe den Mississippi zwischen New Orleans und St. Louis befahren hatte (daher sein nom de plume Mark Twain — markire zwei) nach Nevada, woselbst sein Bruder ein Bundesamt bekleidete. Er betheiligte sich an der Ausbeutung der dortigen Silberminen, doch verlor er später sein mühsam verdientes Geld wieder, so daß er gezwungen war, den Lokalreporter einer Zeitung in San Francisco zu spielen. Seine humoristischen Artikel fanden Beifall und als er 1867 sein Werk „The Jumping Frog" herausgab, ward er plötzlich zu einem über den ganzen amerikanischen Kontinent, sowie in England bekannten Schriftsteller.

1869 machte Mark Twain, nachdem er sich inzwischen reich verheiratet hatte, eine Reise nach dem heiligen Lande, als deren Frucht sein populärstes Werk „The Innocents abroad“, anzusehen ist. Außerdem schrieb er „A Tramp abroad“, „Roughing it“, „The Innocents at Home“ und mehrere andere. Mark Twain ist ein scharfer Beobachter, dessen Humor, Witz, Satyre und Sarkasmus, wie es scheint, nur durch Reisen in die Fremde zum Ausbruche kommen. Seine Witze sind eben so originell wie einfach und zum Verständnis derselben ist kein langes Nachdenken nöthig. Wo er Gelegenheit hat, sich über Sprache, Sitten und Musik Deutschlands lustig zu machen, da läßt er sie sich sicherlich nicht entgehen.

Benjamin P. Shillaber (Mrs. Partington) ist 1814 zu Portsmouth in New-Hampshire geboren; er erlernte die Schriftsetzerei und arbeitete, nachdem er sich seiner Gesundheit wegen mehrere Jahre in einem wärmeren Klima aufgehalten hatte, von 1840—1850 als Setzer in der Bostoner „Post“. Späterhin gründete er die humoristische Wochenschrift „The Carpet Bag“ und leitete dieselbe zwei Jahre. Seine „Rhymes with Reason and without“ (1852) und sein Buch „The Life and Sayings of Mrs. Partington“ (1853), sowie „Knitting Work“ fanden Beifall und ermuthigten ihn, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen.

Henry W. Shaw (1818—1885) hat sich durch seine „Sayings of Josh Billings“, sowie durch seinen Kalender „Josh Billings' Farmer's Allminax“ als Schriftsteller von gesundem Mutterwitz gezeigt. Wie gern seine humoristischen Aufsätze gelesen wurden, geht auch aus dem Um-

stande hervor, daß ihm das „New York Weekly“ ein Jahresgehalt von 4000 Dollars für seine Beiträge zahlte.

George H. Derby (1824—1861) war ein unter dem Namen „John Phoenix“ schreibender Humorist, welcher eine militärische Erziehung genossen hatte und zur topographischen Abtheilung der Bundesarmee gehörte. Seine gesammelten Arbeiten wurden nach seinem Tode unter dem Titel „Phoenixiana“ in einem Bande herausgegeben.

Der als „Mayor Jack Downing“ bekannte Seba Smith (1792—1863) schrieb das Epos „Powhattan“ und mehreres Andere, das längst vergessen ist, aber seine „Letters of Mayor Jack Downing“, von denen Lord Brougham sagt, daß seit Butler's Hudibras kein solches originelles humoristisches Werk erschienen sei, haben ihn überlebt.

Auch Augustus B. Longstreet (1790—1870), hat sich durch sein Werk „Georgia Scenes“ als bedeutender Humorist erwiesen.

Der Humorist Artemus Ward, pseudonym für Charles Browne, wurde am 26. April 1834 zu Waterford in Maine geboren. In diesem Dorfe war sein Vater als Landvermesser und Friedensrichter thätig und nachdem Artemus durch seine humoristischen Vorlesungen und Aufsätze ein wohlhabender Mann geworden war, kaufte er eine Farm, die von seinem inzwischen verstorbenen Vater bewirthschaftet worden war, für seine Mutter an und brachte seine freie Zeit stets darauf zu, bei welcher Gelegenheit er vorzugsweise mit dem niederen Volke verkehrte, es belustigte und sich darüber lustig machte. Dem Anscheine nach schien ihm die Welt mit Allem, was darauf kreucht und fleugt, nur zu dem Zwecke erschaffen zu sein,

um darüber gute und schlechte Witze zu machen und gar oft ward er deshalb für einen unheilbaren Idioten gehalten. Er erhielt nur eine geringe Schulbildung, und sagte selbst, daß er bei seinem Abgange von der Dorfschule ungefähr so viel gewußt habe, um im Nothfall die gewöhnlichen Wörter auf ein Aushängeschild fehlerfrei schreiben zu können. In der Kunst der Deklamation aber war er allen Mitschülern voraus; dieselbe hatte er nämlich den Possenreißern der reisenden Schaubudentruppen abgelernt.

Nachdem er bis zu seinem 16. Jahre die Schriftsetzerei nothdürftig erlernt hatte, ging er nach Boston, woselbst er in der Druckerei des „Carpet Bag“, einem humoristischen Wochenblatte, für welches Mrs. Parlington, Miles O'Reilly und Saxe Beiträge lieferten, Beschäftigung fand. Mit der Zeit versuchte er sich ebenfalls als Schriftsteller; er schickte in verstellter Handschrift humoristische Aufsätze an den „Carpet Bag“ und hatte die Freude, daß ihm seine Manuskripte zum Setzen übergeben wurden. Er verkehrte fleißig mit Schauspielern und Schauspielerinnen und da das nomadische Leben derselben einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübte, so zog er, um ein zweiter Bayard Taylor zu werden, mit leichtem Gepäck und wenig Geld nach dem Westen und beabsichtigte sogar, wie er erzählt, bis nach China vorzudringen, um dort eine Zeitung in der Theekistensprache herauszugeben. Er kam jedoch diesmal nicht weiter als nach Tiffin in Ohio, woselbst er für einen Wochenlohn von 4 Dollars als Lokalreporter einer kleinen Zeitung Beschäftigung fand. Von dort aus zog er später nach Toledo, wo er in derselben

Eigenschaft und für dasselbe Gehalt dem „Toledo Commercial“ seine Feder zur Verfügung stellte.

In seinem 24. Jahre zog er nach Cleveland, woselbst ihm der Herausgeber des „Plaindealer“ für den Wochenlohn von 12 Dollars engagirte. Die von ihm unter dem Pseudonym „Artemus Ward, Showman“ in jener Zeitung veröffentlichten Briefe, in welchen er die Schale seiner Satire über die Politiker der Western Reserve, wie die Umgegend Clevelands genannt wird, ergoß, machten ihn zu einer werthvollen Aquisition für jedes Tageblatt. Das größte Aufsehen erregte damals sein humoristischer Artikel „A Visit to Brigham Young“, in welchem er, der bis dahin noch keinem Mormonen in's Antlitz geblickt hatte, das Leben der Heiligen und ihres Propheten am Salzsee in drastischer Weise schilderte.

Infolge dieses überall kopirten Aufsatzes ward er zum Mitarbeiter und 1861 zum Chefredacteur der in New York erscheinenden humoristischen Wochenschrift „Vanity Fair“ ernannt. Als diese Zeitung, wie viele ihrer Vorgängerinnen, der Abonnentenschwindsucht erlag, machte es Ward wie es die meisten zufällig berühmt oder berüchtigt gewordenen Amerikaner zu thun pflegen — er ward Vorleser, oder, wie er sagt, „showman“ und durchzog mit seiner Menagerie, bestehend aus „waxfiggers‘, oder „moral wax statoes“, das ganze Land, überall Geld und Ruhm in Hülle und Fülle erntend. Zu seiner „Menagerie“ gehörten „3 moral bares, Kangaroos and great Snaiks, a larfable little curs“ und „a zewological animal like a snaike under perfeck subjecshun.“

1866 ging er nach London und starb daselbst ein Jahr später an der Schwindsucht. Seine Vorlesetouren

hat der Engländer Edward P. Hingston in einem Buch beschrieben, und der Engländer H. R. Haweis hat ihm in seinem Buche „America Humorists“ ein Kapitel gewidmet und darin auch die meisten Ward'schen Witze, die des Aufzeichnens werth waren, mitgetheilt. Eine Ausgabe seiner Werke hat die Carleton'sche Verlagshandlung in New York veröffentlicht.

Die Art und Weise wie Ward sprach, wirkte stets mehr auf die Lachmuskeln seines Auditoriums als das, was er sprach. Vulgär und profan ward er nie; er war reich an originellen Wortspielen und Wortverdrehungen. Seine Zuhörer lachten schon, sobald sie ihn auf der Bühne sahen, ohne sich die Ursache desselben erklären zu können. Mit großer Vorliebe berief er sich stets mündlich und schriftlich auf seinen guten Freund Shakespeare und citirte die zahlreichen Stellen, in denen derselbe das Wort Ward gebrauchte. Seine verdrehte Orthographie ist nicht immer genießbar und wenn er z. B. „not all the tortoises of the imposition“ schreibt und darunter „tortures of the inquisition“ nennt, so treibt er denn doch diese Albernheit etwas zu weit.

Der populärste, anziehendste und zugleich auch einer der gediegensten Essayisten ist der 1869 zu Gloucester in Massachusetts geborene und vor einigen Jahren verstorbene Edwin P. Whipple, der, obgleich ihm niemals der Segen einer akademischen Bildung zu Theil ward, doch mit das Geistreichste und Gediegenste über die englische Literatur, besonders über die Literatur zur Zeit der Königin Elisabeth, geschrieben hat. Seine in Boston erschienenen Werke füllen sechs Bände.

Francis J. Child (geboren 1825), Professor der englischen Literatur am Harvard College, hat sich durch seine zwei Sammlungen von „English and Scotch Popular Ballads“ um die Kunde des Volksliedes sehr verdient gemacht. — Richard Grant White (1822—1885), hat zwei kritische Shakespeare-Ausgaben edirt, sowie die aus philosophischen Plaudereien bestehenden Werke „Words and their Uses“ und „Everyday English,“ ein Reisewerk über England und die Novelle „The Fate of Mansfield Humphreys“ geschrieben. Als Shakespeare-Forscher aber hat er sich unstreitig die größten Verdienste erworben. Eine Anzahl Shakespeare'sche Themen behandelnde Aufsätze wurden nach seinem Tode gesammelt und in Boston veröffentlicht. — Henry N. Hudson hat ebenfalls zwei kritische Shakespeare-Ausgaben veranstaltet. — Hiram Corson, Professor an der Cornell Universität, hat durch sein „Handbook of Anglo-Saxon and Early English“ das Sprach- und Literaturstudium der betreffenden Epoche wesentlich gefördert. Sein Werk über Robert Browning (Boston 1886) zählt zu dem Besten, was über diesen schwer verständlichen englischen Dichter geschrieben worden ist.

William D. Howells und Henry James sind unstreitig die bedeutendsten amerikanischen Novellisten der Gegenwart. Ersterer, den wir bereits früher erwähnt haben, ist 1837 in einem Dorfe Ohio's geboren und so gut wie ohne Schulunterricht aufgewachsen. Von seinem 12. bis zum 19. Jahre war er als Setzer in der Druckerei seines Vaters in Hamilton und Dayton beschäftigt. Dann wurde er Mitarbeiter der „Cincinnati Gazette“ und späterhin Berichterstatter des „Ohio State Journal“ in Columbus. Von 1861—65 war er Konsul in Venedig, 1866 übernahm

er die Redaktion des „Atlantic Monthly" und gegenwärtig ist er hauptsächlich für „Harper's Monthly" thätig. Howells ist Verfasser der Novellen „Their Wedding Journey," „A Chance Acquaintance," „A Foregone Conclusion," „The Lady of Arnstock," „The Undiscovered Country," der Lustspiele „Out of the Question" und „A Conterfeit Presentment," sowie eines Bandes Gedichte, von welchen 1885 eine neue Auflage erschien. Die Werke „Venetian Life" and „Italian Journeys" sind Früchte seines Aufenthaltes in Italien. Alle seine Schriften zeichnen sich durch leichte, graziöse Diktion aus, so daß man ihn in dieser Hinsicht den besten französischen Novellisten gleichstellen kann. Howell's Schriften enthalten einen gesunden moralischen Kern, wodurch sich dieselben vorzugsweise zur Familienlektüre eignen. Sein Humor ist der Humor eines echten Dichters, der sich damit zufrieden gibt, ein sanftes Lächeln, nicht aber lautes Lachen des Lesers hervorzurufen.

Henry James jr., der Sohn eines hervorragenden Schriftstellers und Geistlichen der Swedenborgianer, ist in die Fußstapfen Hawthorne's getreten und zeigten dies hauptsächlich seine kleineren Erzählungen, wie „The Last of the Valerii" and „The Romance of certain old Clothes". Seine späteren Novellen verrathen häufig französischen Einfluß. James ist ein brillanter Stilist, welcher seiner Aufgabe, veredelnd auf sein Publikum zu wirken, völlig gewachsen ist. Er ist Verfasser folgender Novellen: Watch and Ward, A Passionate Pilgrim (deutsch von Moritz Busch), Roderick Hudson (deutsch von Moritz Busch), The Americans, The Europeans, Confidence und The Portrait of a Lady; außerdem hat er eine Sammlung transatlantischer Skizzen veröffentlicht.

Edward Eggleston (1837—), ein New-Yorker Journalist, ist der Verfasser einer Anzahl kleinerer Erzählungen, die ihres gesunden Inhaltes und ihrer ungekünstelten, aber eindrucksvollen Sprache wegen ihren Weg in alle lesenden Familien des amerikanischen Kontinentes fanden. — George William Curtis (geb. 1824), der sich mehrere Jahre in Europa und Asien aufhielt und seit geraumer Zeit in New-York als Journalist thätig ist, ist Verfasser der unterhaltenden, mit gesundem Humor gewürzten Reiseschriften „Nile Notes of a Howadji“ und „The Howadji in Syria“, sowie der skizzenhaften Schriften „Lotus Eating,“ „Prue and J,“ „The Potiphar Papers u. s. w.

Epes Sargent (1812—1880), dessen Schullesebücher der früheren Generation Neuenglands noch im Gedächtnis sind, edirte die Werke einiger englischer Dichter, wie Gray, Goldsmith, Hood, Campbell u. s. w. für den amerikanischen Büchermarkt und schrieb die vergessenen Dramen „The Bride of Genoa,“ Velasco, Change makes Change“ und „The Priestess,“ sowie eine Reihe an anziehenden Naturbeschreibungen reicher Gedichte, wie „A Life on the Ocean Wave.“ Sargent war ein Spiritualist und veröffentlichte über die Lehre dieser sonderbaren Schwärmer das Buch „Planchette, or the Despair of Science“, ohne jedoch seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen.

Henry Giles, von dessen geistreichem Werke „Human Life in Shakespeare“ sein Landsmann John Boyle O'Reilly in Boston eine neue mit einer Biographie versehene Ausgabe veranstaltet hat, nimmt als Literaturkenner und feiner Essayist einen hohen Rang ein.

William Wetmore Story (1819—) studirte Jurisprudenz am Harvard College, gab aber 1848 die Aus-

übung derselben auf und ging nach Rom, woselbst er sich mit Erfolg der Bildhauerei widmete. Er ist der Verfasser einer Biographie seines Vaters, des Richters Story, des Skizzenbuches „Walks and talks about Rome," des Epos „A Roman Lawyer in America," das zuerst in „Blackwood's Magazin" erschien, sowie mehrerer Bände gedankenreicher Gedichte, von denen 1885 die Bostoner Verlagshandlung Houghton, Mifflin & Co. eine Gesammtausgabe veranstaltete.

Theodore Winthrop (1828—1861), ein talentvoller Novellist, ist leider für die amerikanische Literatur zu früh gestorben. Den gewöhnlichsten Dingen gewann er eine poetische Seite ab und Alles, was er schrieb, ging aus sorgfältiger Beobachtung des menschlichen Lebens hervor. Seine nachgelassenen, aus Novellen und Skizzen bestehenden Werke („John Brent", „Edwin Brothertoft", „The Canoe and the Saddle", „Life in the open Air" und „Cecil Dreeme", seine gediegenste Schöpfung, die George William Curtis mit einer biographischen Einleitung versehen hat, sind im Verlage von Henry Holt & Co. in New-York erschienen.

Der Advokat Richard Dana hat seine zweijährige, als junger Mann unternommene Seereise unter dem Titel „Two Years before the Mast" geschrieben und damit ein Werk geliefert, das in England und in Amerika so populär wie Robinson Crusoe geworden ist.

Der zu Norwich in Connecticut wohnende Donald G. Mitchell („Ike Marvel"), geboren 1832, ist Verfasser der Werke „Seven Stories", „Wet Days at Edgewood", „Out of-Door Places", „Dr. Johns", „Bound Together", „A Sheaf of Papers", „My Farm at Edgewood", „About old Story-Tellers", „Dream Life" und „Reveries of a Batchelor", wovon besonders die beiden letzten allgemein

bekannt und in mehrere europäische Sprachen übersetzt worden sind. Die darin enthaltenen Skizzen sind reizende Träumereien, über die man wie unter dem Einflusse eines Opiats die Wirklichkeit vergißt. Wegen ihres weichlichen und sentimentalen, die Phantasie des Lesers zu sehr beherrschenden Karakters bilden diese Schriften eine angenehme Mondscheinlektüre, die aber auf junge empfängliche Gemüther einen gerade nicht heilsamen Eindruck machen.

James R. Gilmore („Edmund Kirke“, geboren 1823) hat sich durch seine Novelle „Among the Pines,“ in welcher er Episoden aus dem letzten amerikanischen Bürgerkriege anschaulich und ergreifend zu schildern weiß, als gewandter Schriftsteller erwiesen. — William Gilmore Simms (1806—1870) war einer der fruchtbarsten Novellisten des Südens, dessen Werke „The Partisan“, „Wellichampe“, „Katharine Walton“, „The Scout“, „The Foragers“, „Castle Dismal“, „The Wigwam and the Cabin“, „Eutaro“ u. s. w. hauptsächlich auf Lokaltraditionen beruhen, denen er ein erhöhtes Interesse zu geben verstand. Sein Gedicht „Atlantis“ fand günstige Aufnahme und dürfte wohl das einzige seiner Werke in gebundener Sprache sein, das heute noch Verehrer und Leser findet.

John Estey Cooke (1830—), hat die historischen Traditionen Virginien's novellistisch ausgebeutet („Virginia Comedians“, „The Last of the Forester“, „Elly“, „Fairfax“, „Henry St. John“, „My Lady Poachontas“ u. s. w.), eine Biographie der Generäle Jackson und Lee geschrieben, sowie einige auf den amerikanischen Bürgerkrieg, den er auf südlicher Seite mitfocht, sich beziehende Schriften veröffentlicht. Sein älterer Bruder, Felix Pendleton Cook (1816—50), Verfasser der „Froisart Ballads,“ in denen

er die mittelalterliche Ritterpoesie zu neuem Leben erstehen lassen wollte, ist durch das darin enthaltene Lied „Florence Vane“ der Nachwelt in gutem Gedächtnis geblieben. — Dr. Robert M. Bird (1805—54), ein Pennsylvanier, welcher seine ärztliche Praxis mit der Schriftstellerei vertauscht hatte, erntete durch die drei, mehrfach aufgeführten Tragödien „The Gladiator,“ „Oroloosa“ und „The Broker of Bogota“ großen Beifall; seine Hauptverdienste aber erwarb er sich auf dem Gebiete der Novellistik („Calavar“, „The Infidel“, „The Hawk of Hawks Hallow“, „Sheppard Lee“ u. s. w.).

Hermann Melville (1819—), der in seiner Jugend als Matrose besonders im stillen Ocean mancherlei Abenteuer erlebt hatte, hat das Seemannsleben in mehreren Novellen und Skizzen („Typsee,“ „Redburn,“ „White Jacket“ u. s. w.) in kräftigem Englisch anschaulich geschildert; leider aber scheint er sich hin und wieder in mystische Nebel zu verirren. — Der Bostoner Theologe Edward E. Hale (1822—), ist der Verfasser vieler Erzählungen („The Man without a Country“, „The Ingham Papers“, „Libaris“, „If, Yes und Perhaps“ u. s. w.), von denen besonders die erste durch ihre Originalität berühmt und allgemein bekannt geworden ist.

Horace E. Scudder (1838—), ein fleißiger Bostoner, ist Verfasser mehrerer Jugendschriften, die durch ihren gesunden Humor und ihre edle Einfachheit bei dem jungen Volke rasch Eingang gefunden haben. Seine „Bodley Books“, von denen bis jetzt acht Bände erschienen sind, suchen den Wissensdurst der Jugend in jeder Hinsicht zu befriedigen. Außer diesen und einigen anderen Jugendschriften

hat Scudder eine Biographie Noah Webster's, sowie die Novelle „The Dwellers in Five-Sisters' Court" verfaßt.

Jakob Abbott (1803—), ein früherer Geistlicher, zeichnete sich ebenfalls als ein gediegener und fruchtbarer Jugendschriftsteller aus, seine „Rollo Books," die aus 28 Bänden bestehen, können ruhig zu dem Besten gerechnet werden, was in Amerika bis jetzt auf dem Gebiete der Jugendliteratur geleistet worden ist.

Frau Harriet Elizabeth Beecher-Stowe, die weltberühmte Verfasserin des epochemachenden und die Abschaffung der amerikanischen Sklaverei befördernden Buches „Uncle Tom's Cabin", ist die älteste Tochter des Dr. Lyman Beecher, und am 14. Juni 1812 zu Litchfield in Connecticut geboren. Von ihrem 15. bis zum 20. Jahre half sie ihrer Schwester Katharine in der Leitung einer Schule zu Hartford; 1832 ging sie mit der Familie ihres Vaters nach Cincinnati und verheiratete sich daselbst 1836 mit Calvin E. Stowe, einem Professor am „Lane Theological Seminary" und zog mit demselben späterhin nach Andover in Massachusetts. 1843 gab sie ihr erstes, aus kurzen Erzählungen und Skizzen bestehendes Werk heraus. „Uncle Tom's Cabin" erschien 1852 und der Erfolg dieser auf Thatsachen beruhenden Novelle steht in der gesammten Literatur einzig da, denn in neun Monaten wurden davon über eine Million Exemplare verkauft und Verfasserin wie Verleger verdienten ein großes Vermögen. In London wurden über dreißig Nachdrucke publizirt und das Werk wurde in jede Sprache übersetzt, die eine Schrift besaß. Diese Novelle aber hatte nicht allein politische Bedeutung, denn die in derselben kultivirte Antisklaverei-Gesinnung ward damals weder in Ame-

rika noch in England von der großen Masse gutgeheißen, sondern es ist vielmehr der poetische, künstlerische Werth, der diese Erzählung zu einem Lieblingsbuche selbst solcher Leser machte, denen die sozialen Ansichten der Verfasserin bitter verhaßt waren. Frau Beecher-Stowe ist unstreitig eine begabte, geniale Frau; ihre Karakterzeichnungen sind klar und sicher und das Gemüth des Lesers nimmt sie scheinbar ohne jede künstlichen Hilfsmittel unwiderstehlich in Besitz. In dieser Novelle pulsirt dramatisches Leben, kein Wunder also, daß sie auch in dramatischer Form sogar heute noch, nachdem doch die Sklavereifrage längst gelöst ist, ein Zugstück vieler Theater bildet.*)

Frau Beecher-Stowe ist außerdem die Verfasserin folgender novellistischen Werke: „Agnes of Lorrento," „The Pearl of Orr's Island," „The Minister's Wooing," „My Wife and I," „We and our Neighbors" u. s. w.; fernerhin hat sie einen Band religiöser Gedichte, sowie eine in Scandalsucht machende Schrift über Byron herausgegeben, die einen heftigen Federkrieg diesseits und jenseits des Oceans hervorrief. Trotzdem sie in manchen ihrer zahlreichen späteren Schriften Vorzügliches leistete, so ist doch „Onkel Tom's Hütte" ihr gelesenstes Werk bis auf den heutigen Tag geblieben.

Als im Jahre 1852 der Tendenzroman „Onkel Tom's Hütte" erschien und im Verlaufe weniger Monate in 200,000 Exemplaren verbreitet wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Amerika. Der Norden fragte

---

*) Die von Houghton, Mifflin & Co. in Boston veranstaltete Prachtausgabe (Illustrated Holiday Edition) von „Uncle Tom's Cabin" enthält eine ausführliche Biographie der verschiedenen Nachdrucke und Uebersetzungen.

sich, ist es wirklich möglich, daß unter dem Sternenbanner solche Gräuelthat geschehen könne, und der Süden gab die heiligste Erklärung ab, daß die in dem genannten Buche geschilderten Verhältnisse auf gänzlicher Unwahrheit beruhten, was auch schon deshalb erklärlich sei, weil die Verfasserin keine Gelegenheit gehabt habe, an Ort und Stelle Studien zu machen.

Je mehr nun dieses Buch verbreitet wurde, desto eifriger waren auch die reichen Sklavenhalter des Südens, den Karakter der Verfasserin zu verdächtigen, so daß sich dieselbe gezwungen sah, in einem „Schlüssel" den Quellennachweis ihrer Angaben zu liefern.

Das Vorbild des „Onkel Tom" war ein Sklave Namens Josiah Henson, welcher 1883 in der Nähe von Dresden, in der canadischen Provinz Ontario, starb, und der als neunzigjähriger Mann seine Autobiographie (Boston 1879) veröffentlichte.

Josiah Henson ist am 15. Juni 1789 auf einer Farm in Maryland geboren. Sein Vater, der sich einst an einem Aufseher thätlich vergriffen hatte, wurde, nachdem man ihm die gesetzlichen hundert Peitschenhiebe aufgezählt und ein Ohr abgeschnitten hatte, nach Alabama verkauft und seitdem hörten er und seine Mutter, die eine Sklavin des Dr. McPherson war, keine Silbe mehr von demselben. Dieser McPherson war gerade kein schlimmer Herr, doch war er sehr dem Trunke ergeben, wodurch er sich auch einen frühen Tod zuzog. Darauf wurde seine Farm nebst den dazu gehörigen Sklaven verkauft. Josiah wurde von einem gewissen Noble erstanden; da ihn jedoch die Sehnsucht nach seiner von dem Plantagenbesitzer Riley gekauften Mutter so sehr übermannte, daß er lebensgefährlich krank

wurde, so überließ ihn sein Besitzer für ein Spottgeld dem Herrn seiner Mutter. Riley war, wie fast alle Sklavenhalter, rauh, barsch und dem Trunke ergeben; den jungen, fleißigen und umsichtigen Josiah behandelte er jedoch anständig und machte ihn im Laufe der Zeit zum Aufseher über seine Farm.

Einstens hatte Riley Streit mit Bryan Litton, dem unter dem Namen „Legren" von Beecher-Stowe geschilderten Aufseher seines Bruders, und wurde von demselben niedergeschlagen; Josiah eilte zu seiner Unterstützung herbei und brachte seinen Herrn mit Mühe und Noth nach Hause. Die Folge davon war, daß ihm Litton eines Tages aufpaßte und ihn dermaßen züchtigte, daß er die Folgen sein ganzes Leben spürte. Riley gerieth durch seine Ausschweifungen allmälig tief in Schulden, so daß ihm Alles verkauft werden sollte und er daher dem Josiah den Auftrag gab, alle Sklaven heimlich nach Kentucky zu seinem Bruder zu bringen. Josiah führte diesen Plan auch aus und blieb drei Jahre in dem genannten Staate. Darnach sollten alle Sklaven Riley's verkauft werden; nur Josiah, der inzwischen Methodisten-Prediger geworden war, sollte nach Maryland zurückkehren. Auf der Rückreise predigte er in verschiedenen Städten und setzte sich dadurch in den Besitz von 276 Dollars, einem Kapitale, mit dem er sich freizukaufen beabsichtigte. Doch ward er um dieses Geld von seinem Herrn schmählich betrogen, so daß er in Folge dessen das Wagnis unternahm, mit Frau und Kindern nach Canada, dem gelobten Lande der Neger, zu fliehen. Als er nach unsäglichen Schwierigkeiten im October 1830 den canadischen Boden betrat, warf er sich vor Freude auf die Erde und küßte sie. Auf einer

Farm fand er lohnende Beschäftigung, und schon nach drei Jahren war er, wie er mit Stolz berichtet, im Besitze eines Pferdes, einer Kuh und mehrerer Schweine. Sein ältester Knabe besuchte die Schule und las ihm zuweilen aus der Bibel vor, so daß er Sonntags besser predigen konnte. Von diesem Knaben lernte er auch mit der Zeit selber lesen und schreiben.

Henson hatte großen Einfluß auf die dortigen Schwarzen und war auch stets zu Opfern bereit, wenn es galt die Lage derselben zu verbessern und sie von ihren weißen Arbeitsgebern unabhängig zu machen. Auch entfaltete er große Umsicht und Schlauheit, indem er zahlreichen Sklaven in Kentucky zur Flucht nach Canada verhalf. Fernerhin bereiste er hauptsächlich die Oststaaten der Union und sammelte Gelder, mit denen er eine Schule für seine Leidensgenossen gründete und eine Sägemühle erbaute. Dreimal kreuzte er den atlantischen Ocean und hielt in den hauptsächlichsten Städten Englands Vorträge über die amerikanische Sklaverei, und da Jedermann daselbst „Onkel Tom's Hütte" gelesen hatte, so strömte natürlich das Publikum schaarenweise herbei, um den Original-Tom zu hören und zu sehen. Sogar die Königin von England ließ ihn nach ihrem Schlosse Windsor einladen und unterhielt sich längere Zeit auf das Huldreichste mit ihm und seiner Frau.

Mit Frau Beecher-Stowe war Henson im Jahre 1850 gelegentlich seiner Reise nach Andover in Massachusetts bekannt geworden und dieselbe hatte sich dann von ihm in die Geheimnisse der Sklaverei einweihen lassen und nach seinen Mittheilungen in kurzer Zeit ihren epochemachenden Roman verfaßt. Daß derselbe mehr Wahrheit als Dichtung enthielt, hat sich späterhin zum größten

Aerger der Südländer, die doch in den Augen der Welt so ganz als Gentlemen und ritterliche Kulturträger dastehen wollten, zur Genüge herausgestellt; selbst die so anschaulich beschriebene Flucht von George Harris und seiner Frau über die Eisschollen des Ohioflusses beruht auf einer wirklichen Thatsache, wie Levi Coffin in seinen „Reminiscences of the Underground Railway“ umständlich erzählt.

Aus der von Henson gegründeten Schule hat sich nach mancherlei Schwierigkeiten und kostspieligen Processen, die den Gründer beinahe von Haus und Hof getrieben hätten, die „Wilberforce University“ entwickelt, welche den canadischen Negern Gelegenheit gibt, sich eine gute klassische und Real-Bildung anzueignen.*)

Susan Warner (Elizabeth Wetherell“) ist die Verfasserin mehrerer Novellen, von denen aber nur „Queechy“ und „The wide, wide World,“ besonders letztere, in die Masse gedrungen sind. Ihre Schwester Anna („Anny Lothrop“), schrieb „Dollars and Cents“ und „My Brother's Keeper,“ zwei viel gelesene Novellen; ihre zahlreichen Jugendschriften fanden geringe Aufnahme. — Die Novellen der Frau Anna Cora Movatt Ritchie (1820—1870), einer einst viel gefeierten Schauspielerin, befriedigten die vorübergehende Neugierde ihrer Bewunderer; ihre „Autobiography of an Actress“ ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntnis amerikanischer und englischer Bühnenverhältnisse.

Frau Sara Jane Lippincott („Grace Greenwood“, 1823—) hat es verstanden, durch sensationelle Arbeiten stets von sich reden zu machen; außer einem Bande ge-

*) Siehe „The Life of H. Beecher-Stowe“. By her Son Charles Edward Stowe. Boston 1889.

rade nicht ganz unbedeutender „Poems" hat sie eine ganze Reihe von Bänden aus ihren ursprünglich in Zeitschriften veröffentlichten Erzählungen und Skizzen („Forest Tragedy," „Stories from many Lands," „Record of five Years" u. s. w. zusammengestellt, wovon sie wohl wenige überleben werden.

Harriet Prescott Spofford (1835—) ist ebenfalls auf novellistischem Gebiete sehr fleißig gewesen („The Amber Gods", „New England Legends," „Azarian" u. s. w.); doch hat sie nur als Verfasserin der packend geschriebenen Erzählung „Amber Gods" Bedeutung für die Literaturgeschichte. Ihre „Poems" enthalten einige lyrische Kleinigkeiten, die lobende Anerkennung verdienen.

Louisa May Alcott, die Tochter des Transcedentalisten Bronson Alcott, ist 1832 in Germantown in Pennsylvanien geboren und fing schon mit ihrem 16. Jahre an für Zeitungen zu schreiben. Als freiwillige Krankenwärterin war sie anfangs des amerikanischen Bürgerkrieges längere Zeit in den Hospitälern zu Washington thätig und die während dem nach Hause gesandten, ihre Erlebnisse unter den Verwundeten schildernden Briefe, gab sie 1863 unter dem Titel „Hospital Sketches" heraus. Da dieses Werk günstige Aufnahme fand, so beschloß sie, sich ganz der literarischen Beschäftigung zu widmen; ihre Novelle „Woods" (1865) entsprach jedoch den allgemeinen Erwartungen nicht, hingegen machte sie die Erzählung „Little Woman" (1867; deutsch von Pauline Schanz, Leipzig 1876) plötzlich zu einer der beliebtesten Schriftstellerinnen Amerika's. In derselben liefert sie ein Bild aus dem Leben im östlichen Massachusetts und in den darin geschilderten Personen will man Mitglieder ihrer Familie erkennen.

Ihre Novellen „An Old-Fashioned Girl“ und „Little Men“ (deutsch von P. Schanz, Leipzig 1876) entfalten ebenfalls naturgetreue Lebensbilder. Frl. Alcott, deren Werke alle im Verlage von Robert's Brothers in Boston erschienen sind, zeigt sich stets als echte Amerikanerin; ihr Humor und Geschmack, ihre Begeisterung für Freiheit, Natur und ideale Bestrebungen sind specifisch amerikanisch und verleihen ihren Werken einen unwiderstehlichen Reiz. Louisa Alcott starb am 7. März 1888, wenige Tage nach dem Tode ihres Vaters. Ihre Biographie lieferte die Schriftstellerin Edna Cheney (Boston 1888). — Elizabeth Oakes-Smith hatte lange Jahre zu kämpfen, ehe sie sich einen Leserkreis eroberte; durch ihre Erzählung „Riches without Wings,“ die noch immer eines der gelesensten Werke der Jugendbibliotheken bildet, drang sie auf einmal durch und ihre späteren Schriften, wie „Bertha and Lily,“ „The Western Captive,“ und „The Newsboy“ fanden ein dankbares Publikum. Infolge des letztgenannten Werkes wurde den New-Yorker Zeitungsknaben, deren kümmerliches Leben darin ergreifend geschildert ist, von Philanthropen eine Anstalt errichtet, welche ihnen zur zweiten Heimat geworden ist.

Mary J. Holmes, als Gattin eines Advokaten zu Rockport im Staate New-York lebend, ist Verfasserin der Novellen „Lena River,“ „Darkness and Daylight,“ „Marion Grey,“ „Dora Deam,“ „Rose Mother“ u. s. w., die gerade das Publikum nicht mit Sturm nahmen, allmälig aber eine begehrte Lektüre bildeten. Sie schreibt nur über Dinge und Verhältnisse, die sie aus persönlicher Anschauung kennt; sie will veredeln und belehren, niemals aber den Leser durch sensationelle Episoden fesseln. —

Augusta Evans Wilson, die von ihren Bewunderern die amerikanische Charlotte Bronté genannt wird, schrieb eigenartige Novellen: „Beuláh,“ „Macana“ und „St. Elmo,“ von denen die letzte eine lebhafte Diskussion in den Zeitungen hervorrief, und auch in einem Buche unter dem Titel „St. Twelino“ travestirt wurde.

Wer glaubt, daß in den Südstaaten der alte Haß gegen den Norden und die Idee, daß die Sclaverei ein göttliches Institut sei, ausgestorben sei, ist sicherlich nicht mit der neuesten Literatur des Südens vertraut. Nein, der ächte südliche Chevalier hat seine alten Ideale, nämlich Staatenrechte, Freihandel und Sklaverei, noch lange nicht begraben, vielmehr läßt er sich selten eine Gelegenheit entgehen, dieselben durch Wort und Schrift wieder auf's Neue aufzufrischen und seine Nachkommen dafür zu begeistern. In diese Kategorie gehört auch die Schriftstellerin Meriwether zu Memphis in Tennessee. In ihrer etwas melancholisch angehauchten Tendenznovelle „The Master of Red Leaf“, von der 1880 zu New-York eine Volksausgabe erschien, kontrastirt sie die Engherzigkeit und Niederträchtigkeit der Neuengländer mit dem Edelsinn des Südländers auf drastische Weise. Sie führt uns zuerst in eine an irdischen Gütern arme, an Kindern aber reiche Familie eines in den Neu-England Staaten lebenden Geistlichen, eines stellenlosen, geistig beschränkten Mannes, der sein Brod mühselig durch fulminante Anti-Sklaverei-Reden verdiente und der in seinem Hause ein gestrenges, liebloses Regiment führte. Durch näheres Eingehen auf die Familienverhältnisse dieses kalten Puritaners will die Verfasserin erstens zeigen, daß das Loos irgend einer Sklavenfamilie immer noch erträglicher als

das eines Repräsentanten der Negerfreiheit war und zweitens will sie, da sie zum Stamme der Frauenrechtlerinnen gehört, beweisen, welch trauriges Loos den arbeitenden und duldenden Frauen mitunter beschieden ist.

Frau Stowe's Buch wirkte in diesen Kreisen Neu-Englands wie der Funken in einem Pulvermagazin. In jedem Neger sahen sie einen Onkel Tom und in jedem Sklavenhalter einen Legree. Frau Meriwether wundert sich nur, daß letzterer aus dem Norden stammte und gibt dafür Frau Stowe reichlich Credit.

Als John Brown seinen Versuch, die Sklaverei in Virginien zu befreien, am Galgen gebüßt hatte, ließ der Norden die Sklavenstaaten durch geheime Missionäre, die sich unter allerlei Vorwänden Eingang verschaffen und die Neger zum Aufstand bereden sollten, bereisen und auch eine Tochter des erwähnten hartherzigen Geistlichen reiste nach dem Süden, um daselbst eine Stelle als Lehrerin anzunehmen, in Wirklichkeit aber, um die Sklaven zum Freiheitskampfe vorzubereiten. Auf einer am Mississippi gelegenen Plantage, welche „Red Leaf" genannt wurde und auf der 300 Sklaven beschäftigt waren, fand sie eine liebevolle Heimat als Erzieherin. Dort sieht sie ein, daß die Neger mit ihrem Loose zufrieden sind und durchaus keine Gründe zum Klagen haben; sie findet dort eine herrliche Bibliothek und liest die Werke Shakespeare's und Byron's, von welch' letzterem sie bisher nur als dem Sohne Satans sprechen gehört hatte; sie füllt viele Seiten mit der Beschreibung der Liebenswürdigkeit der südlichen Ritter, besonders aber des ältesten Sohnes der betreffenden Pflanzerfamilie, in den sie sterblich verliebt ist.

Der Bürgerkrieg bricht aus und zur Berechtigung des Vergehens der Südländer führt sie einige Stellen aus der New-Yorker „Tribune“ an, in welcher Greely sagt, daß „eine demokratische Regierung nur auf dem Willen der Regierten beruhe und daß, wenn also die Golfstaaten eine Nation für sich bilden wollten, Niemand das Recht habe, sie daran zu hindern.“ Der Ausdruck „Union“ schmecke zu sehr nach Betrug und Willkür. Nicht das Institut der Sklaven, wohl aber die Sucht nach Gewinn habe den Haß des Norden gegen den Süden hervorgerufen; der Süden huldige dem Freihandel, der Norden hingegen dem Schutzzolle, denn ohne denselben würde er bald so arm wie Nova Scotia oder New Brunswick sein. Dieselbe Idee vertritt, beiläufig gesagt, auch Beecher in seinem Roman „Norwood“.

Der Norden hat nach unserer Schriftstellerin den Süden stets behandelt, wie der Wolf das Lamm in der bekannten Fabel.

Als die Predigerstochter aus Neu-England Grund genug hatte, auf eine schöne Cousine des Plantagenbesitzers eifersüchtig zu sein, erinnerte sie sich erst wieder ihrer eigentlichen Aufgabe und suchte die Neger für ihre Freiheit empfänglich zu machen.

Der Herr von „Red Leaf“, der älteste Sohn des Hauses nämlich, organisirt eine Compagnie Soldaten und zieht mit derselben in den Krieg gegen die Nordländer. Verwundet fällt er letzteren in die Hände und wird in ein Hospital zu New Orleans geschafft, wohin ihm die Lehrerin bald nachfolgt und ihn liebevoll pflegte. Er wird schließlich nach Hause gebracht, heiratet dann seine Cousine und zieht abermals in den Krieg. Nun folgt

eine überraschende Verwicklung auf die andere; die nördlichen Truppen verwüsten die betreffende Plantage und treiben die Neger fort — kurz, es werden die mannichfachen Folgen des unheilvollen Krieges auf das grellste dargestellt und immer wieder wird der Südländer als Gentleman, der Nordländer aber als tyrannischer Bluthund bezeichnet. Kein Wunder, daß Anfangs kein New-Yorker Verleger diese höchst einseitige Novelle drucken wollte und daß sie zuerst in London erscheinen mußte. Dort fand sie natürlich aus leicht begreiflichen Gründen die günstigste Aufnahme; auch läßt sich durchaus nicht leugnen, daß wir hier das Product einer wirklichen, aber höchst einseitigen Dichterin vor uns haben.

Meriwether's zweite Novelle, nämlich „Black and White“ (New-York 1883) läßt viel zu wünschen übrig; sie ist ermüdend und langweilig und die uns darin vorgeführten Personen vermögen unser Interesse nicht zu fesseln, trotzdem wir fest überzeugt sind, daß wir hier dem Leben abgelauschte Scenen vor uns haben. Auch ist darin dem Negerdialekte zu viel Spielraum gelassen, und mit den vulgären Ausdrücken „h—l“ und „d—d“ zu verschwenderisch umgegangen worden.

Frau Meriwether ist die Gattin eines Advokaten in Memphis, der während des Bürgerkrieges als Major in der südlichen Armee diente. Als 1862 General Sherman die genannte Stadt einnahm, confiscirte er ihr Eigenthum und sie floh mit ihren Kindern nach Alabama, woselbst sie sich durch Schriftstellerei kümmerlich ernährte. Für ihre Erzählung „Story of a Refuge“ erhielt sie sogar einen Preis von 500 Dollars; aber das wollte damals, als der gewöhnlichste Kleiderstoff 25 Dollars per Elle

kostete und das konföderirte Geld überhaupt wenig Werth hatte, nicht viel heißen. Nach dem Kriege kehrte sie nach Memphis zurück und kam auch wieder in den Besitz ihres früher confiscirten Eigenthums. Sie schrieb außerdem noch einige andere Novellen und die dramatische Satire „Ku-Klux-Klan“. Sie ist eine eifrige Frauenrechtlerin und schwärmt für Henry George und dessen Ideen vom Landeigenthume.

Frau Julia Mc'Nair Wright (1840—), eine streitbare, aus Oswego im Staate New-York stammende Schriftstellerin, hat ihre Feder hauptsächlich gegen den Katholicismus in Bewegung gesetzt. („Almost a Nun,“ „Almost a Priest,“ „Priest and Nun“ u. s. w.). — Adeline D. T. Whitney (1824—), hat sich durch ihre christlich-fromm gefärbten Novellen („The Gay Worthies“, „We Girls“, „The other Girls“ u. s. w.), besonders aber durch „Faith Gartney's Girlhood“ einen großen Leserkreis erobert. Ihre unter dem Titel „Pansies“ publicirten Gedichte sind mittelmäßige Leistungen. — Harriette N. W. Baker, hat unter dem Namen „Madeline Leslie“ eine ganze Bibliothek von frömmelnden Jugendschriften („Sunday-School Books“) zusammen geschrieben. Ihr katholisches Seitenstück ist Frau Sadlier, die Gattin eines New-Yorker Verlegers.

Von allen amerikanischen Jugendschriftstellern kann sich keiner solcher Erfolge rühmen, als der unter dem Namen „Oliver Optic“ bekannte William T. Adams. Derselbe wurde am 30. Juli 1882 zu Medway in Massachusetts geboren und erhielt seine Bildung an der öffentlichen Schule Boston's. Nachdem er drei Jahre lang in Dorchester als Schulmeister fungirt hatte, übernahm er mit seinem Vater ein Hotel in Boston, das sich jedoch nicht rentierte, so daß er sich abermals eine Lehrerstelle

suchen mußte. Inzwischen hatte er auch sein Glück mit der Feder versucht und einige Temperenzerzählungen in Zeitungen veröffentlicht, die solche erfreuliche Aufnahme fanden, daß er sich nach und nach entschloß, sich ganz und gar der Jugendschriftstellerei zu widmen.

Er entwickelte nun einen ungemein großen Fleiß und die Aufzählung seiner in Buchform erschienenen Schriften würde allein eine Druckseite füllen. Bis jetzt hat er gegen 80 Bände veröffentlicht und die in zahlreichen Zeitungen abgedruckten kürzeren Erzählungen würden sicherlich auch gegen 50 Bände füllen. Er zeigt uns die amerikanische Jugend in allen Phasen der Thätigkeit; stets steht er ihr als Berather und Freund liebend zur Seite und niemals wirft er sich als Lobredner eines unedlen Karakters auf. Seine Schriften sind von einem gesunden Tone durchdrungen und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den zahlreichen, die Tugend verhöhnenden Machwerken. In einer Rede, die Adams bei der Einweihung der öffentlichen Bibliothek in Dorchester hielt, sagte er unter Anderem:

„Als ich anfing, Jugendschriften zu verfassen, hatte ich mir ein bestimmtes Ziel gesteckt. Ich erinnere mich noch ganz genau der Bücher, die ich als Knabe ohne Wissen meiner Eltern las. Das waren die „Drei Spanier“, „Alonzo und Melissa“, „Rinaldo Rinaldini“ und ähnliche Bücher, die man leider noch immer in den Buchläden vorräthig findet. Die Helden dieser Erzählungen waren Räuber, Schmuggler, Banditen oder Seeräuber, deren Waghalsigkeit meine Bewunderung herausforderte. Späterhin jedoch kam ich zu der Ueberzeugung, daß sich auch interessante Jugendschriften ohne jene demoralisirende Tendenzen herstellen ließen und dieses habe ich nun versucht.

Ich habe nie einen zum Helden gestempelt, dessen moralischer Karakter nicht zum Nacheifern anspornte."

Adams' Werke, die in verschiedene Serien eingetheilt sind, sind zur Lieblingslektüre der amerikanischen Jugend geworden; sie sind nicht allein unterhaltend, sondern auch belehrend. Um Land und Leute in Europa kennen zu lernen und nachher wahrheitsgetreue Anschauungen darüber zu verbreiten, hat Adams zwei Mal den atlantischen Ocean gekreuzt.

Auch die Jugendschriften Elijah Kellogg's, eines in Harpswell, Maine, lebenden Geistlichen, erfreuen sich einer großen Verbreitung. Er behandelt darin hauptsächlich Scenen aus dem amerikanischen Pionierleben und sucht die Jugend zur Ausdauer, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit anzuhalten. Jagdabenteuer und Indianerkämpfe spielen jedoch für die kindliche Phantasie eine zu große Rolle in diesen Schriften.

Indem wir nun unsere Geschichte der nordamerikanischen Literatur zum Abschluß bringen, sehen wir uns genöthigt, den Leser dafür um Entschuldigung zu bitten, daß wir, um dieses Werk nicht zu umfangreich zu machen, mehrfach gezwungen waren, einzelnen Autoren nur kurze Notizen zu widmen. Dies gilt besonders von einigen noch lebenden und schaffenden Schriftstellern.



Register.

Amerikanische Literatur

in deutschen Uebersetzungen

aus dem Verlage **Hans Lüstenöder, Berlin W 35.**

Adams, Charles F., Demokratie und Monarchie in Frankreich, vom Beginn der großen Revolution bis zum Sturz des zweiten Kaiserreiches . . . . M. 3.—.

Alcott, Louisa M., In grauer und in blauer Uniform und andere Erzählungen . . . . M. 1.50.

Bret Harte, Ausgewählte Erzählungen . . . . . . M. 1.50.

Canisius, Th., Abraham Lincoln. kart. . . . . . M. 2.—.

Denison, Mary A., So ein Mann wie mein Mann. Eine Ehestandshumoreske . . . . M. 1.50.

— „ —, So 'ne Frau wie meine Frau. Eine Ehestandshumoreske . . . . M. 1.50.

Eggleston, Edward, Der Schulmeister von Flat-Creek. Eine amerikanische Dorfgeschichte . . . . M. 2.—.

Emmerson, R. W., Neue Essays. (Letters and social aims.)
Geheftet . . . . M. 2.—.
Gebunden . . . . M. 3.—.

Habberton, John, Onkel Gustav (Helene's Babies). Eine Kindergeschichte mit ernsthaftem Ausgang. Gebunden . . M. 3.—.

— „ —, Tante Jettchen. (Other People's Children.) Geb. M. 3.—.

Leichen-Abenheim, Münchhausen in Amerika. Ein Potpourri schnurriger Geschichten, frei nach dem Amerikanischen. M. 1.50.

Holmes, Ol. W., Der Tisch-Despot . . . . M. 2.—.

Parkman, Fr., Frankreich und England in Nord-Amerika.
Band 1. Die Pioniere Frankreichs in der neuen Welt. M. 3.—.
Band 2. Das Ancien-Regime in Canada . . . . M. 3.—.
Band 3. Die Jesuiten in Nord-Amerika . . . . M. 3.—.

Stockton, Francis R., Vielliebchen und andere Märchen für Erwachsene . . . . M. 1.50.

Taylor, B., Erzählungen für wackere Knaben. 2. Auflage, fein gebunden. Mit 2 Aquarellen von Hans Looschen . M. 3.—.

— „ —, Geschichte von Deutschland. Geheftet . . . . M. 2.—.
Gebunden . . . . M. 3.—.

Druck von Oskar Brandstetter in Leipzig.

